Raamatu[illegible]uplus
E. Ring, Viljandis,
Posti tän. 14.

Dorothee von Livland.

Ein biographischer Roman

von

A. 5746.

A. von Sternberg.

Zweiter Band.

Raamatu[illegible]uplus
E. Ring, Viljandis,
Posti tän. 14.

Leipzig,
Verlag von Christian Ernst Kollmann.
1859.

Vorbereitungen.

Einige Tage blieb der Graf noch in der Stadt, dann reiste er mit seiner Tochter nach Alt-Auz, dem Familiengute, wo sich die Seinigen jetzt aufhielten. Es mußte einige Vorsicht beobachtet werden, um den zwei Nachrichten, die er mitbrachte, den geeigneten Eingang zu verschaffen. Der Tod Arwed's traf sämmtliche Mitglieder der Familie sehr hart; er war von Allen geliebt gewesen, selbst Iwan hatte ihm längst die Täuschung verziehen, die er an ihm begangen, und in vertraulichen Stunden erlaubte sich der greise Diener den Jüngling noch immer seinen Pathen zu nennen, ein Scherz, der von dem Lieutenant sowohl als von der jungen Gräfin sehr gut aufgenommen wurde, weil er Beide an die glücklichen Tage ihrer gemeinschaftlichen Reise erinnerte. Die zweite Nachricht, die in Aussicht stehende hohe

Brautwerbung, theilte der Graf für's Erste nur dem engsten Familienkreise mit und erregte bei diesem eine außerordentliche Aufregung. Die Gräfin war sich dessen durchaus nicht vermuthend, und sie nahm die Versicherung des Grafen, daß er dergleichen habe kommen sehen, in der That etwas gereizt und empfindlich auf. Das erste Wort, das sie sagte, war: „Aber wie läßt sich Das machen; er ist ja vermählt!“ Der Graf entgegnete lächelnd: „Sind Sie ein solcher Neuling in der Welt, meine Liebe, daß Sie nicht wissen, daß Fürsten über der bürgerlichen Ordnung stehen? Was haben wir nicht nach dieser Seite hin erlebt und was werden wir nicht noch erleben? Jedoch ist Vorsicht nöthig. Gerade dieser Umstand, den Sie so eben berührt haben, wird machen, daß ich, wenn der Antrag gemacht wird, nur zögernd und unter gewissen Bedingungen meine Zustimmung gebe. Die Verhältnisse für die Zukunft müssen jedenfalls festgestellt werden.“ Der Bruder des Grafen erwachte bei dieser Gelegenheit aus seinen alchymistischen Träumereien, die er, obgleich der Magier seine Schüler verlassen, noch immer fortträumte, und schloß seinen Bruder auf das feierlichste in seine Arme. „Mein theurer Johann,“ rief er, „ich wünsche Dir von Herzen Glück. Aus Deinem Stamme wird Kurland künftig seine Fürstensöhne entstehen sehen, und Du, mein Freund, wirst als Schwiegervater eines Fürsten eine be-

deutende Rolle spielen." — „Ich hoffe, keine andre, als die ich jetzt spiele," entgegnete der Bruder mit einiger Schärfe. Der Oberjägermeister antwortete nicht, sondern eilte, seiner Frau und seinen Töchtern die Nachricht mitzutheilen, doch mußte er dem Bruder versprechen, dies mit großer Vorsicht zu thun: „Denn," setzte der Graf hinzu, „wir sind ja unsrer Sache noch nicht gewiß."

Das alte Familienhaus war in Erwartung der Dinge, die nun kommen sollten. Obgleich Keinem aus der Umgebung und aus der Dienerschaft etwas mitgetheilt worden war, so wußten doch Alle, daß Etwas Großes und Wichtiges, für das gräfliche Haus äußerst Ehrenvolles, im Anzuge war. Fräulein Pipelet wechselte dreimal am Tage ihren Anzug und wenn man sie fragte, weshalb sie das thue, erwiderte sie nichts, sondern legte bedeutungsvoll den Finger auf den Mund. Man sah die Gräfin in auffallender Unruhe durch die Gemächer und Gänge schreiten und Befehle geben, die sie dann gleich darauf widerrief. Der alte Hausarzt saß stundenlang in seiner kleinen Apotheke, die der Graf ihm in einem der kleinen Thürmchen, die den Bau nach Süden hin ausschmückten, hatte erbauen lassen, und wenn er dann endlich hervorkam, so war das Ergebniß seines geheimnißvollen Studiums Nichts als eine Anweisung zur Bereitung eines neuen Fliegengifts oder einer Salbe gegen Frostschaden. Man sah

es dem Manne an, daß auch er Etwas munkeln gehört, Etwas Unglaubliches, Fabelhaftes, und dies machte ihn zerstreut. Der Pastor und seine Tochter gingen ein und aus, stets in der Absicht, auf Umwegen zu erfahren, um was es sich hier eigentlich handle, und da sie nichts erfuhren, machte die Eine spitzige Bemerkungen über gewisse Personen, die gewisse Vorfälle und Zustände mit einer gewissen Geheimnißkrämerei behandelten, die gar nicht zur Sache gehöre, und der Andre hielt an dem nächstfolgenden Sonntage, wo die Gerüchte im Schlosse aufgetaucht waren, eine Predigt über das dem Malchus abgehauene Ohr, wodurch er andeuten wollte, daß eine übelangebrachte Verschwiegenheit eben dasselbe sei, als seinem Nebenmenschen das Ohr abhauen. Den vielen Vettern und Cousinen, Basen und Oheimen wurde für's Erste noch nichts gesagt.

So rückte denn der Tag der Entscheidung heran. An dem glänzenden Hoffeste, das zu Ehren der Herzogin Mutter gegeben wurde, sollte der Herzog nun als Freier auftreten. Die Herzogin hatte zu ihrem Feste die ganze Familie wiederum durch ein eigenhändiges Schreiben eingeladen und der Schluß des Briefes enthielt vom Herzog einige Worte, des Inhalts, daß er seinerseits die hochgeehrte Familie zu erscheinen bitte, indem er Einiges von Wichtigkeit und vielleicht von erfreulicher Natur mitzutheilen habe. Man erwiederte unter schuldigen Bezeigungen

der Hochachtung, daß man nicht verfehlen werde, sich einzustellen. Der Oberjägermeister, der mit den Seinigen namentlich mit aufgefordert war, ließ sich eiligst eine neue Uniform machen und seine Frau und Töchter neue Roben und Kopfzeuge.

Vorher hatte der Graf mit der Hauptperson, seiner Tochter, eine Unterredung. Er fragte sie mit dem Ernste eines Vaters und der liebevollen Güte eines Freundes, ob es ihr Ernst sei, diesen Schritt zu thun. „Bedenke wohl, theures Kind," sagte er, „daß der Herzog nicht mehr jung ist, daß, wenn er mit Dir an den Traualtar treten wird, er fünfundfünfzig und Du achtzehn Jahr alt sein wirst. Bedenke ferner, ob er Dir so erscheint, daß Du ihn lieben, ihn achten, ihn als Deine Stütze und Deinen Halt im Leben wirst betrachten können. Alsdann, meine Tochter, frage Dich, ob Du die Stärke und den Willen habest, würdig eine solche Stelle, wie sie Dir das Schicksal jetzt anbietet, auszufüllen? Die Tochter eines Grafen Medem darf vor der Welt keine lächerliche oder unbedeutende Rolle spielen. Wenn Du fühlst, daß Du der Aufgabe nicht gewachsen bist, so trete zurück, noch ist es Zeit, Du kannst es ehrenvoll thun, und die würdig Entsagende erscheint dann unendlich viel höher stehend, als die leichtsinnig Annehmende und später eben so leichtsinnig vom Schauplatze Abtretende. Ich werde Dich mit Allem unterstützen, was in meiner Macht steht.

Vor Gott gelobe ich Dir, nie soll eine Demüthigung Dich treffen. Wenn Du unverschuldet leiden sollst, so wirst Du mich rasch zu Deiner Rettung herbeieilen sehen, und kein mächtiger Arm der Welt soll dann mächtiger sein als der meinige, als der Arm des Vaters, der sein Kind aus Schimpf und Unehre herauszieht. Demnach also sei ruhig. Nur was Du selbst verschuldest, werde ich nicht allein nicht Dir abnehmen, sondern ich werde Dir dann den doppelten Vorwurf machen, einen alten Vater in Kummer gestürzt und Dein Glück, da Du doch gewarnt wurdest, auf's Spiel gesetzt zu haben. O Dorothee, mein Kind, bedenke den Ernst dieser Stunde! Es liegen in diesen flüchtigen Minuten die Samenkörner einer Zukunft verborgen, die auf Generationen hinaus Segen oder Fluch bringend wirken werden."

Dorothee näherte sich ihrem Vater, küßte seine beiden Hände auf's zärtlichste und indem sie den thränenklaren Blick zu ihm aufschlug, rief sie: „Vater, was auch aus mir werden mag, laß mich nicht aufhören, Dein Kind zu sein. Du siehst, ich gehe einen schweren Gang; nimm die harten Worte zurück, die Du eben sprachst, als wolltest Du Dich zu meinen Feinden gesellen, im Falle ich irrte und strauchelte. Nein, Vater, auch im tiefsten Pfuhle des Leichtsinns und der Verirrung laß mich glauben, daß Dein liebes, süßes Vaterauge mich auch

da aufsuchen wird. Ich sterbe, sollte ich meinen, daß Du mich je verließest."

„Mein Kind," hub der Graf an und zog die Tochter an sich, „so war es nicht gemeint. Nimm nicht Etwas schwerer, als es gemeint war. Tröste und erhebe Dich, mein Kind."

„Gnädigster Vater," sagte Dorothee, wieder zu dem Tone der gewohnten ehrfurchtsvollen Sprache zurückkehrend. „Es sind nun eben Dinge, die ich nie und nimmer hören kann, ohne daß mir das Herz bricht, nämlich, wenn man mich von den Meinen, von meinem Hause scheiden will. Ich gehöre ganz Euch, ich gehöre ganz meinem Lande, es ist das Erste, was ich bei Allem bedenke und fühle. Und nun, Vater, lassen Sie mich kurz auf jene mir gestellten Fragen antworten. Daß ich den Herzog nicht lieben kann, jetzt wenigstens nicht, sehen Sie ein, lieber Vater; daß ich ihn aber werde achten können, hoffe ich bestimmt. Daß er nicht jung ist, nicht das Model eines schönen Mannes, thut nichts zur Sache: er ist Herzog. Er könnte viel älter, viel weniger wohlgebildet sein, ich würde ihn unbedingt sogleich nehmen, denn er ist Herzog. Ich will, da ich es aufgebe, mein Herz befriedigt zu fühlen, meinen Ehrgeiz befriedigt sehen. Sie sollen sehen, mein Vater, ich werde meine Stelle ausfüllen. Ja, noch mehr, ich werde Ihnen Ehre machen. Ich fühle es. Nicht umsonst hab' ich mich bekannt

gemacht mit der Geschichte des Landes, in dem ich wohne, mit seinen Hülfsquellen, seinen Bedürfnissen. Sie selbst, Vater, haben mich das Volk kennen gelehrt. Es ist ein gutes, ehrliches, treues Volk; es hängt an den überkommnen Sitten und Gerechtsamen der Väter. Der Adel ist ehrenwerth und brav, er will nur, daß man ihn zu behandeln wisse, wie er behandelt sein will. Glauben Sie mir, mein Vater, obgleich ich noch jung bin, ich hab' es als Erbtheil von Ihnen, daß ich scharf sehe und gut höre. Ich weiß mehr, als die Leute glauben, daß ich weiß. Und ich will immer weiter streben, immer mehr lernen. Nichts soll mir fremd bleiben, was mein Vaterland angeht, so glaube ich denn auch, den höchsten Rang in demselben, den ein Weib erreichen kann, würdig zu bekleiden. Nehmen Sie es nicht übel, theurer Herr und Vater, daß ich so offen zu Ihnen spreche."

„Ich segne Dich dafür, meine Tochter," sagte der Graf gerührt. „Bleibe treu bei Dem, was Deine Worte versprechen. Und nun laß uns ruhig erwarten, was das Geschick uns zuführt."

Elise brachte ihre Glückwünsche dar, indem sie rief: „Also doch eine Krone! Aber nimm Dich in Acht! Erinnere Dich an jene Frau, die nach dem Ausspruch der Wahrsagerin, in unsrer Nähe sich befand und die Dir Unheil bringen sollte; es war die Prinzessin Biron, die Schwägerin des Her-

zog's, und ist das Eine eingetroffen, wird das Andere auch nicht unerfüllt bleiben."

„Man sieht," entgegnete Dorothee, „daß Du noch voll bist von dem Wunderglauben, den Dir Dein großer Meister von der Loge d'Adoption beigebracht. Ihr correspondirt wohl mit einander?"

„Nein," rief Elise. „Das Band zwischen uns ist zerrissen auf immerdar."

„Zerrissen? und auf immer? Wie hat Das geschehen können?"

„Er hat mir eine Liebeserklärung gemacht."

„Eine Liebeserklärung!" rief Dorothee verwundert. „Dieser Fürst der Geister?!"

„Es versteht sich" — setzte Frau von der Recke hinzu — „daß diese Erklärung nicht meiner Person galt; er wollte mich nur dazu bewegen, mit ihm nach Petersburg zu gehen, und da das nicht auf andern Wege durchzuführen war, meinte er, ich sei durch den Titel seiner „Gemahlin" zu fangen. O Dorothee, Deine arme Schwester ist dazu bestimmt, immer in ihren Hoffnungen getäuscht zu werden. Sprich nicht davon. Ich habe mich zwar von ihm losgemacht, aber wer sagt mir, wie weit seine Macht, wenn auch nicht über Geister, doch über irdische Verbündete reicht."

„Hat sich denn erklärt, was Du Seltsames erlebt?" fragte Dorothee. „Namentlich die Geschichte

mit dem Kruzifix und dem versteckten Gange in Deinem Hause?"

„Alles kann er durch meinen Mann, vielleicht auch durch den Oheim erfahren haben, die er Beide vorher gesprochen. Doch schweigen wir davon. Du hast eine Vergangenheit, von der Du nicht willst den Schleier gelüftet sehen, auch ich habe eine. Wir wollen dem neuen, dem frischen Leben entgegengehen."

„Arme Elise, Du sagst mir nicht Alles!" begann Dorothee nach einer Pause. „In Deinem Hause, in Deiner Ehe bist Du nicht glücklich."

Elise neigte das Haupt und seufzte still vor sich hin: „Ich dulde."

„Theile Dich doch dem Vater mit."

„Ich kann es nicht. Mir bebt das Herz, wenn ich denke, ich soll zu einem Andern als zu Dir, von meinem Leide sprechen. Deshalb wünschte ich so gern des Umgangs mit den Geistern theilhaftig zu werden, ich hätte in stillen Nächten, auf den Gräbern des Kirchhof's weilend, meinen Verstorbenen Alles erzählt, Alles anvertraut. O der böse Mann, er mußte kommen, mir die Hoffnung geben und mich dann bitter täuschen. Dorothee! wenn ich auf dem Sirius einen Vertrauten hätte! wie köstlich! Wenn auf dem Monde Geister lebten, die in heitern Sommernächten zu mir niederstiegen! Wer wäre glücklicher als ich! Hier auf Erden ver-

stehe ich so Manches nicht. Ich begreife nicht, weshalb es Menschen geben muß, die eigens geschaffen sind, um mich zu quälen. Ich möchte über die dunkeln, schlammigen Tiefen der Erde wie eine Libelle flattern, und immer ist Etwas, das mich niederzieht."

Dorothee lächelte.

„Ja lächle nur," rief die Schwärmende. „Es gab einen Mann, der mich ganz verstand."

„Der Professor?"

„Das war seine irdische Benennung," flüsterte geheimnißvoll Elise. „Sein eigentlicher Name wird von reinen Geistern im Sternenchor genannt. Darin log Cagliostro nicht, es giebt Menschen, die unter unscheinbarer Hülle einhergehen, die aber eine Jahrtausend alte, heilige Wirksamkeit mit sich herumtragen, die längst vor uns, bald unter diesem, bald unter jenem Namen, unter den mannigfaltigsten Verhältnissen, segnende Wohlthäter des Menschengeschlechts waren. Er nannte sie Schüler des Elias und wenn diesen Edlen ihre Stunde schlägt, sterben sie scheinbar, in Wirklichkeit aber erstehen sie aus ihrer eigenen Asche und beginnen ein neues, unnennbar wohlthätiges Leben. Ist der Kreislauf ihrer Existenzen beendet, so werden sie lebend in den Himmel entrückt, wie Elias, ihr Meister."

Dorothee hörte voll Güte und ohne sich eine Einrede zu erlauben, diese Dinge, an die sie

nicht glaubte. Sie sah, daß es das Glück ihrer Schwester ausmachte, die obgleich sie behauptete, erwacht zu sein, dennoch fortträumte.

Das Fest bei Hofe erschien. Die steten Besucher dieser Räume bemerkten, daß diesmal ein ganz besonderer Glanz sie füllte. Wegen der Herzogin geschah dies nicht, der Herzog pflegte die Aufmerksamkeit, die er seiner Mutter erwies, stets in einer und derselben Form ihr zu bringen. Da waren dieselben Blumenvasen, dieselben Kränze, dieselben Namenszüge, das eine Jahr wie das andere. Der Hofgärtner war stets angewiesen, die Lieblingsblumen der Dame an diesem Tage herbeizuschaffen, und der Hofconditor wußte sich nicht zu besinnen, daß er seit Jahren an diesem Tage Etwas Anderes auf die Tafel gesetzt hatte, als den bekannten Tempel, in welchem eine aus Zuckerguß geformte Minerva von den Grazien bekränzt wurde, bei welcher Gelegenheit ein magerer Merkur das Bild der Herzogin in Medaillonform an eine Säule des Tempels befestigte. Dieser Tempel kam nur einmal im Jahre zum Vorschein, und blieb unsichtbar für alle übrigen Tage. Diesmal hatte der Conditor den Auftrag erhalten, nach einer Zeichnung von hoher Hand einen Fels zu formen, an dessen Stufen ein Wanderer hinaufklimmt, um auf dem Gipfel einen kleinen Altar zu finden, der zwei, in gemeinschaftlicher Flamme brennende Herzen trug. Auf der einen Seite des

Altars war der Buchstabe P, auf der andern ein zierlich verschlungenes D zu sehen. Dieses Kunstwerk besaß die gute Eigenschaft, daß es nichts ausplauderte, denn die Herzen konnten die von Mutter und Sohn sein, ebenso wie die Buchstaben, und der hinaufkletternde Wanderer in dem kurzen blauen Röckchen, konnte der Herzog sein, der in mythischem Kostüm gekleidet zu Ehren seiner Mutter den kleinen Altar auszuschmücken eilte. So legte auch der Küchenwitz dieses neue räthselhafte Meteor unter den Tafelaufsätzen aus. Doch wurde diese Auslegung durch manche andere Wahrnehmung erschüttert. Die Herzogin, die an diesem Tage, der Etiquette gemäß, stets sehr einfach gekleidet erschien, machte diesmal eine Ausnahme und legte einen ungewöhnlichen Putz an, der Herzog der an diesem Tage alle seine Orden anlegte, beobachtete diesmal unter denselben eine besondere Rangfolge, indem er den Haus- und Landorden über die andern gesetzt hatte, — Alles Zeichen, die ein schärfer sehendes Auge sicherlich nicht unbeachtet lassen konnte.

Das Fest hub an mit dem gewohnten Festgottesdienste, dann folgte Cour, dann die Tafel und endlich beschloß ein Ball den Tag. Der Herzog und die Herzogin hatten die Familie Medem, die in allen ihren Mitgliedern diesmal erschien, mit Auszeichnung empfangen, allein bis tief in die Nacht, wo der Ball sein Ende hatte, war von kei-

Der Herzog hielt das Tuch vor dem Gesicht, denn es überkam ihn zu sehr ungelegener Zeit das Zucken. Er verbarg es so gut, daß es den Anschein hatte, als ließe das Uebermaß des Entzückens Thränen in seine Augen steigen. Nochmals erfaßte er die Hand und drückte sie an sein Herz, preßte sie an seine Lippen und sagte: „So ist's denn wahr, ich darf dem Himmel dankbar sein, für das reichste Geschenk seiner Güte. O meine theure Dorothee, lassen Sie uns zu meiner Mutter eilen, sie soll die Erste sein, die von meinem Glücke Kunde erhält."

Dorothee reichte ihm die Hand, sie gingen ein paar Schritte, da tönte aus einem Seitenkabinette ein vernehmliches Husten. Hier saß die Herzogin, schon bereit, um den Sohn zu empfangen. Unter einer prächtigen blühenden Aloe saß sie da, wie im Mährchen die Feen sitzen, wenn sie sich den Sterblichen zeigen. Der Herzog lenkte seine Schritte nach dem Kabinette zu. Ein Vorhang rollte nieder und theilte diesen Theil des Orangeriesaales von dem übrigen Raume.

Beim Herannahen der beiden Schwestern und des Sohnes, stand die Dame auf und ging ihnen einige Schritte entgegen. Dorothee blieb auf der Schwelle stehen; ein plötzliches Herzklopfen hatte sie befallen, sie sah bleich aus und schwankte. —

„Ah, mon fils!" rief die Herzogin, „wen bringen Sie mir da?"

„Eine Tochter, Herzogin!“ entgegnete der Fürst. „Sie ist mir willkommen.“ Dorothee lag in den Armen der Herzogin. Eine stumme Scene, die durch Nichts unterbrochen wurde, als durch ein leises Flüstern hinter dem Vorhange. Der Herzog hob diesen ein Wenig, und der Graf und die Gräfin traten ein.

Nach einigen höflichen Reden hin und wieder, sagte die Herzogin: „Es gilt jetzt, die geeigneten Schritte vor der Welt zu thun. Herr Herzog, Sie werden bekennen, daß Alles darauf ankommt, wie wir dieses glückliche Geheimniß, das bis jetzt nur unter uns sechs Personen lebt, vor die Oeffentlichkeit bringen. Mein Vorschlag ist, daß wir uns morgen in den Abendstunden in meinen Gemächern zusammenfinden , um das Weitere zu besprechen.“

Der Herzog mußte darauf aufmerksam gemacht werden, daß die Fürstin soeben gesprochen; er hatte nichts gehört und hing mit zärtlichen Blicken an seiner schönen Erwählten.

Die Zusammenkunft wurde verabredet. Dann trennten sich die Theilnehmer des interessanten Geheimnisses und Jedes kehrte auf besondern Wegen zur Gesellschaft zurück, die Fürstin über eine kleine Treppe, die in den Tanzsaal führte, der Herzog schloß sich seinem Hofmarschall an, der am Eingange der Orangerie Wache gestanden, daß Niemand unbefugt eindringen solle, und die Familie Medem

blieb einstweilen noch unter den Palmen, leise, flüsternde Worte mit einander austauschend. Dann wurde Dorothee zum Tanze abgeholt, Elise mischte sich unter eine Gruppe Jugendfreundinnen und die beiden Eltern blieben allein. Der wichtige Moment war glücklich, rasch und unbemerkt vorübergegangen. „Was sagen Sie dazu, Elisabeth," sagte der Graf zu seiner Gemahlin, „Schwiegervater eines Herzog's?" Sie wiegte das Haupt und erwiderte leise: „Wollen wir nicht den Tag vor seinem Ende loben. Lassen Sie uns hören, was man uns morgen wird zu sagen haben."

Die junge Herzogin.

Als das Medem'sche Elternpaar mit den Töchtern in den Gemächern der Herzogin-Mutter zur festgesetzten Stunde anlangte, fand es schon den Herzog, es mit Ungeduld erwartend. Da er diesmal keine große Toilette gemacht hatte, sah er um vieles besser aus. Oder war die Liebe die Zauberin, die an seinem Aeußern arbeitete, es schmückte und in's vortheilhafteste Licht brachte? — genug er war an diesem Abende ein junger Mann. Seine Bewegungen hatten Leichtigkeit und Grazie, sein Antlitz war — nicht durch Schminke — angenehm geröthet, seine Augen glänzten. Er eilte dem Grafen und der Gräfin entgegen und bat sie, ihm in eines der Nebenzimmer zu folgen. Die jungen Damen wurden durch die Herzogin zurückgehalten. Man gab sich Mühe, ungezwungen zu erscheinen,

allein diese Mühe ward nicht bei Allen mit Erfolg gekrönt. Die Herzogin war so aufgeregt und so gespannt auf den Ausgang des Gespräches, das im Nebengemach geführt wurde, daß sie einmal über's andre eine Prise nahm und, als der Inhalt ihrer Dose erschöpft war, in eine Art Erstarrung verfiel, die da machte, daß sie Nichts hörte, was um sie her vorging. Endlich öffnete der Graf die Thüre und mit einem Gesichte, in welchem man Nichts lesen konnte, als eine unglückliche, hofmännische Glätte, ging er mit einer Verbeugung an der convulsivisch neugierigen Herzogin vorüber, zu seiner Tochter und führte sie in den Vorsaal. Also ein neues geheimnißvolles Gespräch, von dessen Inhalte man Nichts erfuhr. Mittlerweile erschienen die Gräfin und der Herzog auf der Schwelle des Gemachs, anscheinend in einem höchst gleichgültigen Geplauder mit einander begriffen. Die Herzogin machte eine krampfhafte Bewegung der Schultern und starrte in ihre leere Tabaksdose, mit dem Blicke einer Sibille, die aus dem Kaffeesatze die Geschicke der Zukunft lesen will. Doch auch diese lästigen Minuten gingen vorüber, der Graf erschien, an der Hand seine Tochter führend, die bleich aussah und die Blicke zu Boden geheftet hatte. Der Herzog stürzte zu ihr hin, erfaßte ihre Hand, zog sie heftig an seine Lippen und rief: „Um Gotteswillen, was ist Ihnen, Gräfin? Hat Sie mein Vorschlag beleidigt?“

Dorothee sagte, nachdem sie zuvor zu ihrem Vater aufgeblickt, mit fester Stimme:

„Gnädiger Herr, mein Vater hat mir mitgetheilt, was Sie die Gnade gehabt haben, ihm über die bewußte Angelegenheit zu eröffnen, und er giebt mir die Erlaubniß, schüchtern und mit der Bitte, meine Aufrichtigkeit nicht zu strafen, meine Erwiederung Ew. Durchlaucht darzubringen."

Alles lauschte den Worten, die jetzt kommen sollten.

„Eine heimliche Heirath ist es, die Sie mir anbieten, gnädiger Heer," fuhr Dorothee in demselben festen Tone fort. „Diese darf ich jedoch nicht annehmen. Es hieße Dies, nach meinen Begriffen, das Glück, das eine Stelle neben Ihnen mir zusicherte, vernichten; auch brächte eine solche Heirath mich nothwendig in eine schiefe Stellung und wäre wenig verträglich mit meinem Platze, den ich in der Gesellschaft einnehme, und mit dem Namen, den ich trage. Sie erlauben also, wenn Sie auf Ihrem Entschluße beharren, daß ich Das, was bis jetzt zwischen uns sich ereignet, als ungeschehen betrachte."

Nach diesen Worten befiel ein heftiges Zittern die junge Rednerin. Von ihrer Mutter unterstützt blieb sie zwar aufgerichtet, aber bleich und wankend stehen. In ihren Zügen drückten sich Schmerz und beleidigter Stolz aus.

Der Herzog rief außer sich: „So ist's nicht gemeint! Was hab' ich Rasender gethan? den Zorn dieses Engels mir zugezogen! Nein, nein! Es werde, wie es wolle, ich gebe den Plan mit der heimlichen Heirath auf. Sind Sie nun zufrieden mit mir, Gräfin?"

„Mein Herr!" rief die Herzogin strenge, „man wird mir erlauben, hier auch ein Wort einzuschalten. Ich bin Mutter und Fürstin, man wird mir zutrauen, daß ich hier einen Rath geben kann."

„Wer zweifelt daran, sprechen Sie, Madame," rief der Herzog, „aber legen Sie kein Hinderniß mir in den Weg, ich werde jedes überspringen."

Die Fürstin nahm das Wort. „Herr Graf, theure Gräfin, und Sie, meine lieben jungen Freundinnen, von denen ich Eine bereits mit einem zärtlichen, unvergeßlichen Namen genannt habe, hören Sie mich an. Die heimliche Heirath ist nur auf kurze Zeit und lediglich in Folge der noch nicht völlig abgeschlossenen Unterhandlungen mit der Prinzessin Eudoxia Yossupow in Vorschlag gebracht worden. Nach den russischen Kirchengesetzen, wie Sie wissen, darf diese Dame in keine Scheidung willigen, wir haben jedoch die Hoffnung, sie zu einer Einwilligung und Entsagung auf anderm Wege zu führen."

„Und ich sage Ihnen, Frau Herzogin, daß ich diese Entscheidungen abzuwarten nicht Willens

bin. Grand Dieu! bin ich nicht Herr meiner Entschlüsse?"

„Alsdann würde ich rathen, gnädiger Herr," fiel der Graf ein, „diese Angelegenheit so lange hinauszuschieben, bis sich Ew. Durchlaucht überzeugt haben, daß die Prinzessin nachgiebt."

„Nein, mein theurer Vater," sagte Dorothee rasch, „auch das nicht. Seine Durchlaucht, der Herzog, darf sich nicht auf's Ungewisse binden und auch ich mag auf diese Weise nicht gebunden sein. Wenn Sie erlauben, gnädige Frau, und Sie, durchlauchtigster Herr, so mag denn die Sache für abgebrochen gelten."

Ein Erstaunen, nicht sehr angenehmer Art, wurde auf dem Antlitze der Herzogin sichtbar. Sie hatte weit mehr Gefügigkeit und Gehorsam erwartet. Der Graf und die Gräfin blickten in heimlicher Befangenheit vor sich hin. Elisens Blicke waren auf den Herzog gerichtet. Dieser hatte nur Augen für Dorotheen. Er breitete seine Arme nach ihr aus und rief mit einem Tone wahren Gefühles: „Man will mich zum unglücklichsten Menschen der Welt machen! Dorothee! Dorothee! haben Sie Erbarmen!"

„Wenn es mir erlaubt ist, will ich einen Vorschlag machen," hub der Graf an. „Ich kenne einen sehr würdigen und erfahrenen Rechtsgelehrten; er ist der Freund meines Hauses, dem ich volles Ver-

trauen schenke. Ew. Durchlaucht bitte ich, mich zu ermächtigen, daß ich ihn in's Geheimniß ziehe. Ich hoffe, er wird einen Weg uns weisen, der uns glücklich zum Ziele führt."

„So sei es!" rief der Herzog. „Und sagen Sie dem Manne, daß ich die Macht und den Willen habe, meine Absichten durchzusetzen, und wenn auch eine Welt gegen mich aufstände."

Damit verließ er rasch das Zimmee.

Die Herzogin beurlaubte ihre Gäste. Nach drei Tagen sollte eine neue Zusammenkunft stattfinden.

„Meine Tochter!" rief die Gräfin, als die Familie allein war, „Sie sind zu weit gegangen. Sie haben offenbar den Herzog und die Herzogin beleidigt. Denken Sie, o Himmel, wenn er den Antrag zurücknimmt!" —

Dorothee blickte ihren Vater an. „Hab' ich unrecht gethan, Vater?"

Der Graf schloß sein Kind in die Arme und die Stimme, mit der er antwortete, drang aus dem Innersten seines Herzens: „Du bist meine Tochter." Und zur Gräfin gewandt, sagte er: „Wir durften diesen Vorschlag nicht annehmen. Eine heimliche Heirath giebt keine Garantieen gegen Fürstenwillkühr und öffnet der Chikane jedes beliebige Feld."

„Aber nun ist alle Hoffnung geraubt, mein Gemahl."

„Durchaus nicht. Der Fürst, wenn er ernstlich will, wird es durchzusetzen wissen, und es ist besser, da die Sache als schwankend dargestellt wurde, daß wir zurücktraten und nicht abwarteten, bis man uns gehen hieß. Doch ich bin meiner Sache gewiß. Der Fürst ist ein Ehrenmann, er wäre nie so weit gegangen, wenn er nicht hätte dürfen und können. Wollen wir jetzt unseren Rechtskundigen hören."

Das war ein Mann von erprobter Rechtlichkeit und von wohlverdientem Ansehen. Der Hofrath Schwander hatte kaum erfahren, um was es sich handelte, als er sogleich der Meinung beipflichtete, daß eine heimliche Heirath nicht zulässig sei. Doch rieth er die Verhandlungen geheim zu halten und dann rasch mit der öffentlichen, mit allem Prunke ausgestatteten Heirath hervorzutreten. Alsdann käme jeder Einspruch, wenn er von irgend einer Seite erhoben würde, zu spät. Diesem Ausspruche fügten sich Alle.

Der 6. November 1779 war der Tag der Vermählung. An demselben Tage in der Frühe ergingen die Einladungen an die Verwandten und an die sämmtlichen Landesbehörden sich zum Concert und Souper bei Hofe einzufinden. Dem Superintendenten theilte man erst kurz vorher, ehe er sich in den Wagen setzte, mit, daß er sich darauf einrichten möge, eine Trauung bei Hofe zu vollzie-

hen. Der ehrwürdige Herr, der nach seiner Ansicht, am Hofe Niemanden wußte, der sich zu vermählen hätte die Absicht hegen können, kam auf den Gedanken, daß doch am Ende ein seltenes Ereigniß stattfände, und daß die Herzogin Mutter sich entschlossen habe, in einem bedenklich vorgerückten Lebensalter zu einer neuen Ehe zu schreiten. Nur wußte er durchaus nicht, auf Wen die Wahl der Wittwe hätte fallen können. Er hatte Nichts munkeln gehört, allein ein einsamer und verdrießlicher Gelehrter, wie er war, konnten zwölf alte Herzoginnen hinter seinem Rücken zwölf Liebeshändel anspinnen und durchführen, ohne daß das Gerücht davon ihm zu Ohren gekommen wäre. Indem nun die Pastoralkutsche langsam durch die Straßen rollte, überlegte das Kirchenoberhaupt, welche Rede in solchen Fällen am passendsten sein könne. Er hatte drei zu sich gesteckt. Die Eine handelte von der Freude, die Gott habe an dem ehrbaren und züchtigen Liebesbündniß von zwei jungen Herzen, die in dem Frühling ihres Lebens standen. Wenn nun auch der Frühling und die zwei jungen Herzen weggelassen wurden, so paßte doch die in diesem Falle nicht recht motivirte Freude des Himmels nicht dahin. Die zweite hatte zu ihrem Motto den bekannten Spruch: es ist besser heirathen als Brunst leiden. Allein nimmermehr hätte der ehrbare Mann es gewagt, der alten Landesmutter, wenn auch nur

verblümt, vorzuwerfen, daß sie zur Ehe schreite, um nicht Brunst zu leiden. Die dritte Rede, und diese beschloß er zu nehmen, war so allgemeinen Inhalts, daß sie so ziemlich auf alle möglichen Ehen paßte. Wie erschreckt war aber der gute Mann, als er erfuhr, daß er seinen erhabenen Gebieter, der zweimal bereits getraut war und von dem beide Frauen lebten, trauen sollte.

Als die Gesellschaft sich in dem Empfangsaale versammelt hatte, Nichts Anderes erwartend, als das gewohnte Concert, erschien der Herzog, seine Mutter führend, unter den Gästen. Eine tiefe Stille herrschte und hierauf nahm der Landesherr das Wort und verkündete den Versammelten seinen Entschluß, dem Lande eine Herzogin zu geben. Ohne Zeit zu vielem Ueberlegen zu lassen, öffnete sich die Thüre des zweiten Saals und von ihren Eltern und Geschwistern umgeben, im vollen bräutlichen Schmucke erschien die junge Verlobte. Ein allgemeines Staunen, ein Beifallgemurmel erfüllte die Versammlung. Der Herzog schritt auf seine Braut zu, faßte sie an der einen, die Mutter an der andern Hand und ging nun feierlichen Schrittes, gefolgt von allen Anwesenden in den Thronsaal, wo er sich mit der Braut unterm Thronhimmel aufstellte und wo nun alsobald der Superintendent seine Rede hielt. Nach der Trauung drängten sich Damen und Herren zum Glückwunsche. Die Herzogin machte Miene, der re-

gierenden die Hand zu küssen, doch Dorothee warf sich in ihre Arme und bat sie unter den zärtlichsten Ausdrücken, sie als ihre gehorsame Tochter anzunehmen. Die Eltern, die Schwestern, die Brüder nahten sich jetzt der Braut, sie umarmte unter Thränen Alle. Die Schönheit und Anmuth der jungen Fürstin übte auf alle Gäste einen solchen Zauber aus, und die Ueberraschung der Neuheit der Situation drängte so sehr jedes Nachdenken zurück, daß an diesem Tage, selbst unter den erklärten Widersachern des Fürsten nur eine lobende Stimme über seine Wahl zu hören war. Man drückte sich die Hände, man wünschte sich und dem Lande Glück, daß der verwaiste Thron seines schönsten Schmuckes nicht länger entbehre; man pries die Weisheit des Fürsten, der, nicht nach fremdem Einflusse buhlend, aus seinem Lande selbst die liebenswertheste seiner Töchter zu sich emporgezogen habe. Die Familie Medem war beliebt und geachtet, es hätte keine bessere Wahl stattfinden können. Die guten Patrioten, die an dem Hause Biron hielten, sahen eine günstige Wendung der Angelegenheiten voraus, indem nun vermittelnd unter den Streit der Männer eine schöne Frau auftreten werde; und die dem jetzigen Regentenhause Abgünstigen mußten sich zugestehen, daß, wenn den Herzog nicht Liebe zu diesem Schritte getrieben, ihn die Klugheit hätte dazu treiben müssen; denn was der herrschsüchtige Mann

dem herrschsüchtigen Manne versagte, das gestattete er dem schönen Weibe. Wenn eine Frau, wie diese, ihren Einfluß in dem galanten Polen wollte geltend machen, was waren dann gegen sie die Kräfte, die bis jetzt gewirkt hatten! Solche Träume und Bilder umschwärmten das Hirn manches ernsten Mannes, der, unter der Menge stehend, seine forschenden Blicke auf die in ihren Diamantenputz flimmernde Graziengestalt auf dem Throne richtete.

So ging dieser Abend vorüber, der unter die Zahl der Fürstinnen Europa's eine junge, blühende Genossin einführte.

Den Sonntag darauf hielt das junge Paar einen feierlichen Kirchgang, bei welchem die Bürgergarden aufzogen und bei Beginn des Te Deum's Kanonensalven der Stadt und Umgegend die Festhandlung in der Kirche verkündeten. Abends war große Cour und Ball. Nach Verlauf einiger Tage erschienen die Abgeordneten der Kreise und einzelnen Ortschaften, um ihre Glückwünsche darzubringen. Diese guten und ehrlichen Leute, ziemlich weit entfernt wohnend, waren nicht wenig erstaunt, gleichsam über Nacht eine Landesmutter erhalten zu haben. Dorothee, die ganze Wichtigkeit fühlend, wenn der Adel widerspännstig an diesem Theile, der Unterthanenschaft eine Stütze zu haben, ließ diese Herren eigens sich vorführen und richtete an Alle zusammen und dann an jeden Einzelnen herz-

liche und in diesen Regionen verständliche Worte Diese Aufgabe war nicht so leicht, und sie war von den früheren Fürsten und Fürstinnen mehr oder weniger unerfüllt gelassen worden, aus dem einfachen Grunde, weil sie die Sitten, das Leben und die Eigenthümlichkeiten dieser Klassen nicht kannten; Dorothee hatte jedoch hierbei glücklich vorgearbeitet. Ihr richtiges Urtheil und ihr natürlicher Instinkt leitete sie übrigens darauf hin, was sich mit Jedem etwa sprechen ließe. Auch machte sie eine glückliche Neuerung. Die Glückwünsche der Abgeordneten der Ortschaften und Districte waren sonst in üblicher Weise stets von dem Kanzler im Namen des Fürsten und von dem Hofmarschall im Namen der Fürstin beantwortet worden. Diese Gegenreden fielen natürlich äußerst kalt aus, denn was lag dem Kanzler oder dem Hofmarschalle daran, daß sie die rechte Seite der Theilnahme und des Interesses berührten, mit einem Worte, daß sie Eingang in Sinn und Herzen der Zuhörer sich verschafften, — sie sagten eine kurze, einstudirte Rede so rasch wie möglich her und damit war die Sache abgethan. Ganz anders mußte die Wirkung sein, wenn eine schöne junge Frau, die Fürstin selbst, die noch dazu Kenntniß nahm von der Lage und den besondern Bedürfnissen Einzelner, in Rede und Gegenrede sich mit ihren Unterthanen besprach. Dorothee that dies aus Antrieb

ihres menschenfreundlichen Herzens, sie hätte aber auch aus Klugheit nichts Geeigneteres thun können. Diese Vorsteher ihrer Gemeinden und Ortschaften kamen nun zu den Ihrigen zurück und waren voll Lobes über die neue Herrin; sie theilten ihre Gefühle und Ansichten dem Landvolke mit und von diesen kamen ganze Züge in die Residenz um die „gute junge Frau" zu sehen, die so viel von ihnen, ihren Leiden und Freuden wußte. Dorothee war freudig überrascht, als eines Tages eine kleine Deputation Fischer anlangte, die aus Domesnees kommend, den jungen glücklichen Ehemann an ihrer Spitze hatte, der von Dorothee damals den Ring und die Kette erhalten. Wie erstaunt war dieser, als er in der Fürstin jenes einfache Bürgermädchen wieder erkannte, die die Gabe ausgetheilt und ihm zu seinem Glücke und späterer Wohlhabenheit verholfen hatte. Es gab eine kleine Scene, halb rührender, halb komischer Art, die damit endete, daß Dorothee zum erstenmale eine *Stelle creirte, nämlich einen Hoffischer und Ardré* wurde es. Dieses Amt ist später immer wieder besetzt worden. Nach langen Jahren wurde in Löbichau eine kleine Operette aufgeführt, die diesen hübschen Gegenstand behandelte, und eine der reizenden Töchter der Herzogin spielte in diesem kleinen Stücke die Rolle der Mutter, wie sie als Pächterstochter am Strande von Domesnees den

Fischer beschenkt, der die gefahrvolle Fahrt gewagt. Der zweite Akt zeigte den Empfang des Fischers im herzoglichen Schlosse. Frau von der Recke hatte den Prolog dazu gedichtet und Hiller einige Compositionen gegeben.

Der Empfang der neuen Herzogin auf dem väterlichen Gute glich einem Triumphfeste. Es waren Laubbögen gebaut worden, Kränze hatte man aufgehängt, Namenszüge aus Blumengewinden, die man dem Treibhause entnommen, aufgestellt. Ein sehr gelindes Wetter begünstigte das Fest. Am Eingange in das Dorf stand der Pastor mit dem Küster und der Schuljugend, etwas weiter zurück die Tochter mit den Jungfrauen des Dorfes. Gesang und Anreden. Auf der Hausthürschwelle selbst standen der Graf, die Gräfin, Frau von der Recke und der eine Bruder, mit dem andern saß Dorothee im Wagen. Sie stieg aus und mit einem Freudenrufe sank sie den Geliebten in die Arme. Der Onkel, die Tante, die Cousinen kamen nun an die Reihe und ganz zuletzt Fräulein Pipelet, die Anstalt machte, sich vor ihrer ehemaligen Schülerin auf ein Knie niederzulassen, jedoch gütig emporgehoben und umarmt wurde. Iwan, der jetzt schon sehr greisenhafte und hinfällige, kam herbei, um seiner zweifachen Gebieterin den Saum des Rockes zu küssen. Doktor Kloppmann hatte sich in eine verschossene alte Uniform gehüllt, die er noch aus seinen Studenten-

jahren aufbewahrte und in der er das Ansehen eines rostigen alten Degens hatte, der auf keine Weise mehr in die Scheide sich einzwängen ließ. Für Alle hatte die Herzogin Geschenke mitgebracht. Der Vater erhielt eine prachtvolle Tabatière mit Diamanten und dem Bilde des Herzogs, die Gräfin ein Halsband von Perlen, Elise eine goldene Kette mit Edelsteinen und dem Bilde der alten Herzogin, der Oheim zwei kostbare Reitpferde, die Tante ein Silberservice, die Cousinen Armbänder und Ringe, und so nahm bis tief herab — bis zu der Scheuermagd und dem Kellerjungen jedes eine seinem Stande und seinen Bedürfnissen zustehende Gabe hin. Außerdem wurden dem Herrn Pastor Geldsummen für die Armen der Umgegend und zur Anordnung einer besonders schönen Kirchenfeier und eines Erntefestes übergeben. Noch nie war auf Schloß Alt-Auz ein so denkwürdiger und ein so fröhlicher Tag gefeiert worden; aber es war auch noch nie aus der Mitte des Familienkreises des Schloßherrn ein Mitglied zur Besteigung des Throns berufen worden.

Glücklich und mit Segen überschüttet fuhr Dorothee wieder in ihre Residenz zurück.

Dort erwarteten sie ein Botschafter aus Warschau und einer aus Berlin, die die Glückwünsche ihrer Souveräne darbrachten. Der russische Bevollmächtigte, Baron von Krüdener, wußte sich

durch diplomatische Künste zu helfen, indem die Anerkennung der Heirath in Petersburg nicht erfolgt war, aber auch nicht directer Widerspruch von Seiten Katharinens stattgefunden hatte. Er vermied es, die junge Fürstin Herzogin zu nennen, es mußte scheinen, als hielte er sie für eine der Damen des Hofes.

Die Aeußerlichkeiten waren nun vorüber, jetzt galt es, sich mit dem Innern der Zustände zu beschäftigen. Und hier begegnete dem Blicke ein Chaos von widerstrebenden Leidenschaften, Hoffnungen und Plänen. Der Herzog hatte in den letzten Jahren durch seine Leidenschaftlichkeit, durch sein falsches Manövriren und durch die Unkenntniß der Verhältnisse und Menschen Alles, bis auf einen Punkt hin, verwirrt, daß die ganze Maschine, wenn nicht zum Glück sich jetzt Hände gefunden, die mit Kenntniß und Zartheit die Fäden zu entwirren gestrebt, in Kurzem hätte in Stocken gerathen müssen. Durch das System der Spionage und der Aufhetzerei, dem die Herzogin-Mutter ergeben war, hatte nichts gebessert werden können, im Gegentheil, dadurch, daß sie stets dem Herzoge mit neuen Klagen und Verdächtigungen in den Ohren lag, benahm sie diesem endlich den Muth, sich noch ferner mit einer so verzweifelten Sache zu beschäftigen. Der gesunde Sinn Dorotheens, ihr Beobachtungsgeist, so wie ihr Ur-

theilsvermögen ließen sie sogleich einen völlig von den obigen verschiedenen Weg einschlagen und es sei gestattet, sie jetzt auf diesem Wege wandelnd, dem Leser vorzuführen. —

Politik.

Durch die Herzogin-Mutter erfuhr sie so ziemlich genau, gegen welche Personen besonders Klagen geführt wurden und sie faßte diese in's Auge. Von den Nachrichten, die ihr die Herzogin gab, konnte sie Einiges brauchen, anderes erschien ihr aus trüber Quelle geschöpft und deshalb nicht geeignet, darauf hin Schritte zu thun. Mit dem Herzog jetzt über Geschäfte sprechen, verbot ihr die Klugheit; sie mußte im Gegentheil Alles aus seiner Nähe fern halten, was das zärtliche Entgegenkommen und die glückliche Laune stören konnte, die den Liebenden an die Geliebte band, sie mußte ihm jetzt unentbehrlich sein, nicht als Rathgeberin, sondern als Gesellschafterin, die durch anmuthige Scherze und durch stets heitere Laune den armen geplagten und bisher so arg gelangweilten Mann wieder mit dem

Leben versöhnte. Wenn sie daher bei ihm war, so zeigte sie sich wie ein glückliches Kind mit nichts Anderm beschäftigt, als dem Herzog unter Lachen und Necken eine Parthie Schach abzugewinnen, oder mit ihm die Pflanzen seines Gewächshauses zu mustern oder am Klavier seine Lieblingslieder zu singen. Eine kleine Trommel stand bereit und sie trommelte darauf einen alterthümlichen Marsch, der unter Peter III. in Oranienbaum war getrommelt worden, als dieser seine Garden exercirte. Auch eine Menuet der Kaiserin Elisabeth konnte in schönster Präcision auf dem Klavier vorgetragen werden, wozu der Herzog auf der Violine mehr kratzte als spielte. Alles dies gab kleine Familienfeste sehr belustigender Art und ganz verschieden von den einförmigen langweiligen Abenden, die sonst in dem Schlosse geherrscht hatten.

Wenn Dorothee jetzt allein war, veränderte sich rasch ihr ganzes Wesen. Sie saß nachdenkend da und ein Zug von Kummer, der diesem holden Gesichte früher fremd gewesen, lagerte sich auf der glatten Stirne. Es fehlte ihr an einem Rathgeber und Wegweiser. Die Herzogin wußte nur, was man ihr hinterbrachte, es waren Alles immer Nachrichten aus der dritten und vierten Hand: es fehlte ihr ein Mann, der selbst prüfte und sah und ihr dann geeigneten Rath gab. Aber wo diesen Mann finden? Er mußte ihr und ihren Plänen völlig

ergeben sein. Sie kam auf den Hofrath Schwander, der so wesentliche Dienste ihr bei der Heirath geleistet, der ein so treuer Freund ihres Vaters war, allein der Mann war alt, er mochte sich neuen Ideen und neuen Beschwerden kaum mehr aussetzen und außer ihm fand sie Niemanden in der Umgebung des Hofes. Der Zufall fügte es so glücklich, daß gerade von der Seite, wo sie es am wenigsten erwartete, ein solcher Führer ihr zugegeben wurde.

Die schwarzen Anschuldigungen, die die Herzogin-Mutter auf den Legationsrath häufte, machte, daß die junge Fürstin über diesen angeblichen Verräther und Hauptfeind des Herzogs sich vorzugsweise kummervolle Gedanken machte. Sie faßte ihn jetzt besonders in's Auge. Was sie von ihm erfahren konnte, hielt sie vergleichend zusammen und immer war das Resultat ihres Nachdenkens über diesen jungen Mann, daß er ungewöhnliche Geistesgaben und eine große Gewandtheit im Geschäftsverkehr haben müsse. Daß er diese Eigenschaften anwandte zum Nachtheil seines Herrn, dem er Dank schuldig, war allerdings sehr betrübend und sehr herabsetzend für den Mann. Während des Ganges der Begebenheiten, die hier geschildert worden, hatte Hellsender seine Reise als Abgeordneter der Stände nach Warschau gemacht, und es war nun die Rede, ihn zum zweitenmal in derselben Eigenschaft die

Reise machen zu lassen. Eine Masse streitiger Punkte lag vor und eine Anzahl Klagen der Stände gegen den Herzog sollte gerade jetzt zur Entscheidung dem Oberlehnsherrn zugetragen werden. Es war ein wichtiger Zeitpunkt und der Mann, der für den Herzog handeln sollte, stand verdächtigt da und man bezeichnete ziemlich genau diese Reise als den Moment, den er gewählt, um durch Verrath an seinem Herrn wichtige Vortheile an sich und sein Haus zu bringen. Dorothee beschied an einem Morgen, wo der Herzog und seine Mutter einen Besuch bei seinem Bruder abstattete, den Legationsrath zu sich.

Hier sollte Dorothee zum erstenmale die ganze Macht der Wirkung ihrer Persönlichkeit empfinden, eine Macht, die sie selbst überraschte und die sie später selbstbewußt oft angewendet hat, um ihre Zwecke zu erreichen. Hellsender kam, fest entschlossen, sich durch keine Weiberbitten irre machen zu lassen. Er kannte den Geiz des Herzogs, er wußte, daß Gold und Besitz hier nicht zu gewinnen waren, was lag ihm an ein paar gnädigen Worten, vielleicht Versprechungen, die nicht erfüllt wurden. Durch die Thüre des Vorgemaches, in welchem er einige Minuten warten mußte, sah er, daß die junge Fürstin an einem Tische saß, der mit Papieren und Büchern bedeckt war. „Ach" — sagte er bei sich selbst, „sie schreibt, sie liest, sie will also mit den

Regierungssachen selbst sich beschäftigen. Unnöthige Sorge! Sie wird nicht viel finden zu regieren. Uebrigens man kennt Das. Es soll was heißen. Diese Frauen blicken beim Beginn ihrer Herrscherwürde in dieses, in jenes Blatt, schlagen irgend ein altes Register auf, lassen sich auch wohl ein Actenstück geben, aber sie bekommen es bald satt und kehren zu ihrem Putztische zurück, wo sie hingehören. Aber sie ist schön! Es ist wahr, man hat nicht zu viel von ihr gesagt. Welche Jugend, welche Frische. Ihr Arm, der auf dem Schreibtische anliegt, wie bewundernswürdig weiß und gerundet."

Diese Bemerkungen machte der junge Legationsrath, indem er an der halbgeöffneten Thüre auf- und niederschritt. Endlich legte die Fürstin die Feder nieder, öffnete selbst die Thüre und bat ihn einzutreten.

„Ohne Ceremonie, Herr von Hellsender, nehmen wir Platz und wollen wir etwas mit einander plaudern," hub sie mit einem freundlichen Lächeln an. Jener setzte sich.

„Sie sind ein Kurländer?"

„In Schlesien geboren, Durchlaucht, in einem kleinen Städtchen, wohin mein Vater auf einige Zeit in Geschäften des Herzog Carl versendet wurde."

„Doch war ihr Herr Vater ein treuer Anhänger des Herzogs Biron?"

„Er hatte ihm viel zu danken. Auch ich, Durchlaucht, bin ihm Dank schuldig. Meine Eltern waren durch unverschuldete Unglücksfälle verarmt, der Herzog nahm sich meiner an und sorgte für meine Erziehung; der jetzige hat einen Theil dieser Wohlthaten fortgesetzt, bis ich ihrer nicht mehr bedurfte. Es ist mir seitdem gelungen, ihm beträchtliche Summen zurückzuerstatten, auch die Schuld meines Vaters zu tilgen."

„Da thaten Sie als Sohn Ihre Pflicht. Dennoch, Sie wissen, Geld tilgt nicht die Dienste, deren Werth ein dankbares Herz anerkannt."

Hellsender machte eine stumme Verbeugung.

„Nicht wahr," sagte die Herzogin, indem sie ihm die Hand reichte, „ich darf Sie zu den Unsrigen rechnen?"

„Ich habe dem Herzog Treue geschworen," entgegnete der Legationsrath mit einiger Befangenheit und ohne dem Blick der schönen Augen, die auf ihn gerichtet waren, zu begegnen, „Treue insoweit, als es meine Pflicht gegen den Oberlehnsherrn dieses Landes gestattet."

„O, Nichts von Rückhalt und Bedingungen!" rief die Herzogin. „Ein treues Herz ist einfach treu, ein dankbares ohne Clausel dankbar. Lieber Hellsender, urtheilt und grübelt so ein edler Mann?"

Die Befangenheit des Raths wurde immer sichtlicher. Er schlug die Augen auf und mit einem

plötzlichen Erröthen senkte er sie nieder. Noch nie war in diesem Tone mit ihm gesprochen worden; er klang so herzlich, so liebend, so vertraut, und dabei saß die schönste Frau, die er gesehen, ihm in der ganzen Fülle ihrer Anmuth gegenüber. Der einundzwanzigjährige junge Mann empfand das, und seine Klugheit und Selbstbeherrschung fing an zu wanken. Er stotterte: „Durchlaucht, was ich für den Herzog thun durfte und konnte, hab' ich gethan."

„Haben Sie Das?" sagte eine sanfte Stimme, „so nehmen Sie hier meinen Dank. Hellsender, Sie haben Feinde, Sie sind verläumdet worden."

Er blickte erstaunt und fragend zu ihr auf.

„Ja, Sie können mir es glauben. Ich bin Ihre Freundin und es thut mir weh, Sie verkannt zu sehen."

„Wer hätte —"

„Wer? Das ist gleichgültig. Sie kennen den Hof; da spricht Einer dem Andern nach. Allein die Männer, die ich hochschätze sollen auch dem kleinsten Tadel nicht blosgestellt sein."

„Durchlaucht sind sehr gütig. Mein geringes Wirken hat also das Glück gehabt, Ihre Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen?"

„Wie sollte es nicht. Ich bin zwar nicht zum Throne geboren, allein ich habe mich früh um die Angelegenheiten meines Vaterlands bekümmert und

da hörte ich denn immer, wenn von Talent, Wissen und Brauchbarkeit gesprochen wurde, Ihren Namen nennen, und von Männern nennen, die den Werth eines tüchtigen Geschäftsmannes, eines guten Patrioten abzuschätzen wissen."

„Wenn mir Das früher gesagt worden wäre und auf diese Weise!" stammelte der Rath.

„Und als mich ein freundliches Geschick," fuhr die Sprechende fort, „auf diesen Platz berief, trug die Vorstellung, Männer wie Sie, mir zur Seite zu wissen, viel dazu bei, meine Schüchternheit zu besiegen, mir Muth einzuflößen." —

„Was ich kann, Durchlaucht —"

„Und nun," sagte Dorothee, „nun mußte ich hören, daß man gerade diesen Mann, dessen Talente, dessen Begabung mir als unschätzbar für das Vaterland geschildert wurden, nachsagte —"

„Was? Fürstin, was?"

„Daß er es nicht treu mit uns, mit seinem Fürsten meinte," entgegnete Dorothee zögernd und mit niedergeschlagenen Augen; „daß er im Interesse unsrer Feinde sich brauchen ließe, um — o Hellsender- verzeihen Sie, daß ich eine so unwürdige Anschuldigung nachspreche — Besitz und Ansehen zu gewinnen."

Eine lange Pause herrschte, während der Legationsrath in sichtlicher Bewegung vor sich hin sah. Dann sagte er rasch: „Und meine Fürstin glaubt dieses Gerücht?"

Mit der vollsten lächelnden und liebenswürdigen Heiterkeit und ihm die Hand über den Tisch herüberreichend, entgegnete sie ein entzückendes Nein!

Er erfaßte die schöne Hand, drückte lebhaft einen Kuß auf sie und rief: „Sie sind ein Engel, Durchlaucht, was machen Sie aus mir!“

„Nichts, als was Sie bereits schon waren: einen warmen Freund der guten Sache, einen edlen Anhänger und Vertheidiger Dessen, der aus gutem Herzen Ihnen und Ihrem Hause wohlgethan.“

„Bei Gott ja! Ich hätte Das nie vergessen sollen.“

„Sie haben es auch nie vergessen. Sie hören ja: ich bin Ihre Freundin, ich glaube kein Wort von Alle Dem, was man gegen Sie sagt.“

Hellsender hatte seinen Stuhl verlassen, er warf sich vor der Herzogin nieder und drückte ihr beide Hände an sein Herz, indem er rief: „Himmlische Frau! So viel Güte mit so viel Schönheit gepaart! Nehmen Sie mich an. Ich bin der Ihrige, will nur der Ihrige sein.“

„Das sind Uebereilungen, lieber Hellsender. Man hat Sie mir als leidenschaftlich geschildert und ich finde, daß man Recht gehabt. Die Sache, um die es sich handelt, fordert kalte Ruhe und Ueberlegung.“

„Fürstin, Sie trauen mir nicht!“ sagte der junge

Mann, indem er seinen Platz wieder einnahm. „Und ich will es gestehen, ich habe dieses Mißtrauen verdient."

„Es ist nicht Das," entgegnete sie, „aber eine wichtige Stunde will ernste, ruhige Berather."

„Wohl, sprechen Sie."

„Man hat Sie zum Landschaftsbevollmächtigten gewählt, um unsere Angelegenheiten nach Polen zu bringen."

„Ich will diese Wahl zurückweisen."

„Weshalb?"

„Wenn Sie es wünschen, Fürstin. Kann Einer, der im Verdachte des Verrathes an seinem Fürsten steht, eine Stelle dieser Art mit gutem Gewissen annehmen?"

„Und ich will, daß Sie hingehen, Hellsender," sagte Dorothee mit fester Stimme; „ja ich bitte Sie darum, theurer Freund, gehen Sie hin, ich wüßte Niemanden, den ich lieber und mit größerem Stolze auf diesem Platze sähe, als Sie. Wenn ich Sie in Polen für uns thätig weiß, bin ich ruhig."

„Fürstin! dieses Vertrauen."

„Kommt aus vollem Herzen und bester Ueberzeugung. Wenn man Sie gekränkt hat durch böse Verleumdungen, die Ehre Ihres Namens angetastet, wem käme es wohl mehr zu, Ihnen Genugthuung zu geben, als Ihrem Fürsten, der Ihr

natürlicher Freund und Beschützer ist. Der Herzog spricht durch mich."

Der Rath verhüllte sein Gesicht; er kämpfte mit einer unbezwingbaren Aufregung. Endlich heftete er einen langen, von Leidenschaft und Schmerz brennenden Blick auf die schöne Frau, dann sagte er: „Herzogin, Sie haben gesiegt. Ich will Ihnen offen gestehen, das Gerücht hat nicht ganz gelogen. Ich hatte die Schwachheit, Anerbieten anzunehmen, die man mir machte; aber jetzt — bin ich der Ihrige. Ich kehre zu meiner Pflicht, zu meinem Herrn zurück. Hier meine Hand darauf, Fürstin."

Dorothee gab ihm die ihrige, die er mit heißer Inbrunst küßte. Sie sollen in den nächsten Tagen schon Beweise haben, gnädigste Frau, wie sehr diese Worte mein Ernst sind," rief er, „jetzt bitte ich, mich zu entlassen."

Er ging und die junge Herzogin, ihres Triumphes froh, sah ihm mit heiterem Blicke nach. Sie verschwieg das Geheimniß dem Herzoge sowohl als dessen Mutter; sie erwartete erst die versprochenen Beweise. Diese liefen ein in einem Schreiben, das der Schreiber geheim zu halten bat, und in welchem er alle diejenigen Personen nannte, denen in Warschau in den kurischen Angelegenheiten zum Besten des Herzogs zu trauen war und dann auch die, die geheime Ränke spannen. Es bezeichnete einen hochgestellten Mann in Petersburg, dem der Herzog

vertraute, der jedoch mit der russischen Partei in Warschau schon lange unterhandelte und Pläne schmiedete zum Verderben des Herzogs. Endlich nannte das wichtige Papier diejenigen Männer in Mitau, deren Redlichkeit unbezweifelt war und deren Ansehen und Stimme im Lande selbst von größter Wichtigkeit. Unter diesen Männern stand der Geheimerath und Präsident von Nolde obenan.

Mit welcher Freudigkeit Dorothee diese Mittheilungen als einen unbezahlbaren Schatz aufhob, kann man sich denken. Obgleich der Brief keine Unterschrift zeigte, so wußte sie, er war von Hellsender.

Wenige Wochen waren nur bis zu dessen Abreise nach Warschau. Es mußte diese Zeit noch bestmöglichst benutzt werden. Das Geburtsfest des Geheimeraths fiel in diese Tage. Unter den Gästen, die dem hochgeachteten Manne Glück zu wünschen kamen, fuhr auch die Herzogin vor. Dieser seltene Gast machte ungemeines Aufsehen. Man wußte, wie der Geheimerath mit dem Herzoge stand. Der alte Mann eilte hinaus und an seinem Arm trat die Fürstin freundlich grüßend in das Zimmer. Sie fand Kinder und Enkelkinder, auch die Freunde des Hauses versammelt. Zuerst wandte sie sich an den Herrn des Hauses und sagte ihm, sie habe gehört, er feiere sein Wiegenfest und sie wolle unter den Patrioten, die diesen

Tag im ganzen Lande festlich begingen, nicht die Letzte sein, ihre Wünsche ihm darzubringen. Der ernste Mann, der anfangs ein wenig befremdet der hohen Frau gegenüber gestanden, zeigte jetzt durch ein freudiges Lächeln, wie unerwartet und schmeichelhaft ihm dieser Gruß sei. Er bat um die Erlaubniß, seine Kinder und Enkel der Fürstin vorzustellen, und während dies geschah, hatte Dorothee für jedes Mitglied dieser zahlreichen Familie ein gütiges Wort, die Jüngsten zog sie schmeichelnd an sich heran und küßte sie. An dem Festmahl, das eben zugerichtet stand, nahm sie ungezwungen Theil. Die Gläser wurden gefüllt. Den Toast auf das Wohl des Herzogs erwiderte sie dankend, indem sie ihrerseits das des Festgebers ausbrachte. Als nun der ganze Tischkreis ihr Wohl ausbrachte, sprach sie mit anmuthiger Bescheidenheit, sich hauptsächlich an den Herrn des Hauses und an dessen Freunde wendend: „Meine Herren, was mein Wohl betrifft, so ist es zum Theil in Ihre Hand gelegt; es ist unzertrennlich mit dem meines Gemahls, des Herzogs, und Nichts würde es besser befördern, als ein gutes Einverständniß zwischen ihm und den Männern des Landes. Lassen Sie mich hoffen, meine Herren, daß Ihre Güte und Einsicht eilen wird, dem Herzoge und mir dieses Wohlsein zu bereiten.“

Alle spendeten Beifall diesen wenigen aber

bedeutungsvollen Worten. Die Tafel ging fröhlich zu Ende. Als sich Dorothee entfernte, fühlte sie, welchen guten Eindruck sie hinterließ; die Zeichen, die man ihr davon gab, waren offenbar ehrlich gemeint. Der Geheimerath, der sie zum Wagen führte, küßte ihr beim Einsteigen die Hand und in treuherziger, redlicher Weise sagte er: „Liebe, herrliche junge Frau! Ja, gehen Sie diesen Weg weiter, den Sie betreten haben und Manches wird besser werden. Gott gebe es!"

„Ja Gott gebe es!" sagte Dorothee. „Wenn wir zusammenhalten, wir Kinder eines Landes, so können wir über alle unsere Feinde triumphiren!"

Der alte Mann hörte diese Worte mit einer Freude, die unverkennbar war. Als er zu den Seinen zurückgekehrt war, richtete er seine Rede an die jungen Frauen: „Seht, so sollt ihr's Alle machen. Hat der Mann den Karren in den Sand gefahren, eine kluge Frau zieht ihn wieder heraus."

Der Syndikus, der an diesem Tage natürlich nicht fehlte, benutzte die Pause, die nach dem Verschwinden des hohen Gastes eintrat, um sein Glas aus der Burgunderflasche einzufüllen. „Nun, was sagst Du dazu, Alter?" fragte der Geheimerath munter.

„Daß es ein hübsches Weibchen ist!“ brummte der Angeredete vor sich hin.

Wie die junge Fürstin es hier mit dem Geheimerathe gemacht, so machte sie es mit mehren Andern. Sie zog dabei fleißig das Schreiben zu Rathe. Hellsender selbst ließ sich nicht sehen; er entschuldigte sich mit den Anstalten, die er zur Reise nach Warschau zu treffen habe. Dorothee sagte lächelnd zu sich: „er schämt sich.“

Der Herzog war nicht wenig froh, das Gesicht seines Kanzlers, der sonst alle drei Tage sich regelmäßig zeigte, jetzt schon über zwei Wochen nicht gesehen zu haben. Er erkundigte sich flüchtig, was aus ihm geworden, und vernahm mit großem Vergnügen, daß der Mann zu beschäftigt sei, um auszugehen. „Man störe ihn nur ja nicht!“ rief er lachend. Dorothee hatte aber den alten Mann, dessen Weise es war, jede Kleinigkeit unendlich lang auszuspinnen und immer unangenehme Nachrichten zu bringen, plötzlich weggefangen und ihn gebeten, ihr Vortrag zu halten, bis der Herzog wohl genug wäre, seine salbungsvolle Worte selbst zu vernehmen. Dies geschah denn auch und Dorothee erfuhr auf diesem Wege wieder manches Neue. Namentlich hatte der Herzog dadurch das Uebel ärger gemacht, daß er alle die Schreiben, die nach Warschau gingen und ihm zur Ansicht vorgelegt wurden, nie las, aus Ueberdruß an der Sache und im festen Glau-

ben, daß es doch nur aufständische und übelwollende Schriften seien. Hiermit war manches gute, warnende Wort, mancher versöhnende Wink verloren gegangen. Der Kanzler beschwerte sich, daß Seine Durchlaucht „so gar wenig Geduld" hätten, und daß er manches Mal gleichsam wie „geistesabwesend" über sein eigenes Land spräche.

Dorothee fand, daß der Herzog in vielen Fällen sehr zu entschuldigen war, wenn man die Leute sah, mit denen er verkehrte.

Am schwierigsten war mit der Herzogin-Mutter auszukommen. Sie wollte Alles besser und genauer wissen, und zwar auf dem ihr zusagenden und stets von ihr betretenen Wege. Nie nahm sie direct das Bessere und Klügere an, es mußte ihr auf die Weise beigebracht werden, daß die Ansicht des Andern ihr als ihre eigene untergeschoben wurde. Dorothee übte diesen Kunstgriff, da sie den Andern nicht üben wollte, sich untergeordneter Personen als Spione zu bedienen. Sie hatte Dies von ihrem Vater, der Nichts liebte, was wie Zwischenträgerei, heimliches Aushorchen und unwürdige Vertraulichkeit zwischen Herrn und Diener aussah. Das zunehmende Alter der guten Dame machte es ihr überhaupt wünschenswerth, die „Geschäfte", die, wie sie behauptete, sie geleitet hatte, zum größeren Theil jungen

TÜ Raamatukogu

Schultern aufzubürden. Dorothee besaß ihr volles Vertrauen. Ihr Grundsatz war, den sie auch öfters aussprach: „Man muß dieser jungen Frau was zu thun geben.“

Das Hoffräulein

Der Herzog kam eines Tages in ganz eigenthümlicher Stimmung in das Zimmer seiner Gemahlin. Er war nicht übellaunig, er war befangen. Man sah es ihm an, daß er Etwas auf dem Herzen hatte.

Dorothee schlug vor, Musik zu machen, er lehnte es ab; sie gab den Rath zu einem kleinen Spaziergange, um beim Beginne der guten Witterung die Bauten sich anzusehen, die nach einer Seite der Stadt hin neu entstanden waren, auch dies war ihm nicht genehm; endlich ergriff sie ein Buch und las aus den „Contes“ von Lafontaine Einiges vor. Die heiteren Erzählungen belustigten den Zuhörer; plötzlich schien ihn jedoch seine frühere Unruhe zu befallen, er nahm mit sanfter Gewalt der Vorleserin das Buch weg und es auf den Tisch legend,

sagte er: „Niemand fragt nach meinen „Contes“ und ich habe doch auch welche zu erzählen.“

Lächelnd fragte Dorothee, ob sie auch so munterer Art wären.

„Vielleicht zu munter,“ entgegnete er, „als daß sie hoffen dürften, Ihren Beifall, meine geliebte Dorothee, zu erhalten.“

„Lassen Sie hören,“ sagte Dorothee.

„Ich bin in der That, mon ange, verlegen, um Worte, wie sie in der Schäfersprache gebräuchlich sind,“ hub der Herzog wieder an und setzte sich auf das Sopha neben seine Gemahlin. „Vieles läßt sich nur sagen, wenn man gewiß ist, nicht mißverstanden zu werden.“

„Allons! allons.“

„Soit-il! Aber, ma belle, Sie müssen mir sogleich Einhalt gebieten, wenn ich anfange, Sie zu ennuyren. Das darf auf keine Weise sein. So hören Sie. Der junge Thyrsis war ein Schäfer, der mit großem Rechte von sich sagen konnte, daß er seiner künftigen Schönen mit seinem Herzen auch ansehnliche Güter mitbringen werde. Er besaß die schönsten Rinderheerden, und seine Lämmer waren weiß wie Schnee und alle wohlgenährt. Jedermann im Thale wußte Das, und da man es wußte, so konnte es nicht fehlen, daß die Väter, die Töchter zu versorgen hatten, ihr Augenmerk ganz besonders auf Thyrsis richteten. Sollte man ihn etwa des-

halb beneiden? O nein! Der Eigennutz und nicht die Liebe trieb diese Thörichten zu den Aeußerungen ihres Zuvorkommens. — Ich weiß nicht, erzähle ich nicht etwas zu schleppend?"

„Durchaus nicht; nur weiter."

„Clypasis, ein Rinderhirt aus dem Gebirge, war theils durch eigne Schuld, theils durch unglückliche Ereignisse, namentlich durch eine Ueberschwemmung, die Pan aus Strafe über einiges ihm Mißfällige über die Gegend schickte, verarmt. Er hatte eine hübsche Tochter Cloë, die von ihrer Mutter, der eitlen und herrschsüchtigen Hirtin Menandra zu großen Dingen aufgezogen war, denn ein weissagender Traum hatte früher der Menandra ihre Tochter als die Königin der Hirten vorgespiegelt. Es fand sich eine Gelegenheit, Thyrsis und Cloë zusammenzuführen; es geschah dies bei dem Feste des Bachus, das ganz besonders glänzend in diesem Thale begangen wurde. Der junge Thyrsis hatte damals ein kummerbelastetes Herz; sein Vater und seine Mutter, die er zärtlich liebte, waren von einer schweren Krankheit befallen worden. Um sich zu zerstreuen, mischte sich der dankbare Sohn unter die Reihen der Tanzenden und, um seine Sorgen zu bannen, genoß er von den Gaben des Bachus. Berauscht und vom Tanze ermüdet, fand er sich eines Abends, als die Sonne so eben in ihr Flutenbette steigen wollte, mit Cloë in einer anmuthi-

gen Grotte zusammen, die dem Neptun geheiligt war, allein mehr dem Amor gehörte, als dem Beherrscher der Meere."

„Meine theure Dorothee, Sie, die Sie Alles wissen, wissen auch, zu welchen Zwecke in der Mythologie die Grotten vorhanden waren. Was man heutzutage une petite maison de campagne nennt, war damals eine Grotte, mit einem Worte ein Zufluchtsort für bedrängte Liebende, die sich und ihre kleinen und großen Geheimnisse der Welt entziehen wollten."

„Die Verirrungen des Thyrsis verfehlten nicht, dem alten, guten Rinderhirten Clypasis bekannt zu werden, und angestachelt von der bösen Menandra, wollte er nunmehr den Thyrsis zwingen, die durch den Aufenthalt in der Grotte in ihrem Rufe beschädigte Cloë vor den Altar Hymens zu führen. Aber Das durfte nicht geschehen. Wo hätte sich Thyrsis jemals seinen reichen Verwandten und Genossen zeigen können, als Gemahl einer armen und unbedeutenden Hirtin? Als Clypasis seine Zumuthungen fortsetzte, entfloh Thyrsis und ließ sich im Thale nicht wieder sehen. Mercur führte ihn selbst über's Gebirge und hüllte ihn in Nebel ein, daß seine Verfolger ihn nicht finden konnten. Nach Verlauf von mehren Jahren kam ein Bote zu den Eltern und Verwandten des Thyrsis und brachte ein junges Mädchen mit von ungewöhnli-

cher Schönheit, die dem Thyrsis auffallend glich. Der Bote berichtete, daß diese Jungfrau die Tochter des Thyrsis und der Cloë sei, und daß Letztere, sowie ihre beiden Eltern in ihrem Lande in Dürftigkeit gestorben seien. Was war zu thun? Thyrsis, der das beste Herz von der Welt besaß, überredete seine Eltern, das jungfräuliche Wesen bei sich aufzunehmen und sie in den Sitten des Thales zu erziehen. Es geschah und nunmehr verflossen wieder mehre Jahre. Thyrsis lernte unterdessen eine junge Hirtin kennen, die Minerven an Weisheit und die Grazien an Schönheit übertraf. Der Glückliche wurde Gemahl der reizenden Myrrha und dadurch an das Ziel seiner Wünsche gebracht. Nur Eins quälte ihn und raubte ihm die Ruhe seiner Tage sowie den Schlummer seiner Nächte, es war dies das Dasein der jungen Cloë, das auf keine Weise länger der Myrrha mehr verschwiegen bleiben konnte. Thyrsis ging träumerisch durch die Haine und seinen Heerden blies er so wehmüthige Melodieen vor, daß selbst diese unvernünftigen Geschöpfe durch ein Wunder des Apoll Thränen der Rührung vergossen. Er war nicht dahin zu bringen, die göttliche Myrrha, die ihm mehr als sein Leben werth war, durch ein Geständniß seiner Verirrungen zu betrüben. Tausend Wege und Abwege ersann sich seine Phantasie, auf welche Weise er dem drohenden Verhängniß ausbeugen könne, alle vergebens! Es blieb

ihm Nichts als die Nothwendigkeit, wenn er nicht als grausamer Vater das Kind der Liebe in Elend und Dürftigkeit verstoßen wollte, als die göttliche Myrrha in das Geheimniß zu ziehen, und sich ihr auf Gnade und Ungnade zu ergeben."

„Dies ist meine Geschichte, meine Theure!" schloß der Herzog seinen Vortrag, indem er halb übergebeugt in den Zügen seiner Zuhörerin zu erlauschen strebte, welchen Eindruck dieses kleine Schäfer-Idyll auf dieselbe gemacht.

Dorothee sah ernst vor sich hin, dann sagte sie mit einem Tone, der kalt, fast gleichgültig klang: „Und was that Myrrha?"

„Ja, was that sie?" wiederholte mit kleinlauter Stimme der Erzähler. „Sie nahm das Mädchen und ließ es in einen der abgelegensten und finstersten Tempel der Diana sperren, wo die Arme auf Zeit ihres Lebens nicht wieder an's Tageslicht kam."

„Die Geschichte ist freilich nicht sehr munterer Art," nahm Dorothee nach einer Pause das Wort.

„Allerdings ist sie das nicht," sagte der Herzog. „Es wäre viel munterer gewesen, man hätte gleich am Anfang Mutter und Kind in's Wasser geworfen."

„Warum nicht den Thyrsis dazu?" sagte Dorothee; „denn er war doch die erste und ursprüngliche Ursache all' des Leids."

„Ich habe Ihnen schon bemerkt, meine Freundin, daß Thyrsis bereute. Kann er mehr thun?"

„Alsdann ist es an der Myrrha, großmüthig über das Vergangene hinwegzusehen und die kleine Cloë an Kindesstatt anzunehmen.“

„Wahrhaftig!“ rief der Herzog, indem er seine Arme um die schlanke Taille Dorotheens legte. „Wird Myrrha Das thun?“

„Sie wird es thun. Es ist sogar ihre Pflicht, so zu handeln, wenn sie den Thyrsis liebt. Aber Thyrsis müßte dann geloben, den Grotten hinfort aus dem Wege zu gehen.“

„Sie sind ein Engel, liebenswürdige Frau!“ rief der Herzog und drückte auf's zärtlichste beide Hände der Dame an's Herz. „So erfahren Sie denn, daß Thyrsis — nein ich bringe es nicht über die Lippen.“

„Ich höre Schritte im Vorgemach,“ bemerkte die Herzogin. „Man kommt! Wollen wir leiser sprechen.“

„Nicht doch! die ganze Welt kann Zeuge meines Entzückens, meiner Dankbarkeit sein. Myrrha, göttliche Myrrha, sieh hier Deinen Thyrsis zu Deinen Füßen.“

„Ah —“

„Ja, chère Dorothee! Uebersetzen Sie nur Alles in unsere Lebensverhältnisse. Das Thal der Hirten ist das Preobraschenskysche Garderegiment! Der Rinderhirt Clypasis ist ein pensionirter Legationsrath und Cloë — und Cloë? hier ist sie!“

Damit eilte er die Thür zu öffnen und auf der

Schwelle stand ein junges Mädchen von bescheidenem Wesen und blühender Jugend."

Dorothee erhob sich und that einen Schritt der lieblichen Gestalt entgegen, die sogleich kam, sich ihr zu Füßen zu werfen. Mit Güte und Freundlichkeit wurde sie umarmt. Zu gleicher Zeit trat aus dem Kabinet die Herzogin-Mutter hervor.

„Hab' ich es Ihnen nicht gesagt, mon fils," hub die alte Dame an, indem sie mit einem zufriedenen Blicke bald das junge Mädchen, bald Dorotheen ansah, „Sie werden am besten thun, offen mit der Herzogin zu sprechen. Jetzt ist's geschehen, und Sie sehen, tout va bien!"

„Wie heißt dieses Kind der Grotte?" sagte Dorothee leise, indem sie sich lächelnd zu ihrem Gemahl beugte.

„Gräfin Hallenberg," entgegnete er.

„Nun müssen wir der Sache gleich eine feste Gestalt geben," hub die Herzogin-Mutter an, indem sie sich niedersetzte und eine Prise nahm. „Unmöglich kann die Kleine in ihr Pensionat zurückkehren, sie muß hier bleiben und auf irgend eine Weise placirt werden."

„Es wäre dies allerdings wünschenswerth," warf der Herzog ein.

„Wenn mein Herr Gemahl erlaubt," sagte Dorothee, „so erwähle ich Fräulein von Hallenberg hiermit zu meinem Hoffräulein."

„Ach — Das wollten Sie, meine Theure?"

„Wie gesagt, wenn Sie nichts dawider haben, auch die Frau Herzogin nichts."

„Chère fille, ich habe nichts dagegen!" bemerkte die Fürstin. „Allerdings hatte ich der kleinen Claire von Bruthoven ziemlich bestimmt die Stelle eines Hoffräuleins bei Ihnen zugesagt, indeß —"

„Die kleine Claire, maman, ist nahe an die fünfzig," rief der Herzog heftig, „und muß eigentlich in den Ruhestand versetzt werden. Ciel! Das fehlte noch, daß gnädige Frau Mama mir die Invaliden ihres Hofstaates zulegen wollte! Die kleine Claire! sacre nom! sie hat keinen Zahn mehr im Munde."

„Oder Camilla," fuhr die Herzogin fort, „la belle Camilla, die durch ihr Zitherspiel, mon fils, ihren hochseligen Vater stets so sehr ergötzte."

„Die aber mich nie ergötzt hat," rief noch bestimmter und heftiger der Herzog. „Weshalb versprechen gnädige Frau Mama, ohne mich zu fragen? Das weibliche Personal der Umgebung der regierenden Herzogin ist lediglich meiner Gemahlin und meine Angelegenheit."

„Comme il est feurieux!" bemerkte die Herzogin-Mutter lächelnd zu der Schwiegertochter. „Eh bien!" sagte sie gleich darauf: „ich behalte meine Camilla und meine Claire, thun Sie, was sie wollen."

„Also Comteß Hallenberg, bedanken Sie sich

zuerst bei Ihrer Gebieterin, der Herzogin, dann bei Ihrem Herrn und Gebieter, bei mir, und versprechen Sie hübsch artig zu sein."

Das neue Hoffräulein that munter und schnell, was ihr befohlen worden. Aus den Augen dieses glücklichen Kindes blitzte der Stolz und die Freude „Hoffräulein" zu sein. Der Herzog schlug ihr auf den Nacken, indem er rief: „Halten Sie sich gerade, kleiner Affe! Gehen Sie nicht mit den Füßen einwärts gekehrt! Kommen Sie, geben Sie mir die Hand, ich werde ein pas de Menuet mit Ihnen tanzen. Geben Sie dabei auf meine Füße Acht, da werden Sie sehen, was grace ist. Allons! Stumpfnase! Machen wir der Frau Herzogin Ehre! Lassen wir diese edle Dame sehen, daß sie ihr Wohlwollen nicht an Unwürdige verschwendet. Die Verbeugung — tiefer! Ach, und nun ein Schwung mit dem rechten Beine und dann wieder eine tiefe Senkung zur Erde. Schon gut! Daraus kann Etwas werden. Jetzt gehen Sie und thuen Sie der Herzogin eine Meldung. Rasch! Sagen Sie ihr: der Wagen ist vorgefahren. Nun? Was hat die Herzogin gesagt? — Lassen Sie ihn warten. — Gut, Sie gehen jetzt und sagen dem Lakai: Lassen Sie ihn warten. Jetzt eilen Sie und suchen die Damen zum Spieltische zusammen. Da sitzt die alte, taube Kriegsministerin, Excellenz, Sie treten auf sie zu, sie hört nichts, Sie stoßen sie an, sie füh't

nichts! Dennoch muß sie an den Spieltisch geschafft werden, es koste was es wolle. Was werden Sie thun? Sie fassen sie plötzlich unterm Arm, heben sie in die Höhe und gehen mit ihr zum Spieltisch. Sehen Sie, Kind, das sind goldne Regeln für ein Hoffräulein."

Die beiden Frauen lachten und das junge Mädchen lachte mit.

Auf diese Weise war eine sehr schwierige Familienangelegenheit glücklich zu ihrem Schlusse gebracht. Dorothee hatte schon lange eine Erklärung diesen Gegenstand betreffend kommen sehen; sie wußte um die Existenz dieser natürlichen Tochter, und sie war entschlossen, ganz anders zu handeln, als ihre beiden Vorgängerinnen gehandelt hatten, die mit Stolz und Erbitterung das Kind von sich gewiesen, und dessen Vater dadurch empfindlich gekränkt hatten.

Da sie den Herzog in so guter Laune sah und glauben konnte, sich ihm verpflichtet zu haben, wagte sie ihrerseits mit einer Bitte hervorzutreten, deren Gewährung mehr für den Herzog als für sie von Wichtigkeit war. Sie wartete ab, bis die Herzogin-Mutter und das junge Mädchen sich entfernt hatten, dann sagte sie in einem schmeichelnden Tone: ‚Wenn Myrrha dem Thyrsis einen Gefallen gethan, so könnte nun auch Thyrsis der Myrrha gefällig sein."

Der Herzog zog die Augenbrauen zusammen;

sein Zucken ging über's Gesicht und er fragte mit dem bekannten heiseren Lachen: „Was wünscht denn meine göttliche Myrrha?"

„Es ist Ihr Plan, Herr Gemahl," setzte die Herzogin ihre Rede fort, indem sie den scherzhaften Ton jetzt fallen ließ und ernsthaft sprach, „eine Reise Ihrer Gesundheit wegen nach Deutschland zu machen."

„So ist's, Frau Herzogin," entgegnete er in verbindlichem Tone, „haben Sie Etwas dagegen?"

„Nichts — allein bevor wir reiseten wünschte ich —"

„Nun? Ich bin begierig zu hören, was Sie wünschen, daß ich die Summe Ihres Nadelgeldes erhöhe? — Ist es Das?"

„Nicht doch! Ich bin zufrieden mit Dem, was ich habe."

„Ich denke, es ist zureichend. Allein man hat mir gesagt, daß Sie so vielen Personen Wohlthaten austheilen; alsdann fürchte ich, werden Sie allerdings mit viertausend Thalern im Jahre nicht langen."

„Nochmals, ich wiederhole Ihnen, Das ist nicht der Gegenstand meiner Bitte."

„Und was könnte es sonst sein?"

„Ich wünsche, daß wir zuerst nach Petersburg gehen und daß Sie mich der Kaiserin vorstellen."

Der Herzog stampfte mit dem Fuße: „Nein, nein, nein!“ rief er, „zu dieser Frau gehe ich nicht. Keine Gewalt der Erde bringt mich zu dieser Frau! Ich weiß, wie sie von mir spricht!“

„Dennoch gebietet die Klugheit —“

„Was? Ich bin ihr keinen Dank schuldig! Ich brauche mich nicht vor ihr zu bücken.“

„Das thun Sie auch nicht,“ bemerkte die Herzogin sanft. „Sie beobachten nur eine Pflicht der Höflichkeit, die, wenn sie unterlassen wird, eine Unhöflichkeit, fast eine Beleidigung wird.“

„Beleidigen will ich sie.“

„Um Gotteswillen! Ist Das die Sprache, die wir führen dürfen, ihr gegenüber, die allmächtig ist? Wir arbeiteten dann selbst der Parthei in die Hände, die, wie man sagt, im russischen Solde hier im Lande ist.“

„An den Galgen mit diesen Leuten! O ich will schon reines Haus machen.“

Die Herzogin schwieg. Zum ersten Male ließ ihr ihr Gemahl die rohe und wilde Sprache der zügellosen Leidenschaftlichkeit hören. Nach einer Weile sagte er in etwas milderem Tone: „Sie glauben die Kaiserin zu beschwatzen, durch Güte ihr den Kopf zurecht zu setzen, aber Sie werden sich irren. Die ändert Niemand. Das ist ein Weib wie ein Stein. Nichts erweicht sie, Nichts macht auf sie Eindruck. Sie haßt mich und weil

Sie mir zugehören, wird sie Sie auch hassen. Hören Sie auf meinen Rath, Herzogin, und bleiben Sie dieser Frau vom Leibe."

Die Herzogin schwieg abermals.

„Sie glauben ihr durch Ihre Schönheit, durch Ihre Anmuth zu imponiren," fuhr der Herzog fort, „aber gerade Das wird ihren schlimmsten Haß wecken. Sie kann an ihrem Hofe keine schöne Frau sehen. Und dann! wollen Sie sich der Demüthigung aussetzen, daß irgend ein zum Fürsten emporgestiegener Sergeant, meine Frau, die Herzogin von Kurland gnädig beäugelt, sie seiner Protektion versichert?"

„Ich bin hierbei ganz Nebensache," sagte Dorothee noch sanfter. „Es ist nur Ihr Interesse, in welchem ich spreche und Das ich hierbei gefährdet glaube."

„Was soll ich thun?" fragte der Herzog und sein Groll war in unbestimmten Unmuth, in eine gereizte und zänkische Stimmung übergegangen. „Ich hoffte, in Ihnen Jemand gefunden zu haben, der meiner Meinung wäre; allein ich sehe, Sie gehen auch Ihren Weg. Aber es sei; ich vertraue Ihnen und glaube, daß Sie mein Bestes wollen. So werde ich denn mit Ihnen nach Petersburg gehen. Allein es hat Zeit; im Herbst erst treten wir unsere Reise in's Ausland an, vorher wird sich schon ein freier Augenblick finden. Aber ich gebe

Ihnen zu bedenken, daß wir da in ein Wespennest stechen; daß tausend Unannehmlichkeiten mir über den Hals kommen können, wenn ich mich in Petersburg zeige. Doch Sie mögen Recht haben, der Vortheil ist überwiegend. Wie gesagt: kommt Zeit, kommt Rath; und lassen Sie uns jetzt von diesem Thema abbrechen."

Gäste bei Hofe.

Der „junge Hof" war jetzt auf's Beste eingerichtet. Neben dem schon erwähnten Hoffräulein prangte noch eine andere junge Schöne und eine Oberhofmeisterin war erwählt worden, die völlig das Gegentheil war von der, die den Angelegenheiten des „alten" Hofes vorstand. Die Stelle des ersten Kammerherrn des Herzogs war, nachdem Hellsender durch seine Wirksamkeit in Landesangelegenheiten gleichsam vom Hofe geschieden war, einem Manne anvertraut, dem es gelungen, in kurzer Zeit des Herzogs Liebling zu werden und der zugleich der Herzogin sehr ergeben war. Dorotheens Einflusse war es gelungen, den früheren Oberkammerherrn, der mit der Fürstin Yossupow in's Land gekommen und von dem man besorgte, er werde russischen Einflüsterungen Gehör geben, zu entfernen und einen Mann

von unzweifelhaft redlichen Gesinnungen an seine Stelle zu setzen. In's Ausland führte Dorothee Correspondenz, um Mitglieder für die Oper zu gewinnen, die jetzt ein Hauptvergnügen des Hofes wurde. Hiller besorgte ihr Sängerinnen und Sänger. Das Theatergebäude wurde erweitert und auch die kleine Bühne im Schlosse, auf der der Herzog und die Herzogin bisweilen selbst spielten, erhielt eine passendere Zurichtung. Ein Ballet wurde der Oper zugegeben und auch dieses kam aus Deutschland, fand jedoch bald einen Zuwachs in den inländischen Talenten, die Dorothee ausbilden ließ. Ueberall, wo es nur irgend anging, wurde der alte steife Zuschnitt verändert; die Toiletten der Damen neu und elegant zugerichtet und zu diesem Zwecke das Journal des Luxus' und der Mode angeschafft. Die Herzogin ließ ein einheimisches Talent nach Paris reisen und dieser Versuch, die kostspieligen französischen Muster entbehrlich zu machen, gerieth so gut, daß dieser kurische Schneiderkünstler später sich selbst in Paris einen Namen zu machen wußte. Er schickte Stoffe und Muster nach Mitau, und bei der Ankunft einer jeden solchen Post versammelte sich fast der ganze junge putzsüchtige Adel um die Herzogin und die Blätter und Briefe des unentbehrlichen Landsmannes in Paris wanderten, wann sie ihre Dienste bei Hofe geleistet, von einem Landedelsitze zum andern. Früher hatte

man für eine Robe und den dazu gehörigen Kopfputz hundert Dukaten zahlen müssen, welches Geld in die Taschen der Pariser Schneider floß, jetzt zahlte man für ganz denselben Anzug nur zehn und hatte dabei das patriotische Vergnügen, zu wissen, daß ein Landeskind sich dadurch bereicherte. Auf gleiche Weise wanderte eine junge kurländische Leibeigene nach Brüssel, und in Zeit von wenigen Jahren war sie eine geschickte Spitzenklöpplerin, deren Arbeit sogar im Auslande gesucht wurde, und die nun die hübschen und die häßlichen Hälse und Schultern ihrer vornehmen Landsmänninnen mit dem zierlichsten Gespinnste schmückte, das um ein Achtel billiger war als die Spitzengarnituren, die man früher gekauft. Der Herzog, der für Alles, was Ersparnisse hieß, ein ganz besonderes Interesse hatte, vernahm diese Neuerungen mit großem Wohlgefallen. Ein Goldarbeiter, den man hatte in London lernen lassen, faßte die Diamanten und Perlen des alten Schmucks der Herzogin-Wittwe auf eine neue Weise und in die zierlichste Form, so daß Manches, was verblichen und unscheinbar geworden, jetzt in neuem, ungeahnetem Glanze funkelte. Es kamen eine Menge alter Medaillons, Ohrgehänge und Schnallen aus den Schmuckkästchen der alten Damen auf dem Lande zum Vorscheine und wanderten verändert und aufgefrischt auf die Finger, die schlanke Taille und die schönen Busen des jungen

Anwuchses. Dorothee glänzte dabei als Muster. So wie die Herzogin eine Zitternadel befestigte, wie sie ein Armband um schlang, wie sie eine Kette oder Medaillon anlegte, so wollte es jede junge Frau, jedes junge Mädchen tragen. Hellblau hatte man die Herzogin öfters tragen gesehen und hellblau wurde die Modefarbe, man suchte sogar wie die Herzogin zu gehen — das heißt zu schweben, denn Niemand konnte sich leichter und anmuthiger bewegen als sie. Aber dieser Versuch mißglückte den Meisten. Gewöhnt an die hohen Absätze an den Schuhen, konnten die jungen Grazien sich den Gang ihrer Gebieterin, die diese hohen Absätze nie trug, nicht aneignen; ebenso wenig wagten sie es, die thurmhohen Frisuren zu einem geringeren Maße herabzusetzen, so wie Dorothee sie trug, die nie mehr als zwei, höchstens drei Federn ihrem Haare einverleibte, und nie sechs Rosenkränze und fünf Hauben zu gleicher Zeit aufthürmte; oft sogar die schönen Locken des in Fülle prangenden Haares ungepudert sich auf die runden Schultern fallen ließ.

Der Ruf, den der junge Hof zu Mitau in's Land verbreitete, drang auch über die Gränzen des Landes hinaus. Es kamen Schilderungen von der Schönheit und Liebenswürdigkeit der jetzigen Herrscherin nach Berlin und fanden eine geeignete Stätte bei dem Thronfolger, dem nachmaligen Könige Friedrich Wilhelm II. Dieser Prinz beschloß, als

man ihm auftrug, sich in Petersburg der Kaiserin zu zeigen, über Mitau zu gehen und selbst zu prüfen, ob das Gerücht nicht zu viel gesagt. Ein Kenner weiblicher Schönheit, wie es selten Einen gegeben, hatte Friedrich Wilhelm bereits in seinem Vaterlande Proben dieser Kennerschaft abgelegt, die die Rouès von Berlin in Erstaunen gesetzt. Die Männer und Frauen, die das Vergnügen suchten, versprachen sich eine glänzende Zeit, wenn dieser Kenner würde zum Besitz des Diadems gelangen, das bis jetzt noch um die greise Stirn des großen Friedrich sich schlang.

Nichts konnte dem Herzoge willkommener sein als der Besuch dieses Prinzen, für dessen Person und für dessen Land er gleich lebhafte Sympathieen hatte. Er nahm ihn mit der Herzlichkeit eines Freundes und Bewunderers auf. Der Prinz war nicht verwöhnt. Er hatte noch keinen eleganten Hof gesehen; die Einsamkeit in Potsdam, die ewigen Militairübungen und der wenige Glanz, mit denen ein alter einsiedlerischer König sich umgab, konnten seiner Jugend und Genußsucht nicht genügen. Die Verbindungen, die er anknüpfte, mußte er sorgsam geheim halten, denn weder Vater noch Oheim hätten sie gebilligt; hier nun zum ersten Male entdeckte er, was ein Hof sein könne. Kleine allerliebste Feste wurden gefeiert und eine Fee leitete dieselben. Man kam am Abend zusammen,

nicht um zu gähnen, sondern um in der That und ohne Zwang mit einander fröhlich zu sein. Die einzige Figur, die ihn an seine Heimath und zwar an seine Tante, die Prinzessin Amélie erinnerte, war die Herzogin-Mutter, die wie die Damen aus der alten Zeit, alle die lästigen Formen beobachtete, die zu ihrer Jugendzeit Sitte waren. Friedrich Wilhelm machte dem Herzoge Glückwünsche über seine Wahl und dieser forderte ihn auf, so oft es nur irgend möglich, sein Gast zu sein. Der Prinz versprach es. Dorothee drückte ihr Verlangen aus, Friedrich den Großen zu sehen und der junge Fürst versicherte, daß, wenn sie zur Zeit der großen Herbstmanöver in Berlin einträfe, sie nicht verfehlen würden, von seinem Oheim empfangen zu werden, der um diese Zeit die Hauptstadt nie verlasse. In einem Gespräche mit dem Herzoge that der Gast seine Zweifel und Bedenklichkeiten kund, die er über den Empfang in Petersburg sich machte. Er war nicht wenig befangen, wenn er daran dachte, Katharinen gegenüber zu stehen, über die der Ruf so Mannigfaltiges sagte. Mit einer Schüchternheit, die ihn sehr wohl kleidete, sagte der fürstliche Jüngling: „Mein Oheim, Prinz Heinrich, ist von ihr gut aufgenommen worden; allein er besaß die Gabe, die mir fehlt, mit der Kaiserin über Dinge und Personen zu sprechen in einer Weise, die ihr zusagte.

Mich erfaßt Verlegenheit und Zerstreutheit und ich werde dann stumm. Mit schönen Frauen, die mir freundlich entgegen kommen, die meine mir angeborene Befangenheit rasch durch ihr freies Wesen beseitigen, weiß ich ganz gut zu verkehren."

Der Herzog fand nicht für klug, dem Prinzen seine eigenthümlichen Ansichten über die Kaiserin mitzutheilen, er gab ihm nur allgemeine Winke und sagte dann: „Eure königliche Hoheit werden indeß gut thun, sich nicht allzusehr dem Großfürsten-Thronfolger zu nähern, es würde nicht gerne gesehen werden. Das Unglück, das Peter III. traf, schreibt man hauptsächlich dem Umstande zu, daß dieser Fürst sich ohne Rückhaltund ohne die Sympathieen seines Volkes zu fragen, dem preußischen Interesse hingab."

Bei diesen Worten hatten die beiden Fürsten den Ausgang des Parks erreicht, und schon waren sie im Begriff, ihren Weg wieder zurückzugehen, als der Herzog eine Dame in schwarze Schleier gehüllt, aus einem Seitengange vom Schlosse her hervortreten und dem Ausgange zueilen sah. Ihre Gestalt war imposant, und indem sie sich umblickte, brannten ein paar dunkle Augen durch den Schleier. Der Herzog beflügelte seine Schritte, um dieser interessanten Fremden näher zu kommen, allein vom Prinzen aufgehalten, blieb er betroffen stehen. „Ich bitte Ew. Hoheit, diese Dame ungehindert gehen

zu lassen," hub der Prinz mit leiser Stimme an. „Sie gehört zu meinem Gefolge."

„Weshalb wohnt sie denn nicht im Schlosse?" fragte der Herzog.

„Sie hat es vorgezogen, im Gasthofe abzusteigen," entgegnete der Prinz mit einiger Befangenheit.

Der Herzog blickte seinen Gast mit einer flüchtigen Neugierde an, senkte dann das Haupt und schwieg lächelnd.

Die Gedanken seines Gefährten errathend, hub Friedrich Wilhelm nach einer Weile an. „Ich thue Unrecht, aus dem Beweggrunde, den diese Dame zu der Reise mit mir hat, ein Geheimniß zu machen; ohne es zu wollen, werfe ich dadurch einen Schatten auf ihren Ruf. So erfahren Sie denn Eure Hoheit, daß es die Fürstin Czartoryski ist, die Sie das Glück haben, in Ihrem Parke wandeln zu sehen, Polens intriguanteste, herrschsüchtigste, aber auch schönste Frau."

„Ist's möglich!" rief der Herzog, „diese allgewaltige Dame, in deren Händen der schwache König sich befindet?"

„Dieselbe," sagte der Prinz. „Die junge Herzogin zu sehen, von der ihr der Ruf so Vieles erzählt, hat diese Frau, die übrigens keine Abenteuer scheut, die Muth hat wie der tapferste Soldat und Keckheit wie der ausgelassenste Student, bewogen, mit mir die Reise hierher zu machen, natürlich un-

ter dem strengsten Incognito. Ich mußte mich glücklich schätzen, ihr Begleiter zu sein."

„Ich sehe ein, daß ich Unrecht hatte, meine Neugierde befriedigen zu wollen," bemerkte der Herzog. „Allein sie wird nicht zu ihrem Zwecke gelangen, sie wird die Herzogin nicht gesehen haben. Wie machen wir's, daß sie sie zu sehen bekommt?"

„So viel ich bemerken kann," sagte der Prinz, „kommt sie soeben aus der Gegend des Schlosses, und da noch vor einer Stunde wir Alle mit der Herzogin auf dem Balkon standen, so wird sie, in einem Gebüsche versteckt, sicherlich erlauscht haben, was sie erlauschen wollte."

„Der erhaltene Eindruck bleibt natürlich ein Geheimniß!" bemerkte der Herzog.

„Sie wünschten ihn zu wissen?"

„Natürlich, mein Prinz."

„So will ich Eurer Hoheit zeigen, wie sehr ich brenne, Ihnen gefällig zu sein. Verstecken Sie sich hier in eines der Bosquets. Ich werde die Prinzessin einholen und sie, ohne daß sie ahnet, wer ihre Worte hört, hier vorbeiführen."

„Das ist ein entzückender Plan!" rief der Herzog. „Rasch, eilen Sie, mein Prinz, daß wir nicht zu spät kommen." Mit diesen Worten schlüpfte der Herzog in eine Jasminhecke.

Bald darauf erschien Friedrich Wilhelm wieder und an seinem Arme die schwarze Dame. Das

Gespräch war sehr eigenthümlicher Art, und der Prinz, hätte er gewußt, mit welcher Leidenschaftlichkeit die Fürstin sich aussprechen würde, und wie die Entdeckungen beschaffen, die sie gemacht, hätte nimmermehr sich zu Dem entschlossen, was er jetzt that.

„Guillaume, Sie sind ein Narr, daß Sie mich hierher gelockt."

Der Prinz erwiderte Etwas, was man nicht verstehen konnte.

„Etwas leiser, Therese!"

Die Prinzessin lachte laut auf: „Sie meinen, damit es der Mann nicht hören solle, der hier irgendwo versteckt ist?"

Der Prinz sah sich mit einem Blicke um, als entdecke er Schlangen an den Bäumen hängend. Zu seiner Beruhigung überzeugte er sich, daß das Gebüsch, in welchem der Herzog sich verbarg, bereits aus der Hörweite entrückt war, so rasch war die Fürstin vorwärts geschritten. Was sie jetzt übrigens mit einander sprachen, entging dem Herzog und mag auch dem Leser entgehen. Es waren Vorwürfe, die eine eifersüchtige Frau ihrem Anbeter machte und Schmähungen auf die Nebenbuhlerin.

Der Herzog, der den Prinzen und seine Dame nicht stören wollte, die in einen Seitengang eingebogen waren und sich in die versteckter liegenden Parthieen des Gartens verloren, kehrte zum Schlosse zurück, indem er bedauerte, eine so schöne Frau in

seiner nächsten Nähe zu haben, ohne ihr seine Huldigungen darbringen zu dürfen. Die wenigen Worte, die er aus seinem Verstecke erhascht, überzeugten ihn, daß sein Gast die Zeit in Warschau gut benutzt habe, und daß die Fürstin ihm gefolgt sei, weniger aus Neugier, die Herzogin zu sehen, als aus dem Verlangen, einen jungen, flatterhaften Geliebten so streng wie möglich zu überwachen, um ihn so lange als irgend thunlich in ihren Netzen zu behalten.

Als der Prinz abreiste, war die Fürstin auch verschwunden, obgleich man beobachten konnte, daß sie nicht zu gleicher Zeit und denselben Weg gingen.

Dorothee wurde aus den Lustbarkeiten ihres Hofes in die nicht sehr erfreulichen Verhältnisse in ihrer Familie hingelenkt. Frau von der Recke hatte ihren Mann verlassen. Eine Versöhnung war nicht mehr zu Stande zu bringen. Herr von der Recke glaubte eine Frau entbehren zu können, die nichts von Dem that, was er wünschte, daß gethan werden sollte. Er war, wie er selbst versicherte, ein Mann, dem Kopf und Herz auf der rechten Stelle saßen, und der da wußte, was er wollte. Er gab diese Versicherung Jedem, der sie hören wollte, und zwar lachend und mit der Miene der größten Selbstzufriedenheit; eben so lachend versicherte er, daß seine Frau die unleidlichste Creatur sei, die je mit dem Messer über ein Spargelbeet gekommen. Denn daß

Frau von der Recke auch diese ländliche Verrichtung übernehmen mußte, war eine ausgemachte Sache; der Freiherr wollte nicht, daß sein Lieblingsgericht, von dem er große Quantitäten verzehrte, von der Hand der Köchin zubereitet werde. Ueberdieß pflegte er zu sagen, es sei das Spargelschneiden ein sehr poetisches Geschäft und lasse sich mit großer Zierlichkeit und Anmuth ausüben, etwa wie das Aprikosen-Abbrechen, oder das Ananas-Abschälen. Da nun seine Frau eine poetische Natur sei, so könne ihr nichts Willkommeneres widerfahren, als die zarten, knospenden Pflanzen, die wie neugierige Kinderaugen aus der Erde hervorsähen, mit einem feinen, silbernen Messer abzuschneiden. Frau von der Recke war nicht dieser Ansicht. Immer weniger harmonirte sie mit ihrem Gemahl, in diesem Punkte wie in jedem andern. Herr von der Recke fing an, sich in seinen Räumen unbehaglich zu fühlen. Es ergriff ihn ein Sehnen nach dem Urbilde eines vollendeten Weibes, eines Weibes, so wie er es sich dachte und wie es sicherlich auch irgendwo auf der Erde zu finden sein müsse. Sie mußte nur völlig anders sein, als seine Frau es war; sie durfte nicht Nachts auf den Kirchhöfen sitzen, sie durfte nicht mystische Schriften lesen, und dann durfte sie vor allen Dingen nicht im Mondscheine schwermüthige Lieder singen, in einem so winselnden und kläglichen Tone, wie Herr von der Recke versicherte,

daß die Schwalben unter dem Dache ihre Nester verließen und vor der Zeit auswanderten. Da der Freiherr aber keine Reisen machte, da er einmal für allemal wußte, daß es nirgends besser sei, als in seiner Heimath, so war es schwer, ja unmöglich, wenn ein solches Frauenideal irgendwo lebte, es aufzufinden. Die Gewißheit dieser miserablen Zustände und der stete Unfriede in seinem Hause brachten den Mann endlich zu dem trotzigen Entschlusse, allen Umgang mit seiner überspannten Frau abzubrechen. Die sanfte Elise merkte kaum diese Absicht, als sie ihm rasch hierin zuvorkam und eines schönen Morgens mit ihren Büchern und Manuscripten das Haus verließ, um nicht wieder dahin zurückzukehren. Auch zu den Eltern ging sie nicht, sie bezog eine eigne Wohnung, wo sie abgeschlossen von aller Welt ihren Studien lebte. Nur Dorotheens und der Eltern Besuche empfing die in ihrem Innersten gekränkte und beleidigte Frau. Sie klagte nicht über Herrn von der Recke, sie schilderte ihn nicht als ein Ungeheuer, sie sprach überhaupt gar nicht von ihm, und das war ein Zeichen, daß er ihr in dem Grade lästig geworden war, daß sie sich bestrebte, auch die leiseste Erinnerung an ihn zu tilgen. Der Vater Medem pflegte zu sagen, wenn von dieser betrübenden Familienangelegenheit die Rede war, daß beide Theile Schuld hätten, und daß, so sehr er seine Tochter liebe, er sich

dennoch ganz wohl vorstellen könne, daß es wenig Männer gebe, die mit ihr auszukommen im Stande wären. Als Dorothee mit ihr über das Vorgefallene sprach, breitete Elise jammernd ihre Arme gen Himmel aus: „Warum muß denn," rief sie, „immer geheirathet sein! Ich bitte Euch, laßt mich in Frieden. Muß denn immer Mann und Weib zusammen sein! Geht mir mit Euren Verhältnissen und Einrichtungen! Ich will frei sein. Ich suche einen Verkehr, ganz anders, als Ihr ihn in Euren Spiel- und Speisesälen findet. Ach, wer mich nur verstände! Nicht Mangel an Liebe, nein, zu viel Liebe treibt mich von den Menschen fort und in die Einsamkeit."

„Reise mit uns nach Deutschland," sagte Dorothee.

„Ja, ich will mit Euch gehen," entgegnete Frau von der Recke, nachdem sie einem kurzen Nachdenken sich hingegeben. „Ich hab' es nöthig, um meinen erschöpften Körper wieder herzustellen. O meine theure Dorothee, mit Dir — ja mit Dir allein — möchte ich immer zusammen sein. Wenn Du mich auch nicht ganz verstehst, so umfaßt doch Deine Liebe die unverständliche Schwesterseele."

„Du arme Frau," sagte schmeichelnd Dorothee; „wann wird denn einmal für Dich die Zeit kommen, wo Du Dich beruhigst und still, wenn auch nicht glücklich, lebst."

Eine zweite, viel größere Bekümmerniß für die zärtliche Tochter, war die zunehmende Kränklichkeit des sonst so gesunden Vaters. Der Graf Johann fühlte sich dem Ende seiner Tage nahe, ohne daß er seiner Familie von dieser seiner Wahrnehmung auch nur die kleinste Andeutung zukommen ließ. Es lag in seiner Art, nie von sich und seinem Gesundheitszustande zu sprechen; auch liebte er nicht, daß Andre sich über die sie betreffenden Zustände dieser Art breit machten. Dem Blicke Dorotheens entging es jedoch nicht, daß der Vater leidend war, und sie kam deshalb mit großer Schüchternheit mit einer Bitte hervor, an deren Erfüllung ihr sehr viel lag. Während der Abwesenheit des Herzog's war es Landesgebrauch, daß vier Oberräthe erwählt wurden, die im Namen des Herzog's die Regierungsgeschäfte führten, und durch eine sehr umfassende Vollmacht autorisirt, die wichtigsten Unterhandlungen entscheidend leiteten. Es konnte nicht gleichgültig sein, welcher der gutgesinnten Männer zu dieser patriotisch so bedeutenden Stelle gewählt wurde. So wie Dorothee die Lage der Dinge übersah, und in Folge der Kenntniß der Geschäfte, die sie sich auf verschiedenen Wegen erworben, konnte nur auf drei Männer mit Aussicht auf Erfolg diese Wahl fallen; sie besaßen zugleich das Vertrauen des Landes und des Herzog's, der vierte in Vorschlag gebrachte, war nichts mehr und

nichts weniger als ein Lückenbüßer. Wenn der Graf Johann zu bewegen war, statt dieses vierten Mannes einzutreten, so war hiermit dem Ganzen Festigkeit, Einheit und Kraft gesichert. Allein bis jetzt war er allen Ueberredungskünsten ausgewichen. Der Zeitpunkt der Reise rückte jedoch heran. Es mußte ein Entschluß gefaßt werden.

Dorothee nahm zuerst zu dem alten Hausfreunde, dem Hofrath Schwander ihre Zuflucht und ließ durch den den Vater bitten; als dies nichts half, kam sie selbst. Sie fand ihn in seinem Schreibzimmer. Auf dem wohlbekannten schwarzen Sopha von Roßhaaren, das sie als junges Mädchen immer mit einer ehrfurchtsvollen Scheu betrachtet hatte, wenn es ihr erlaubt war, in das Heiligthum einzutreten, saß sie jetzt als junge Fürstin und neben ihr der greise Vater. Immer noch hing das Portrait des ersten Herzogs Biron an der Wand; es hatte sich hier nichts verändert. Sehr lange und sehr ausführlich mußte Dorothee sprechen, ehe sie den Vater dahin brachte, um einigermaßen in ihre Pläne einzugehen. Schon der Umstand, daß jene drei andern Männer, wenn ihm auch gerade nicht feindlich, doch auch nicht zu seinen Freunden gehörten, machte ihm die Vorstellung, mit ihnen zusammen zu arbeiten, unleidlich; nur als Dorothee geradezu erklärte, sie werde dann nicht reisen, der Herzog könne allein gehen, sie dürfe, so wie die

Sachen jetzt ständen, das Land nicht verlassen, um der noch schwachen Parthei, die sie mit großer Anstrengung gebildet, die nothwendige Stütze zu entziehen, gab der Graf endlich das Versprechen, er wolle den drei Oberräthen sich zugesellen. Doch sollte ihn eine ganz besondere Vollmacht des Herzogs sicher stellen, daß er dem Spiele der Kabale nicht verfiele.

Dorothee küßte ihm mit zärtlichem Danke die Hand. „Geh," sagte der Alte lächelnd, „ich hätte nie gedacht, daß ich mir in Dir einen so lästigen Minister aufziehen würde, der mich armen Mann durch Schmeichelei und Drohungen zu seinen Zwecken herumzukriegen versteht. Was muß man nicht thun, wenn die gnädige Frau Herzogin befielt. Aber zum Dank dafür, daß ich Dir Deinen Willen gethan, tyrannisches Weibchen, gieb mir die Hand darauf, daß Du nicht früher das Land verlässest, als bis Du — — Er vollendete nicht und Dorothee setzte rasch hinzu, indem sie ihn erröthend anblickte: „Wofür halten Sie mich, liebster Papa? Soll ich wie eine Zigeunerin unterwegs, hinter einem Zaune mein Wochenbett halten?"

„Schon gut," entgegnete er besänftigend, „es könnte ja ein Sohn sein, und der soll und darf eigentlich, nach den alten Kettler'schen Gesetzen nirgends anders als im Lande geboren werden."

Die erste Reise in's Ausland.

Es war indessen kein Sohn, sondern eine Tochter, und zwar die dritte, die die Fürstin dem Lande schenkte. Tief im Herbste kam es zur Ausführung der Reise. Lange vorher hatte Frau von der Recke schon das Land verlassen und war den Heilquellen zu Pyrmont zugeeilt.

Da die Reisen der Herzogin später von großer Wichtigkeit werden, indem sie fast gänzlich ihre Existenz ausfüllen, jetzt aber ihre politische Rolle, die sie zu spielen sich rüstet, im Vordergrunde steht, so möge der Leser erlauben, daß ihm nur flüchtig das Bild dieser ersten Reise skizzirt werde.

Eine junge Frau, die mit offenem Auge und mit lebendigem Geiste sich die Welt beschaut, ist immer ein anziehender Gegenstand für den Men-

schenkenner, gerade weil im Gemüth und Geist eines Weibes aus dem sich entrollenden Gemälde die kleinen ansprechenden Besonderheiten ihre Beachtung finden, die der Mann leicht übersieht, der, große Zwecke verfolgend, über das anscheinend Geringe hinweggeht. Die Reisewuth, wie sie heutzutage herrscht, war damals eine unbekannte Krankheit. Das kindliche Gemüth wuchs in einer jungfräulichen Unberührtheit auf, die Welt und das Getreibe der Menschen fand nur in sehr kleinen fast unverständlichen Fragmenten, den Weg in die Kinder- und Schulstube. Die Künste entfalteten vor dem Auge des Kindes weder den Glanz noch die Fülle ihrer Draperien, mit denen sie die starre kalte Wand des Alltagsleben bekleiden. Darum gab es auch noch Ueberraschung, Enthusiasmus, frohes und belebtes Staunen. Es gab keine welke, matte, durch Genuß geschwächte Jugend. Der Erzieher, wenn er sein Werk vollendet hatte, konnte auch darauf zählen, durch die Großthaten Cäsar's, auf der Bühne dargestellt, allen den großen Gebilden und Gedanken in der Seele des Knaben, welche das Studium des Alterthums gereift, die Krone der Kunst überraschend aufzusetzen. Aber freilich, je offener und empfänglicher der jugendliche Sinn, desto glänzender und verführerischer leuchteten ihn auch die Farben der Welt an, und der Unerfahrene, mit den ungeschwächten Kräften und

Begierden ausgerüstet, fiel ganz anders und rettungsloser dem Laster anheim, als es jetzt ein frühe welkes und abgenutztes Wesen thut, das keine Kraft zur Tugend, aber auch keine zur Sünde mitbringt.

Kaum war der Herzog und die Herzogin in Berlin angelangt, als auch schon der Kronprinz erschien, die Bekanntschaft in Mitau zu erneuern. Er und der Herzog begrüßten sich wie zwei Freunde. Friedrich Wilhelm war sehr glücklich, Jemanden zu haben, dem er sein Herz ausschütten konnte, von dem er wußte, daß er in keinerlei Beziehungen zu den Personen stand, die ihn beobachteten und über ihn berichteten. Dem Verlangen der Herzogin, den König zu sehen, wurde sogleich gewillfahret.

Friedrich befand sich in einer eben nicht rosenfarbenen Laune. Er hatte seine Freunde und Genossen seiner Jugend um sich her in's Grab sinken sehen, seine Lieblingsschwester war ihm genommen worden und es war ihm Nichts geblieben, als ein Bruder, mit dem er sich nie recht vertragen hatte, und eine Schwester, die über allerlei, über längst vergangene schlimme Tage, die er ihr gemacht, noch heimlich mit ihm grollte. Die großen Ideen, die sein Jahrhundert gezeugt und an denen er einen so gewaltigen Anheil genommen, hatten sich dem alternden Heros unter der Hand in ihr Gegentheil um-

gewandelt: in kleine, dumpfe, mystische und pietistische Richtungen. Der Autor des Anti-Machiavell wurde weder verstanden noch gelesen. Vor den Witzeleien eines Voltaire hielt sich die prüde Hofdame ihr Taschentuch vor die Augen, es wurde der Siegwart bewundert und empfindsame Thränen wurden da geweint, wo kecke, geistreiche Libertinage früher das Leben frisch und bewegt gehalten hatte. Friedrich sah wenig Fremde mehr und vor Allem wenig Frauen. Als ihm der Herzog von Kurland gemeldet wurde, willigte er ein, ihn zu sehen, allein den Besuch der Herzogin lehnte er ab. Den Bemühungen einiger Begünstigten gelang es, ihn anderen Sinnes zu machen und er ließ die Herzogin zu der Prinzessin Amélie hinbescheiden, wo er sie begrüßen wollte, ohne jedoch die Herzogin wissen zu lassen, wen sie dort finden werde. Dorothee, die es bereits aufgegeben hatte, den König zu sehen, erschien zur bestimmten Empfangstunde bei der Prinzessin, wo sie nur einen ganz kleinen Kreis von Herren und Damen versammelt fand. Die junge blühende Frau wurde von Allen mit Antheil betrachtet und ihr ungezwungenes, heiteres Gespräch gefiel. Einige alte Damen, die nicht recht wußten, nach welcher Himmelsgegend zu das Herzogthum Kurland läge, und die mit ihren Gedanken am Nordpol umherirrten, erkundigten sich, ob in den Straßen von Mitau nicht Eisbären umherwandelten. Man sagte

ihnen, daß dies nicht der Fall sei. Ein Herr wußte aus seinen Jugenderinnerungen zu berichten, daß die Herzogin-Wittwe, die russische Großfürstin Anna, einen Diamanten besessen habe, der drei Mal so viel werth gewesen, als das ganze russische Reich, und den die Großfürstin, um ihn, als man ihr mit einem Ueberfall gedroht, sich zu bewahren, verschluckt habe. Dieser Diamant hatte sich in ihrem Leibe festgesetzt und wäre so die Ursache geworden, daß sie an Unverdaulichkeit gestorben. Unglücklicherweise hätte Niemand gewußt, wo der Diamant geblieben und somit läge er höchst wahrscheinlich noch in dem Leibe der höchstseligen Majestät. Diese Erzählungen hörte Dorothee an, indem sie sich das Lachen verbiß, denn diese alten Herren waren alle von der Sorte der steifen und ernsthaften Pedanten, die keinen Widerspruch und noch weniger ein ungläubiges Lächeln vertrugen.

Die Prinzessin hatte während der Unterhaltung öfters nach einer kleinen Tapetenthüre hingesehen, die sich nicht öffnete, die sich aber öffnen sollte. Es schlug zehn Uhr, die Lichter waren längst angezündet, in prachtvollem Porzellan der Thee servirt worden, die kleine Tapetenthür blieb verschlossen. Endlich ging sie leise auf. Dorothee hatte der Thür den Rücken zugewendet, bemerkte also nicht, daß ein kleiner, gebückter Mann, der eine Prise Taback schnupfte und mit großen, starren Augen

auf die Anwesenden schaute, in der Oeffnung der Thüre erschienen war. Die Prinzessin machte eine Bewegung, als wolle sie sich erheben, allein auf einen gegebenen Wink blieb sie sitzen und sah mit einer peinlich starren Miene vor sich hin. Dorothee erzählte, um die Ernsthaftigkeit zu bannen, die nach der Geschichte von dem verschluckten Diamanten im Kreise um sich gegriffen, einige heitere Anekdoten aus dem Leben der Großfürstin. Plötzlich hörte sie hinter sich ein kurzes heiseres Lachen, das so klang, als schlüge man zwei Brettchen gegeneinander. Erstaunt blickte sie sich um, und dicht hinter ihr, gleichsam über ihre Schulter sahen sie die weltberühmten Augen des Philosophen von Sanssouci an. Mit der Röthe des freudigen Erschreckens, zugleich mit der der Scheu und Verwirrung übergossen, erhob sich die schöne Frau und wollte zurückweichend eine Verbeugung machen, doch gütig legte der König seine Hand auf ihren Arm und bewog sie, auf ihrem Platze sitzen zu bleiben. Er stand nun vor ihr und betrachtete sie ein paar Sekunden mit sichtbarem Wohlgefallen. „Madame," sagte er auf französisch, „Sie sind munter und haben Witz, so liebe ich die Frauen; ich heiße Sie bei mir willkommen. Sie finden einen kranken Mann, der Ihnen keine anderen Dienste leisten kann, als die, die Zahl Ihrer Bewunderer zu vermehren." Dorothee erwiderte, daß sie fürchte, wie sie in diesem

Augenblicke der Gegenstand des Neides von ganz Europa sei, und sie wisse nicht, wie sie anders dieses Glücks sich werth bezeigen könne, als, indem sie es übernehme, im Namen aller ihrer Landsleute den Zoll der Ehrfurcht und Bewunderung auszusprechen, die der große König ihnen eingeflößt. Der König that noch ein paar Fragen über die kurischen Verhältnisse, dann wandte er sich zu seiner Schwester, empfahl ihr den liebenswürdigen Gast und trug ihr auf, statt seiner die Honneurs zu machen. Bald darauf war er wieder verschwunden. Am andern Morgen empfing Dorothee ein Körbchen mit Blumen und Früchten, auf denen ein Handbillet des Königs lag, das nur ein paar Zeilen, aber diese in einem ganz besonders artigen Tone abgefaßt, enthielt. Diese Gabe wiederholte sich mehrmals. Der Herzog wurde eingeladen, den Manövers beizuwohnen, die der König anbefohlen und die der Kronprinz leitete.

Von den jüngeren Prinzessinnen des Hofes war es die Prinzessin Louise, die Tochter des Prinzen Ferdinand, mit der die Herzogin ein freundschaftliches Verhältniß einging, das später durch Briefe unterhalten wurde. Bereits in Königsberg, im Hause des Grafen Kaiserlingk, hatte die Herzogin die Berühmtheiten in der literarischen Welt kennen gelernt, sie hatte mit Kant einige Worte gewechselt, sie hatte mit Hamann, diesem seltsamen

und bizarren Geiste, der später der Begleiter und Freund der Fürstin Galitzin wurde, Bekanntschaft gemacht, auch Hippel, der selbst unverheirathet ein lobpreisendes Buch über die Ehe schrieb, nahm willig die Einladungen an, die die schöne Frau an ihn ergehen ließ. Aehnliches wollte sie nun in Berlin erreichen. Die Aebtissin von Quedlinburg wehrte sich dagegen, den kleinen Juden Mendelssohn bei sich zu sehen, es wurde also veranstaltet, daß die Herzogin ihn an einem Orte traf, wo gleichsam neutraler Boden war, und dieser Ort war das Haus des Buchhändlers und Philosophen Nicolai. Hier kam der vornehme Adel hin, dem es Modesache war, sich mit der Literatur abzugeben, und zugleich erschienen hier die Gelehrten und Künstler, welche das Parket der Höfe nicht betreten durften. Es war für Dorotheen ein ganz besonderes Fest, alle diese Leute, von denen sie in ihrer Heimath so manches gehört und gelesen, hier in einem Hause beisammen zu haben. Sie ging von Einem zum Andern. Die originelle Gestalt des Philosophen Mendelssohn, seine gehaltvollen Worte, sein klares Auge, in welchem Menschenfreundlichkeit und Weisheit miteinander ihren sanften Glanz leuchten ließen, machte auf die Zuhörerin eine besonders günstige Wirkung. Während die Mara sang und Dulon die Flöte blies, fand sie Zeit, sich mit Mendelssohn in der Vertiefung einer Fensternische über die Un-

sterblichkeit der Seele zu unterhalten und Platons Ideen sich in großen, kühnen Umrissen vorzeichnen zu lassen. Der Philosoph besaß die Gabe, mit seinen Schätzen nicht zurückzuhalten, auch nicht wählig zu sein in Betreff der Zeit und der Art, wo und zu wem er sprach, ganz entgegengesetzt der starren Einsilbigkeit Kant's, aus dem Nichts herauszubringen war. Entzückt über ihren kleinen Juden lud die Herzogin ihn nach Mitau ein, wohin er auch zu kommen versprach. Rammler und Engel zeigten schon mehr gesellschaftliche Formen, und ihre höfischen Anreden und ihre poetischen Galanterieen gefielen der Herzogin schon weniger; aber sie war stets erfreut und geschmeichelt, hier auf dem klassischen berliner Boden der Gegenstand der Aufmerksamkeit der Poeten und der Philosophen zu sein. Nicolai selbst nahm seinen hohen Gast für sich und seinen Kampf gegen die Mystiker und Geisterseher in Anspruch. Frau von der Recke, die ebenfalls durch Berlin gekommen war, hatte dem alternden Kämpfer für die Sache der Aufklärung und Vernunft, das Versprechen geben müssen, gegen seinen hauptsächlichsten Feind, gegen Cagliostro aufzutreten. Der gelehrte Buchhändler machte jetzt die Herzogin darauf aufmerksam, daß hinter all' diesem Geisterspuke und dem mystischen Treiben, das jetzt so gewaltig um sich greife, eine kolossale Macht stände, die nichts Andres wolle, als die Welt wieder in Nacht, Aber-

glauben und Knechtschaft zu stürzen, und diese Macht heiße der Jesuiten-Orden. Obgleich dieser Orden aufgehoben sei, ein Triumph der Vernunft und der Sache der Menschheit, der einem Papste das Leben gekostet, so setze er im Geheimen dennoch alle Mittel in Bewegung, um wieder die Herrschaft, die er in so vollendetem Maaße besessen, an sich zu reißen. Dieses der Frau von der Recke begreiflich zu machen, hatte drei Tage unermüdlichen Sprechens gekostet und unzählige Briefe, die der edle Buchhändler geschrieben und noch schrieb. Auch er wurde nach Mitau eingeladen.

Dorothee war noch zu jung, zu zerstreut, um anders als nur vorübergehend mit den ernsten Musen, den Beglückerinnen und Lehrerinnen des Menschengeschlechts Umgang zu pflegen. Auch war ihr Verlangen jetzt mehr auf den Verkehr mit einflußreichen Menschen, auf die Institutionen des Staats, auf die politischen Verhältnisse der Nation gerichtet, und sie hätte, so jung sie war, es als die köstlichste Gnade des Himmels hingenommen, wenn der große König irgend ein Wort der Politik mit ihr hätte sprechen wollen, allein Friedrich war nicht dazu zu bewegen, mit einer jungen Frau andere, als nur die unbedeutendsten Dinge zu verhandeln.

Mitten unter den Festen gab es daher für Dorothee manchen langweiligen Abend; sie wünschte die Reise fortzusetzen. Derselben Ansicht war der

Herzog. Die militairischen Uebungen, denen er aus Artigkeit immer beiwohnen mußte, waren ihm lästig, da er nicht gerne bei üblem Wetter zu Pferde saß. Der Kronprinz sah ihn den versteckten Unmuth an und sagte lächelnd: „Sie sollten nur an meiner Stelle sein; so geht es das ganze Jahr durch. Ist's nicht hier, so an einem andern Orte. Und der König ist nie zufrieden. Er schilt mit uns, kanzelt uns wie die Schulbuben herunter. Ich bin gewiß ein guter Soldat und Preußen's militairische Ehre geht mir über Alles; aber immer in der Kaserne leben, stets Nichts als das Dienstreglement im Kopfe haben, immer nur alte Generale und berühmte Invaliden zum Umgange haben, ist mehr als man vertragen kann, wenn man nicht auch sechzig Jahre alt ist. Die großen Kriege, die mein Oheim geführt, sind für alle Zeiten gewiß wichtig, allein von Nichts sprechen zu hören, als von den Einzelheiten dieser oder jener Schlacht, ist geisttödtend. Preußen ist glücklich über diese Lorbeeren, aber wir jüngeren Prinzen seufzen darunter. Sie sehen jetzt, theurer Herzog, daß wir Feste geben, aber dies ist nicht immer so, für gewöhnlich leben wir wie im Kloster; der Trommelwirbel auf den Straßen ist die einzige Musik, die uns in's Ohr schallt. Ich erlaubte mir einmal die Mara bei mir singen zu lassen. Was war die Folge? daß der König sie auf vierzehn Tage einsperren

ließ, weil sie „den jungen Herren Offizieren" vorgesungen und diese dadurch von ihrem Dienste abgehalten. Geb' ich ein Fest, so muß die Liste der einzuladenden Personen an den König gehen, und er streicht unter den eingeladenen Frauen alle, die unter fünfzig Jahren sind, und schreibt an den Rand der Liste: Solches sind zu alleröfters junge Avanturières, die meine Offizieres zu Spiel und sonstigem Unfug verleiten. — Diese jungen Damen sind aber aus den ersten Familien der Stadt gewählt."

Der Herzog erwiderte lachend: „Da hab' ich freilich meine Jugend anders genossen. Ich würde Ew. königliche Hoheit den Rath geben, öfters auf Reisen zu sein."

„Glauben Sie, Herzog," entgegnete der Prinz, „daß ich nur einen Schritt aus den Thoren Berlin's mich entfernen kann ohne Erlaubniß! Auf Nichts sieht der König strenger, als daß die Prinzen seines Hauses nicht Etwas unternehmen, das wie eine selbstständige Handlung aussieht. Wie gerne hätte ich eine Reise nach Paris gemacht, nach Wien — aber Das ist Alles ein Ding der Unmöglichkeit. Und dabei gehen die schönsten Jahre mir dahin. Wie glücklich ist der Fürst, der in der Fülle seiner Jugend und Kraft die höchste Staffel ersteigt. Der Thron, wenn man müde an ihn heranschleicht, wenn man ihn mit schlotternden

Knieen und gebeugten Hauptes erklettert, ist kein Freudensitz mehr. Man kann dann weder sich noch Andern gute Tage bereiten."

Um den Gegenstand des Gesprächs auf ein anderes Feld zu lenken, fragte der Herzog nach der schönen, verschleierten Dame im Parke zu Mitau. Friedrich Wilhelm antwortete kurz, daß er nichts von ihr wisse, als daß sie wieder in Warschau sei. Der Herzog gab sich mit dieser Antwort zufrieden, und bedauerte nur, daß der Prinz so wenig aufrichtig sei, und so manches interessante Abenteuer ihm verschwiege, das deutlich den Beweis lieferte, daß, wenn auch von seinen Oheim bewacht, der Prinz wie in einem Kloster lebe, dieses Kloster doch mehre unterirdische Gänge habe, die bald diesen, bald jenen angenehmen Gast seinem Bewohner zuführten.

Die Reise ging nun weiter. Der erste Aufenthalt der Herzogin in Berlin fiel in den Spätherbst des Jahres 1784. In Dresden war es die Gemäldesammlung und die berühmte Kirchenmusik, die die Reisenden besonders fesselten. Die Fahrt ging über München nach Tyrol. In dieser großartigen Felsennatur fühlte sich die Tochter des Nordens wie in einem Feenlande eingeschlossen. Alles, was von poetischen Träumen aus ihrer Jugend in ihrem Gedächtniß haften geblieben, floß hier in ein kühnes, gewaltiges Bild zusammen. Die wundersamen

Seen, die gewaltigen Felsen, die Klarheit der Lüfte, und die Stille und Abgeschiedenheit der Thäler machten sie schwärmen, und Verhältnisse und Menschen erschienen ihr in einem ganz neuen Lichte. Sie konnte sich vorstellen, wie es Seelen gäbe, die gigantisch wie diese Felsen, in ihre Zeit hineinragten und die keinem gewohnten Maaßstabe Stand hielten. Auf einem Bergesgipfel stehend, übersah ihr Blick eine weite Karte von Ebenen und Höhen, von Städten und Dörfern, ebenso, sagte ihr der Geist, könne von einem freien Standpunkte angesehen, nicht umhüllt von den Nebeln des Vorurtheils, und nicht umschlossen von beengenden kleinen Verhältnissen, der urtheilende und handelnde Mensch ganz anders und viel gewaltiger auftreten, als wenn ihn stets der kleine Umkreis der Heimath umgebe. Es kam Dorotheen ganz gelegen, daß der Herzog auf ein paar Tage eine Reise zu eignen Zwecken unternahm, sie blieb in einem reizend gelegenen Städtchen zurück, die ihr geschenkten Stunden in glücklicher Einsamkeit hinbringend. Es war ihr bestimmt, in dieser Abgeschiedenheit einen Gesellschafter zu finden, der ihr diesen Aufenthalt und dieses kleine Städtchen in Tyrol bis auf ihre spätesten Lebenstage, zu einem fesselnden Angedenken machte. Es ist schon bemerkt worden, daß sie in Berlin geistige Anregungen in sich aufgenommen, daß aber das ernste Gespräch der Männer erfolglos blieb,

indem ihre große Jugend sie hinderte, den vollen Werth solcher Mittheilungen zu verstehen und ihren Inhalt durch eignes Nachdenken für sich fruchtbar zu machen. Hier, in den tiefen Schluchten der tyroler Alpen fand sich nun ein Philosoph eigner Art, ein junger Schweizer von nicht ganz zwanzig Jahren, der es, ohne es zu wissen, übernahm, die schöne Frau auf dem Wege, den ihre Ideen genommen, weiter zu führen.

Dorothee fand ihn auf einem ihrer einsamen Abendspaziergänge. Er lag am Ufer eines Waldbaches, und seine Büchse und sein Gemsenhorn neben ihm. Als er den Felsensteg herab die junge Frau auf sich zukommen sah, stand er auf und wollte sich entfernen, Dorothee, welche fürchtete, den rechten Weg verfehlt zu haben, rief ihn an und bat ihn zu bleiben. Wenn Achill geschnürt in den Ledergurt sich dargestellt, er hätte nicht edler und kühner aussehen können, als hier der junge Hirte. Es war ein kleiner Waldbach zu überschreiten; ohne um Erlaubniß zu fragen, nahm er die Herzogin auf seinen Arm und trug sie durch das Wasser, dann setzte er sie nieder, wie man ein Kind niedersetzt. Er entfernte sich, scheu jedem Gespräche ausweichend. Auf seinem Platze am Ufer hatte er ein Buch zurückgelassen; Dorothee nahm es, schlug den Titel auf und fand — Montesquieu, über den Geist der Gesetze. Sie blickte erstaunt um sich; es war

ihr wie in der Fabel, wo ein verkleideter Gott sich eben unsichtbar gemacht: Also kein Hirte war dieser Jüngling, kein Sohn dieser Thäler! Wie sie, so war auch er hier fremd, und hatte sich in diese Einsamkeit zurückgezogen, um seinen Studien zu leben. Mit verdoppelter Begierde erwartete sie jetzt eine zweite Zusammenkunft, die auch nicht lange ausblieb. Der Fremde kam, sein Buch zu suchen, und fand — Dorotheen.

„Mein Herr," redete sie ihn französisch an, „ich habe Ihr Buch gefunden und freue mich, daß wir denselben Lieblingsschriftsteller haben."

Der Fremde erwiderte mit einer Stimme voll Wohlklang, daß er die Herzogin bereits in Berlin gesehen, daß er jedoch nicht die Gelegenheit gesucht, sich ihr zu nähern. Dorothee sann hin und her, sie konnte sich aber nicht besinnen, eine so imposante Gestalt und eine so interessante Physiognomie in irgend einem der Gesellschaftszirkel bemerkt zu haben, sie fragte nach seinem Namen, den er ihr aber nicht nannte. „Wozu, gnädige Frau, Ihr Gedächtniß mit einem Namen beschweren, der für Sie nur ein bedeutungsloser Klang wäre, denn noch ist es mir nicht gelungen, ihn mit Glanz und Ehre zu umkleiden. Aber ich strebe dahin, und wenn die Götter gegen einen armen Erdensohn gütig sein wollen, so geben sie mir einen Platz in den Kampfreihen der jungen Generation."

„In den Kampfreihen?“ wiederholte die Herzogin, „also Sie wollen Kriegsdienste nehmen?“

„Nicht Kriegsdienste im gewöhnlichen Sinne,“ erwiderte er und schwieg dann, indem er den Blick auf die Gipfel der Berge richtete.

„Und wie versteh' ich es sonst?“ fragte sie.

„Frau Herzogin,“ begann er in einem eigenthümlichen Tone von Muth und Schüchternheit gemischt, „Sie sind jung, Sie sind schön, Ihr Geist ist thätig, hat Ihnen denn noch nie von einer werdenden Zeit geträumt? Ich habe Sie in Berlin nach den Sprüchen der Weisheit haschen sehen, ist Ihnen denn noch nie eingefallen, daß in dem Geiste der Jugend, in den frischen Herzen einer aufblühenden Generation die wahre Weisheit verborgen liegt?“

Das leuchtende, große Auge des Jünglings war auf Dorotheen gerichtet, indem er dieses sprach. „Noch immer versteh' ich Sie nicht!“ sagte sie schüchtern.

„Die neue Zeit ist die Freiheit!“ sagte er scharf und schneidend. „Mit allen Institutionen der alten Zeit muß gebrochen werden. Die Sonne Franklin geht über die Erde auf, ihr wenden wir unsere Blicke zu. Völkerbündnisse! heißt das große Wort der Zukunft. O schöne Frau, sehen Sie diese Felsen an, ihre Gipfel scheinen unersteigbar und über Nacht sind sie erstiegen, wenn ein großes, freies Volk will.“

Dorothee schwieg betroffen. Zum ersten Male tönten diese Worte an ihr Ohr. Sie sann in ihrem Gedankenvorrathe nach, doch die Neuheit der Situation, die hinreißende Persönlichkeit Dessen, der ihr diese Worte zurief, machten sie unfähig, zu einer Entscheidung zu kommen, und nur der Name Franklin, blieb in ihrem Geiste haften. Sie hatte diesen Mann wohl schon nennen gehört, doch nie in dieser Beziehung. Man hatte über ihn in Berlin wie über einen Abenteurer gesprochen, der wenig Beachtung verdiene.

„Also giebt es eine neue Welt der Ideen! Also bereiten sich im Schooße der alten Zustände, neue, überraschende und die erkrankte Menschheit beglückende Elemente vor!“ Diese Gedanken erfüllten die Seele der jungen Weltbürgerin, als sie in der Einsamkeit ihres Schlafgemachs wachend am offnen Fenster saß, durch das die klare Mondscheibe, über die Gebirge aufsteigend, ihren vollen leuchtenden Lichtstrom ergoß. Im Herzen der schönen Frau wuchs etwas Geheimnißvolles, Ahnungsreiches. Ein Strom von einer andern Welt kommend, berührte ihr Innerstes. „Gütiger Himmel!“ rief sie, ihre Hände faltend, „wenn Du mich bestimmt hättest, mich um eine Deiner großen Segnungen unter die Menschen zu vertheilen! Wenn Du mir auch nur einen ganz kleinen Theil an dem Fortbau des großen Werkes gestattetest, das einem glücklicheren Ge-

schlechte zur Weiterförderung dienen soll! Wie selig würde ich mich preisen. Laß mich, o gütiger Himmel, nicht unbedeutend über die Erde gehen, nicht klanglos, nicht schwach, nicht übersehen von meinen Mitlebenden. Du weißt es, es ist kein eitler Stolz, meinen Namen genannt zu hören, nein, o nein! es ist das Bedürfniß, mit den Kräften, die Du mir gegeben, zu wuchern. Meine Seele geht wie eine Flamme zu suchen Die, denen sie leuchten kann."

Mit diesen schönen, erhabenen, unter Sternen groß gewordenen Gedanken entschlummerte die Beglückte. Es rauschte in den Gipfeln der Bäume unter ihrem Fenster, der Waldbach tosete, die Wolken flogen an der nächtlichen Himmelskuppel dahin — eine schöne Menschenseele lag im Frieden und im Bewußtsein, das Göttliche gefühlt und gedacht zu haben.

Der junge Mann, den die Herzogin Arnaud nannte, kam jetzt öfters mit ihr zusammen, gewöhnlich in der Nähe der Thalschlucht, in der sie sich zum ersten Mal gesehen. Dorothee brachte ihre vierjährige Tochter mit, diese spielte im Grase, während die Mutter mit dem Fremden sprach. Der Unterschied der Stände schien aufgehoben. Eine junge blühende Mutter saß mit ihrem Kinde unter dem Schatten eines Ahorns auf einer kunstlosen Bank und ein junger Mann, ein Gemsenjäger,

sprach mit ihr sorglos plaudernd. Aber wer diesen Gesprächen zuhörte, der entdeckte erstaunt, daß diese junge Frau und dieser Jäger sich über das Geschick Europa's besprachen. Nach und nach, im Eifer des Gesprächs löste die Herzogin die Bänder ihres Strohhutes und zuletzt legte sie ihn neben sich auf die Bank und das volle Haar sank in kunstlosen Locken auf Schulter und Nacken herab. Dem Blicke des jungen Mannes, obgleich er über die Finanzlage Frankreich's und von dem Zustande seiner Flotte sprach, entging keine dieser Schönheiten. Sein Auge, feurig und sanft zugleich, sah öfters mit einer überraschenden Innigkeit zu dem seiner Zuhörerin auf. Für gewöhnlich jedoch sprach er das Haupt auf die Hand gestützt und mit dem Stocke in der Hand Figuren in dem Sande beschreibend. Er gab Dorotheen ein sehr lebendiges und in den kleinsten Umständen ausgeführtes Bild von dem Freiheitskampfe der Amerikaner; er zeigte ihr, wie jenseits des Meeres eine Welt aufgetaucht sei, die dem in Vorurtheilen und Mißbräuchen ergrauten Europa einen Spiegel vorhalte, in welchem dasselbe sich in seiner ganzen Unschöne erblicke. Die Institutionen der neuen Welt waren sämmtlich Kriegserklärungen gegen barbarische Gesetze, die noch zur Schande der Civilisation und Humanität in Europa ihre Geltung hatten. In großen, freien Contouren entwarf er das Bild eines Völker-

lebens, das seine herrliche Blüthe sich selbst und keinem Protectorat der Fürsten oder der Priester zu danken hatte.

Dorothee erröthete hier, als sie die Fürsten tadeln hörte, sie, die vor wenigen Jahren selbst eine Krone mit den glücklichsten Gefühlen sich auf's Haupt gesetzt; allein sie konnte dennoch nicht anders, als den begeisterten Worten ihres Genossen Recht geben. Ein langes Sündenregister der Fürsten entrollte er vor ihr und schaudernd erblickte die junge Frau, wie durch alle Jahrhunderte hin mit der Gewalt über Menschen und ihr Glück gespielt worden war; wie bald hier eine schlaue käufliche Nymphe mit dem Diadem der Cäsaren sich frech geschmückt, dort ein elender Günstling das Scepter seines Herrn als Wünschelruthe gebraucht hatte, um sich unermeßliche Schätze zu sammeln. Sie sah mit Schrecken wie Das, was sie für den Ruhm der Fürsten gehalten, die blutigen Kriege, nur schmähliche Triumphe ihrer Privatleidenschaften gewesen, bei denen die Völker hatten bluten müssen. Mit noch größerem Entsetzen erkannte sie nun, wie Das, was als heiliges Recht für den Mann in der Hütte, wie für den Mann im Palaste Geltung haben sollte, durch die Ränke bevorzugter Gesellschaftsklassen zu einer Geißel für das Volk geworden, statt zu einer Segens- und Friedenspalme, und wie zuletzt die Religion, die ewige Sternenlehrerin der Menschen,

in eine kalte, grausame Furie sich verwandelt hatte, auf Befehl bereit, die eine Hälfte der Menschheit der andern dienstbar zu machen. — Alles dieses sollte nun aufhören. Die kranke Menschheit sollte gesunden! Ein freies Europa sollte sich einem freien Amerika anschließen.

Diese Zusammenkünfte wurden nun ohne Unterbrechung mehre Tage fortgesetzt, bis der Herzog zurückkam.

„Wo werde ich Sie wiedersehen?“ fragte Dorothee an dem letzten Abende, wo sie auf der Bank zusammensaßen.

„Sie sollen von mir hören,“ erwiderte er in einem schwermüthigen Tone. „Entweder stehe ich auf der Liste der Proscribirten, oder auf der, die das Geschick emporgehoben und Denen es einen Namen gegeben. Beides muß sich in wenigen Jahren entscheiden. In dem ersteren Falle werde ich aus Ihrem Gedächtniß, wie aus den Reihen der Lebenden verschwunden sein; im andern Falle werde ich schon Gelegenheit haben, Sie an den armen, unbekannten Jüngling zu mahnen, dem Sie unter den Gebirgen Tyrol's einige himmlische Stunden gegeben haben.“ Er faßte dabei die Hand Dorotheens und führte sie an seine Lippen.

„Sie haben mir eine neue Welt eröffnet, Arnaud,“ sagte sie, „nicht Sie sind mir, ich bin Ihnen Dank schuldig. Soll ich denn wirklich

keine bestimmte Aussicht haben, Sie wieder zu sehen?"

„Ich kann Ihnen keine Versicherung geben, die ich zu halten nicht werde im Stande sein. Aber an Sie schreiben will ich, wenn Sie es mir erlauben."

„Ich bitte darum."

„Wohin gehen Sie?"

„Nach Rom."

„Mein Weg führt mich in die entgegengesetzte Richtung. Doch immerhin, ich habe Freunde und Genossen in allen Weltgegenden, und überall, wo Sie auch sein mögen, werde ich von Ihnen Nachricht haben und Ihnen welche geben."

„So leben Sie denn wohl."

„Leben Sie wohl, Bürgerin! Dieser Titel ist schöner als der einer Herzogin." Er lüftete ein wenig den Hut und war dann rasch um die Felsenecke verschwunden.

Dorothee ging träumerisch nach Hause. Sie ordnete ihre Papiere, sie verschloß sorgfältig die Aufsätze, die sie in diesen vier bis fünf Tagen, geschrieben. Ein eigenes zierliches Kistchen, mit der kaum leserlichen Aufschrift „Zukunft", enthielt die Sybillinischen Weissagungen. Einige kleine Aufsätze waren von Arnaud's Hand und zwei von der eines Unbekannten. Alle behandelten denselben Gegenstand, den Umsturz des Bestehen-

den und die Schöpfung einer neuen Gesellschaftsordnung.

Zu diesem Schatze von ihrem jungen Freunde legte sie den von dem alten: einige Briefe, die ihr Moses Mendelssohn geschrieben. Aber sie nahm sie wieder heraus und legte sie in das Kästchen, wo sie ihre Perlen und ihr Geschmeide verwahrte. Ein ungewisses Gefühl sagte ihr, daß in dem Kästchen der Zukunft Nichts liegen dürfe als nur was ihr der „Bürger" Arnaud mitgetheilt.

Der Herzog hatte einen vortheilhaften Güterkauf in Holland unterdessen abgeschlossen und forderte nun, daß Dorothee dieselbe fröhliche Laune darüber äußere, als er sie selbst empfand; allein er fand, daß seine junge Gemahlin ihm zum ersten Male nur kurze und zerstreute Antworten gab. Dorotheens Seele war zu voll von den eben empfangenen Eindrücken und es zog sie zurück zu dem Häuschen im Thale, am schäumenden Waldbache. Es war ihr, als rauschten noch immer die Bäume nächtlich unter ihrem Fenster, als schiene der Mond still durch die geöffneten Scheiben und als tönte die Stimme ihres Freundes mit unbeschreiblichem Wohllaut, sie an die schönen geweihten Stunden des Zusammenseins mahnend, zu ihr herauf. Sie sann nach, wie das Unmögliche möglich geworden; wie sie mitten aus einer eitlen Welt voll Schmeicheleien und Triumphe, herausgerissen worden

durch ein paar Worte, die ihr, wie aus weite Ferne, ein Jüngling zugerufen, der begeistert und schwärmend seine Straße zog, einem Ziele entgegen, das hinter Wolken verborgen war. Sie mußte, es koste nun, was es wolle, diesem Wanderer nach und sie sah sich im Geiste, wie sie nächtlich über die Gebirge stieg, athemlos mit fliegendem Gewande, immer weiter, immer weiter dem Morgen entgegen, der hinter den Bergen emporsteigen sollte. Alles in ihr war Hoffen und freudiges Beben.

In dieser aufgeregten Stimmung betrat sie die Stätten der alten römischen Welt; sie wandelte in den Straßen von Florenz und Rom.

Es wurden nun wieder Besuche angemeldet, Gesellschaften gegeben und mitgemacht; die arme junge Frau mußte wohl rasch ihr Gedenkbuch der letzten Tage schließen, um nicht wie eine Träumende unter all' den lebendigen Figuren des lauten Marktes, der sie umgab, zu erscheinen. Die Künstler Rom's beeiferten sich, einer Frau, die ihnen erschien, als sei die Venus von Medicis von ihrem Piedestal herabgestiegen, um in moderner Kleidung sich den Blicken des lebenden Geschlechtes zu zeigen, die erdenklichste Aufmerksamkeiten zu bezeigen. Man wanderte bald in dieses, bald in jenes Atelier, man erkletterte bald diesen, bald jenen alten Trümmerhaufen und stets schloß der Tag mit einem kleinen Feste, das der Herzog in einem der Gärten vor der

Stadt gab. Man verglich die Herzogin mit Iphigenien, die an's Ufer der Barbaren verschlagen worden und die jetzt endlich in ihr Vaterland zurückgekehrt sei. Bei diesem Complimente kam der Herzog übel weg, allein — sei es nun, daß ihm die Sache ziemlich gleichgültig war, oder daß er den Sinn der Anspielungen nicht verstand, genug, er stimmte mit ein in das Lebehoch, das man Iphigenien brachte.

Von Rom ging die Reise nach Neapel und dann nach Ischia, wo mehre Wochen verweilt wurde und wo der Herzog eine Badekur unternahm. Der berühmte Hackert war der Führer der Reisenden in diesen paradiesischen Gegenden. Spät im Herbste trafen die Reisenden wieder in Berlin ein. Auf diese Nachricht hin verließ Frau von der Recke Pyrmont und langte ebenfalls in der preußischen Hauptstadt an.

Im Vaterlande.

Zwei Jahre waren bereits vergangen: der Herzog und die Herzogin waren noch nicht in die Heimath zurückgekehrt. Unterdessen war Graf Johann gestorben. Als seine Krankheit begann, entschieden lebensgefährlich zu werden, hatte er den lebhaften Wunsch ausgesprochen, von der übernommenen Wirksamkeit losgesprochen zu werden, und zu dem Ende theilte er dem Herzoge, seinem Schwiegersohne, mit, daß es nothwendig sei, in sein Land zurückzukehren. Nicht er allein, auch andere wahre Patrioten und Anhänger des regierenden Hauses sprachen dies Verlangen aus. Allein es blieb ohne Erfolg. Zum erstenmale fühlte Graf Johann einen lebhaften Unwillen über den Mann, dem er bis jetzt mit der Anwendung aller seiner Kräfte und seines Einflusses zur Seite gestanden. Durch ihn war ihm auch

das Kind seines Herzens, seine geliebte Dorothee, entzogen. Beide widrige Erlebnisse wirkten auf seinen Zustand zerstörend. Sein Haus war vereinsamt. Die Gräfin war schon seit einem Jahre einem Brustübel erlegen; ihrem Sarge war der bekümmerte Wittwer gefolgt, von Keinem seiner Kinder geleitet, denn auch Elise war um diese Zeit in Deutschland, die Söhne in Berlin. Den Bruder hielt gleichfalls Kränklichkeit an's Haus gefesselt. Wer da weiß, was es heißt, ein glückliches, frohes Haus um sich her gesehen zu haben, der ermißt das Gefühl der Verödung, des trostlosen Alleinstehens, das den von allen seinen Lieben verlassenen Hausvater befällt. Der Graf war jedoch Mann genug, sein Mißgeschick fest und geduldig zu tragen. In den einsamen Sälen trieb er sein Wesen mit den wenigen Hausgenossen, die ihm geblieben und unter denen Mademoiselle Pipelet jetzt einen Hauptplatz einnahm. Diese liebenswerthe, alte Jungfrau faßte ihre ganze Kraft zusammen, sie suchte in jedem Winkel ihres Gedächtnisses irgend ein vergessenes Talent auf, um den Hausherrn zu beschäftigen und zu erheitern. Sie suchte die Lieder hervor, die sie in ihrer Jugend gesungen und oft, wenn die winterliche Sonne ihre letzten Strahlen auf die alten Ahnenbilder im Saale warf, ertönte von der dünnen Stimme des Fräuleins das bekannte „Marlborough s'en va en guerre“, oder die Sängerin

begab sich auf ein ihr fremdes Feld, zum deutschen Gesange und nun ertönte „Guter Mond, Du gehst so stille — in die Abendwolken hin". Graf Johann, mit den Händen auf dem Rücken, durchmaß dann mit langen Schritten die ganze Breite des Saales und immer, wenn ein Lied zu Ende ging, unterließ er nicht am Klavier stehen zu bleiben und der Sängerin zu versichern, daß sie noch nie so gut vorgetragen habe als gerade diesen Abend. Mademoiselle Pipelet stand dann auf, machte eine tiefe Verbeugung und versicherte ihrerseits, daß keine Gewalt der Erde sie bewegen könne einem Andern, als dem Grafen, vorzusingen, weil sie wisse, daß Niemand so nachsichtig sei, wie er. Der runde Abendtisch versammelte dann die Hausgenossen, zu dem öfters der Herr Pastor und seine Tochter kamen, um eine Schüssel Obst und einen Teller mit Mandeln und Rosinen, — einem Nachtessen, das seit alten Zeiten im gräflichen Hause Sitte war, und das aufgetragen wurde, wenn der Vorleser sein Buch zur Hand nahm. Die Schüssel mit Obst, so wie die Nüsse und die Rosinen, hatten manches schläfrige Kinderauge wach gehalten, das sonst bei dem eintönigen Murmeln des Vorlesers unfehlbar in Schlummer gesunken sein würde. Als Doktor Kloppmann noch nicht seine „chemischen Operationen" begonnen und nichts Anderes zu thun hatte, als hier und da ein unschädliches Pflaster zu bereiten, hatte

er das Amt des Vorlesens zu verwalten gehabt, später, als der Doktor schwache Augen vorschützte, fiel es dem Pastor zu, der jedoch Manches nicht lesen wollte, das seiner Ansicht nach zu gelehrt und zu weitläufig war, und so wurde ein junger Adjunkt, der durch die Mittel des Grafen sich auf das Predigtamt vorbereitete, zum Lector ernannt, und dieser unermüdliche junge Mann schlug sich durch ganze Bände mit einer Leichtigkeit durch, als wären es bogenweise Abhandlungen. Wenn die Abendpfeife des Grafen geraucht, das Abendgebet, bei welchem der abwesenden Familienmitglieder ausführlich mit ihrem Stand und Namen erwähnt wurde, gesprochen war, vertheilte sich der kleine Kreis, um zur Ruhe zu gehen. So glich ein Abend dem andern, wenn der Graf nicht in Mitau war. Alsdann saß Mademoiselle Pipelet in seinem Stuhle und strickte an einem nicht endenden, langen, hechtgrauen Strumpfe. Der Sonnabend hatte die besondere Aufgabe zum Verkündigen der Zeitungsnachrichten zu dienen, weil an diesem Tage der Landbote aus der Stadt mit seiner Ledertasche voll neuer Blätter eintraf und auch ein paar Nummern des Mitauischen Wochenblattes mitbrachte. Mit ganz besonderer Freude und zugleich mit Genugthuung und Stolz las die Abendgenossenschaft die Nachrichten von dem Eintreffen des herzoglichen Paares bald hier, bald dort und von den Festlichkeiten, die man ihnen oder

die sie den Einwohnern der Städte gegeben hatten. Wenn irgend ein Berichterstatter von der Schönheit der jungen Herzogin sprach, so heftete wohl Graf Johann einen Blick auf das lebensgroße Bild seiner geliebten Tochter, das über dem Klaviere hing und wenn der Bericht von dem seltenen Geiste und den Kenntnissen der Fürstin sprach, so lächelte wohlgefällig Fräulein Pipelet vor sich hin, als wollte sie damit andeuten, daß man genugsam wisse, wer zuerst der seltenen Frau die Anfangsgründe in allem Wissenswerthen beigebracht. War davon die Rede, daß sie eine fromme Stiftung beschenkt, so neigte der Pastor sein Haupt und auf seinem Gesichte stand geschrieben: „Diesen Wohlthätigkeitssinn habe ich in ihr Herz gepflanzt. Nur Doktor Klopmann ging leer aus, denn nirgends war bemerkt, daß die Herzogin ein Dekokt zu Stande gebracht oder ein, wenn auch nur sehr einfaches, Recept verschrieben. Wer die kleine Tafelrunde übersah, konnte manchesmal in der dunkeln Oeffnung der Thüre nach den Fenstern zu das Blitzen zweier Augen gewahren, und schärfer hinsehend, ließ sich eine kleine, breitschultrige graue Gestalt unterscheiden; dies war kein altes Schloßgespenst, obgleich es fast das Ansehen hatte, es war Iwan, der von seinem Krankenlager herangeschlichen gekommen war, um Einiges über seine liebe Tochter, die Herzogin, zu vernehmen.

All' diese stillen Freuden hatten nun aufgehört durch den Tod des Grafen. Aber nicht in diesem Kreise allein, im ganzen Lande vermißte man den guten Grafen Johann, diesen Edelmann von altem Schrot und Korn. Die Verbindung, die zwischen ihm und mehren bedeutenden Männern geschlossen worden, drohte jetzt aufgelöst zu werden. Dorothee hatte ihrem Vater gut vorgearbeitet. Als er in die Zahl der Oberräthe eintrat, fand er, der nur Mißvergnügte anzutreffen meinte, viele neue, dem Herzoge erworbene Freunde, unter diesen zählte besonders der Geheimerath von Nolde, der Syndikus und Mehre aus diesem Kreise. Mit diesen vereint wirkte jetzt der Graf. Auch aus Warschau her kamen günstige Nachrichten: Hellsender hatte bei einer Audienz bei'm Könige in einer Weise sich der Angelegenheiten des Herzogs angenommen, die seine früheren Genossen stutzig machte und sie auf den Glauben brachte, er wolle nun auch mit ihnen falsches Spiel spielen, wie er es früher mit dem Herzoge gespielt. Kaum war der Tod des Grafen Johann bekannt geworden, als die aufrührerischen Parteien ihre Häupter von Neuem erhoben, und nun, durch die anhaltende Abwesenheit des Herzogs vom Lande aufgemuntert, kühn mit ihren Absichten hervorzutreten beschlossen. Ein vierter Oberrath wurde gewählt und dieser machte kein Hehl daraus, daß er auf dem bisher eingehaltenen Wege nicht fort-

schreiten werde. Der Herzog zeige durch seine lange Entfernung vom Lande wie wenig ihn dieses kümmere und wie lau er seine fürstlichen Pflichten erfülle! Ueberdies sei es nun bekannt, daß er große Ankäufe im Auslande gemacht und daß er demnach beabsichtige, nie wieder heim zu kommen, ähnlich dem Herzoge Ferdinand, dem letzten Fürsten aus dem Kettlerischen Stamme, der auch sein großes Einkommen aus dem Lande gebracht und anderswo verzehrt habe. Einen solchen Herzog aber wolle man nicht; darüber sei man nun endlich einig. Auch einen anderen Landschaftssecretär wolle man in Warschau, da es ersichtlich, daß der Legationsrath von Hellsender die Angelegenheiten nicht rasch und nicht in der Weise betreibe, wie es ihm sein Mandat vorschreibe und die Patrioten es von ihm fordern dürften.

Diese Stimme führte der Adelsmarschall von Howe, ein Mann von großem Ansehen, der sich bis jetzt damit begnügt hatte, die inneren Geschäfte der Landschaft zu leiten, in diesem Augenblicke es aber nöthig erachtete, eine öffentliche Stellung nach außen hin einzunehmen. Er war das Haupt des mißvergnügten Adels und von einem so stolzen und herrischen Charakter, daß er sein Vaterland hätte untergehen sehen können, ohne nur einen Schritt von seinen Ansichten abzugehen. Bei einem Festmahle, das die Ritterschaft gab, sagte er unter Anderm:

„Meine Herren, wenn Sie wissen wollen, was Ihr Herzog macht, so kann ich es Ihnen sagen, denn ich habe Briefe erhalten: er sitzt in Berlin im Opernhause und sieht sich die neuesten Erfindungen und Maschinerien im Ballet an. Er bewundert die Füße einer Tänzerin und er klascht Beifall den Colloraturen einer Prima Donna. Wenn Sie wissen wollen, womit er sich beschäftigt, so kann ich Ihnen auch darüber Auskunft geben: er zählt die Zinsen zusammen, die ihm ein holländisches Haus mehr für sein Geld bietet als die Berliner Bank, ferner, wenn Sie neugierig sind, zu erfahren, mit welchen Plänen er für die nächste Zukunft sich trägt, so erfahren Sie, daß er eine Reise nach England beabsichtigt, und daß ihn Nichts von diesem Unternehmen abhält, selbst nicht das Befinden der Herzogin, die, wie man sagt, in hoffnungsvollen Zuständen sich befindet. Sie können daraus schließen, meine Herren, wann und *ob* überhaupt Ihr Herzog zu Ihnen zurückkehren wird. Zwar die Leitung der Geschäfte leidet nicht unter diesem Verschwinden des Oberhauptes, *wir* haben diese Leitung in Händen; allein ob man in Petersburg, ob man in Polen diese Nichtbeachtung der fürstlichen Pflichten des Landesherrn so ruhig ansehen wird, als wir sie ansehen, ist sehr die Frage. Man wird uns zurufen Was legt Ihr Euere Hände in den Schooß? Wie mögt Ihr dulden, daß man Euch wie die Kinder

behandelt, die der abwesende Schulmeister dadurch zu zügeln glaubt, daß er die zurückgelassene Ruthe hinter'm Spiegel Euch sehen läßt. Wenn Ihr Euch als Männer fühlt, geschickt des Landes Wohl zu fördern, so solltet Ihr auch den Muth haben, offen Euch als Gesetzgeber und Herrscher darzustellen und Den zu entfernen, der keinen Finger für Euch rührt, doch aber Euer Herr und Gebieter heißen will. — So, fürchte ich, wird man im Auslande sprechen."

„So muß denn ein Entschluß gefaßt werden!" rief eine Stimme.

„Ich trage darauf an," nahm Herr von Howe nochmals das Wort, „wir setzen durch einen einmüthigen Beschluß den Herzog ab, erklären ihn seiner Würde verlustig, wenn er nicht binnen einer bestimmten Frist in's Land zurückkehrt."

Ein Gemurmel des Beifalls folgte dieser Rede.

Der Präsident von Nolde erhob sich. „Ehe wir einen solchen Schritt thun," begann er, „wollen wir noch reiflicher Ueberlegung Raum geben, meine Herren. Ich frage Sie, meine Brüder, was hat mit dem Verschulden, das der Herzog auf sich ladet, seine unschuldige Gemahlin zu thun? Sollen wir auch sie bestrafen? Diese arme Frau ist des Landes Kind, aus einem unserer ersten Adelshäuser entsprossen, die Tochter eines Ehrenmannes, wie das Land Wenige gesehen; müssen wir nicht auf sie besonders Rücksicht nehmen? Mein Vor-

schlag also wäre, ehe wir offen gegen den Herzog vorschreiten, wollen wir uns vereinen, die Herzogin — versteht mich wohl — zu bitten, in's Land zurückzukehren. Man sagt, sie sei von Neuem guter Hoffnung, vielleicht giebt sie dem Lande einen Prinzen. Wir wollen ihr vorstellen lassen, daß dieses Kind seine Rechte einbüßt, wenn es nicht auf dem vaterländischen Boden das Licht der Welt erblickt. Trauet mir, die Herzogin kommt. Sie hat ein Herz für ihr Land, für ihre Landsleute — sie kommt."

Diesem Vorschlage wurde, obgleich zögernd, beigepflichtet. Die Bittschreiben der Landesbehörden waren bis jetzt an den Herzog gerichtet gewesen, man beschloß, ein besonderes an die Herzogin zu richten, und wenn in Frist eines halben Jahres auch dieses Gesuch fruchtlos bleibe, dann war jeder weitere Schritt, ohne Zuziehung der obersten Regierungsgewalt, die Landesangelegenheiten zu ordnen, vollkommen gerechtfertigt.

Außer dem Tode des Grafen Medem hatte auch noch ein anderer Trauerfall in dem Kreise der bekannten Personen, die hier dem Leser vorgeführt worden, stattgefunden, die Herzogin-Mutter war dahingeschieden, und gleichsam als sollte ihr von ihrer Feindin auch hier der Vortritt streitig gemacht werden, hatte zwei Tage vorher die Oberhofmeisterin das Zeitliche gesegnet, hatte also nach den Hof-

gesetzen einen Schritt voraus in den Himmelssaal. Der Herzog hatte seine Mutter stets zärtlich geliebt, obgleich es Augenblicke gab, wo sie behauptete, nicht seine Mutter zu sein. Allein diese Anwandlungen genealogischer Zerstreutheit gingen bald wieder vorüber und nur der allerengste Kreis der herzoglichen Familie hatte Kenntniß davon. Der Herzog behauptete dann, seine Mutter habe Visionen, in denen sie sich mit irgend welcher Kaiserin als eine und dieselbe Person betrachtete und demzufolge höchst seltsame und auffällige Resultate aufstellte. Die Herzogin ließ an ihr Krankenbett den Kammerjunker von Trotte herankommen und als alle Andern hinausgegangen waren, übergab sie ihm einen kostbaren Degen und dazu eine kleine Pergamenttafel, auf der das Offizierspatent verzeichnet stand. Der Kammerjunker, der jetzt sechszehn Jahre alt war, küßte seiner Beschützerin die Hand und verstand einen Wink dieser Hand so, als solle er sich einer der Rollen voll Imperialen, die auf einem Tische lagen, bemächtigen. Dies that er auch, und sein Gefühl erhielt jetzt eine solche Ueberfülle, daß er das Tuch hervorzog und sich lautweinend die Augen trocknete. Mit gleicher Güte bedachte die alte Dame ihre Dienerschaft und trug Allen auf, für sie zu beten. In ihrem Zimmer fanden sich sechs Kistchen mit geöffneten Briefen des verschiedensten Inhalts, von den verschiedenartigsten Per-

sonen und über die mannigfaltigsten Verhältnisse geschrieben, die sämmtlich nicht an ihre Adresse hatten gelangen können, durch unglückliche Zufälle verhindert, an denen Niemand Schuld hatte. Die Nachfragen einiger unermüdlicher Forscher hatten zu dem Resultate geführt, daß die Poststraßen unglaublich unsicher seien und daß mehr als ein Briefkasten in unergründliche Sümpfe gefallen sei. Der Herzog ließ diese Kistchen in das Familienarchiv bringen, wo sie neben andern Papieren den Weg alles Irdischen gingen, das heißt in Moder zerfielen; den Diamanten der alten Dame gab er jedoch eine etwas zugänglichere Stätte. Der Generalsuperintendent, der noch vor einigen Jahren zurück zweifelhaft gewesen war, ob er nicht berufen sei, seine alte Gebieterin vor den Altar zu geleiten, kam jetzt mit einem vortrefflichen Leichensermon hervor, der den Pilgerpfad der Verstorbenen mit einem Wege verglich, der zwar die Höhe hinangeleitet, aber nichts desto weniger doch mit tausend und abertausend Steinen und Steinchen besäet gewesen. Die guten Eigenschaften der Fürstin hob er gebührend hervor und unterließ nicht, ihre ächt apostolische Geduld zu rühmen, mit der sie zwanzig Jahre die Verbannung heldenmüthig getragen und ihrem Gemahl zur Zeit der Trübsal in den Eisfeldern Sibirien's eine treue Stütze gewesen.

Mit dem Tode der Herzogin-Mutter war das

Residenzschloß verödet, wie es das gräfliche Haus der Medem war. Die Trauerflöre, die sich hier um die Säulen des Eingangs wanden, waren eben so bedeutsam, und für die Freunde erschütternd, als der mit einem schwarzem Bande umwickelte Degen und Hut, die in dem Arbeitskabinet des Grafen auf dem Tische lagen, auf dem er gewöhnlich schrieb und las.

Der Maskenball.

Dorothee hatte kein Mittel versäumt, ihren Gemahl nach beendigter Reise zur Rückkehr in die Heimath zu bewegen, allein keins hatte gefruchtet. Der Herzog fühlte eine unbesiegbare Abneigung, sein Herzogthum wiederzusehen. Jeder, auch der geringste Vorwand diente ihm dazu, die Reise zu verschieben, und so wie er Dorotheen versprochen hatte, als sie ihn damals dringend bat, sie nach Petersburg zu führen, so versprach er auch jetzt und hielt nicht Wort. Bald waren es Nachrichten, die er aus Holland erwartete, bald waren es Feste, die ihm zu Ehren gegeben werden sollten und bei denen er unmöglich fehlen konnte, bald war es dieses, bald war es jenes, immer aber blieb der Schluß: Wir reisen jetzt nicht, aber wir reisen bald. Der Winter wurde in Berlin zugebracht, der Som-

mer in Pyrmont, dann der Winter wieder in Berlin. Das Palais des Herzogs von Kurland war ein Sammelplatz der eleganten Welt und der gelehrten Coterieen. So ging denn der Winter des Jahres 1787 seinem Ende zu. Die Schreiben der Landesbehörden, die fortwährend baten, das herzogliche Paar möchte heimkehren, wurden zuletzt nicht mehr vom Herzoge geöffnet. Dorothee las sie, und die junge Frau seufzte tief auf, als ein unglückweissagender Brief nach dem andern kam. Der Tod des Vaters hatte sie tief gebeugt, allein die Lage des Landes beunruhigte sie noch schmerzlicher. Alle gute Früchte, die sie angepflanzt, drohten von einem plötzlichen Sturme von den Bäumen geschüttelt zu werden, ehe sie Zeit gehabt zu reifen. Der gute, ehrliche Vater, der ihr tapferer Mitkämpfer gewesen, lebte nicht mehr, auch die alte Herzogin, die Manches ihr zu Gefallen gethan, weil sie die Tochter geliebt, auch sie konnte nicht mehr Hülfe und Dienste leisten. Der Herzog war in eine Apathie versunken, die Schrecken erregend war. Schon der Name „Kurland" machte, daß er sein altes Gesichtszucken wieder bekam, daß durch die heißen Quellen von Ischia halb beseitigt worden. Vollends zur Wuth brachte ihn die Nachricht, daß man seinen erbitterten Feind, den Adelsmarschall von Howe, zum Oberrath gemacht an der Stelle des Grafen Johann, und daß die drei andern Räthe ihn unter

sich aufgenommen, ohne zu warten, ob die herzogliche Bestätigung zu der Wahl auch erfolgen werde. Allerdings hieß dies den Ungehorsam auf die Spitze treiben. Es konnte kaum für etwas Anderes gelten, als erklären, der Herzog sei abgesetzt. Die Oberräthe erließen Verordnungen, gaben Privilegien, setzten Entscheidungen aus, völlig im Besitze der obersten und einzigen Regierungsgewalt. Frau von der Recke, die sehr wenig Sinn für Politik hatte, besaß doch das Talent, zu sehen, wie der Gang der Dinge sich immer mehr zum Umsturz neige, und sie machte sich von ihren Poesieen und Träumereien auf einige Stunden frei, um einen Brief voll der ausgelassensten Klagen und der schwärzesten Prophezeihungen zu schreiben, schließlich mit der händeringenden Bitte versehen, nur rasch die Reise in die Heimath zu machen.

Man kann sich denken, in welcher Stimmung die arme Dorothee war. Schon längst hatte für sie kein Vergnügen mehr einen Reiz. Sie sah, wo sie auch hinschaute, nur immer ihr jammervolles Geschick vor sich, die Gattin eines aus dem Lande gejagten Fürsten zu sein, eine Landflüchtige, die nirgends ihre Heimath hatte, die das Land ihrer Väter nicht mehr wiedersehen sollte, wenigstens nicht, wenn sie kam, mit Ehren, wie sie gezogen, wieder zurückkehren sollte. Welch' ein peinvoller Gedanke. Und nun an einen Mann geschmiedet, der

zu jeder Bitte, die sie ihm vortrug und die ihre Thränen oft begleiteten, lächelnd sagte: „Nun, so reisen Sie allein, mein Engel, wenn es Sie so sehr gelüstet, von diesen Bestien bei Ihrer Ankunft eingesperrt zu werden. Denn wahrhaftig, dieses Gesindel ist jetzt zu Allem fähig! —"

Um ihr Elend zu vollenden, fühlte Dorothee, daß sie von neuem Mutter werden sollte. Der Gedanke, daß der Himmel ihren Wunsch erfüllen, und daß ein Sohn ihr geschenkt werden könne, der jetzt seiner Rechte verlustig ginge, machte, daß sie vor Aufregung und Pein fast ihrem Kummer erlag.

Der Herzog bemerkte ihre zunehmende krankhafte Stimmung und suchte sie zu trösten. „Wann der Frühling kommt," sagte er, „so reisen wir nach England. Sie haben ja stets gewünscht, dieses Land zu sehen. Es ist gewiß das anziehendste Reich im modernen Staatenbunde, sans doute. Meine gute Mutter pflegte immer zu sagen, daß sie die englischen Bleifedern und die englischen Nähnadeln stets vor allen Produkten dieser Art hatte rühmen hören, und, la bonne femme, sie kam doch nie nach England. Aber so geht es, wenn man Etwas zu hastig wünscht. Ich habe Ihnen anzukündigen, Madame, daß wir heute auf der Redoute sein werden, die die Königin giebt. Ihre Freundin, die liebe Prinzessin Louise, wird als Königin der Nacht erscheinen, so sagt man, was wollen Sie für ein Kostüm anlegen?

Ihre Kammerfrau, die ich bereits gefragt, hat mir Nichts sagen können."

„Wenn Sie erlauben, mein Herr, so werde ich als kurische Bäurin erscheinen."

„Fi donc! Das wäre ja detestable! Ich könnte alsdann nicht mit Ihnen gehen."

„Es ist die Tracht Ihrer Unterthanen."

Der Herzog gähnte. „Ich rathe Ihnen, chère Dorothee, wählen Sie etwas Anderes," setzte er nach einer Pause hinzu. „Wohl möglich, daß Ihnen die Kleidung sehr gut steht, dennoch wünschte ich gerade jetzt Sie nicht in diesem Aufzuge zu sehen. Bedenken Sie vollends, daß ich als Orosman komme, und wie paßte sich da wohl die läppische Maske einer Magd dazu? Wählen Sie die weise Königin von Saba."

„Ach, meine Weisheit ist zu Ende!" rief die junge Frau seufzend und in einem anmuthig klagenden Tone.

„So seien Sie Iphigenia, was Sie in Rom waren."

„Ja," rief Dorothee begeistert, „und Sie Orest, der mich in die Heimath zurückbringt! Ach, in die schöne, schöne Heimath!"

„Das finde ich langweilig. Kein anderer Gedanke bei Tag und Nacht, als immer dieser! Sagen Sie doch nun einmal aufrichtig, was wollen Sie dort?"

„Mein Himmel! Was will das Kind im Vaterhause? Wir gehören dahin, Herzog! Es ist die Stelle, auf die wir hingewiesen, der Posten, den wir ohne Treubruch und Feigheit nicht verlassen dürfen. Es ist die von Gott uns übergebene Pflicht, die wir erfüllen müssen! Ja müssen. Segen und Heil Denen bringen, die uns ein gütiges Geschick übergeben hat, das ist unsre Aufgabe. Als Sie mich zur Reise aufforderten, war es fest abgemacht, daß sie nur ein Jahr dauern sollte. Darauf hin, bewog ich meinen guten Vater, in seinem späten Lebensalter, die Geschäfte zu übernehmen. Wir haben ihm unser Wort nicht gehalten: statt eines Jahres hat der würdige Greis bis an sein Lebensende ausgeharrt, täglich, stündlich die Rückkehr seines Herrn erwartend. Und er ist gestorben und viele Edle sind mit ihm dahin gegangen. Unsere Feinde erobern ein Gebiet nach dem andern und wir — wir sitzen hier träg und thatenlos."

Der Herzog sah seine Gemahlin starr und höhnend an. „Sie sind undankbar, Madame," sagte er. „Haben wir unsre Zeit nicht gut angewendet? Haben wir nicht die Schätze der alten Welt, die Wunderwerke der Kunst gesehen?"

„Was sind alle Schätze der Welt," rief Dorothee, „gegen ein verwundetes Gewissen, und nicht ruhig kann das Gewissen Dessen sein, der seine ersten und heiligsten Pflichten verletzt."

„Das sind Grillen. Ein Land, das mir den Gehorsam verweigert, kann nicht mehr mein Vaterland sein, gegen das ich Pflichten habe. Das sieht jedes Kind. Ueberhaupt, meine Theure, sie haben sich zu Ihrem Nachtheil verändert: Sie waren früher die Munterkeit selbst, Sie wußten mich stets bei guter Laune zu erhalten, jetzt reden wir bereits eine Viertelstunde und es ist noch kein einziger spaßhafter Einfall vorgekommen. Wissen Sie, daß ich das nicht liebe. Aber meine beste Freundin, ich will Sie damit nicht betrübt haben. Machen Sie mir um's Himmelswillen kein empfindsames Gesicht. Ach, Sie wissen, wie viel Reiz ihr Lächeln auf mich ausübt. Lächeln sie! ich bitte, lächeln Sie. Nun schön, Sie lächeln. Jetzt will ich Ihnen auch erlauben, als kurisches Weib auf die Redoute zu gehen. Wissen Sie was, erschrecken Sie nicht, wenn Sie mich vielleicht als kurischen Bauer an Ihrer Seite sehen. Hahaha!"

Dorothee reichte ihm die Hand zum Frieden, die er zärtlich küßte.

„Ich erreiche Nichts!" sagte die junge Frau, als sie in ihrem Kabinette in einen Stuhl sank. Ihr Haupt auf den Arm gestützt, saß sie lange da. Unwillkührlich richtete sich ihr Blick auf das Bild des Vaters, das auf dem Kaminsims stand. „Vater, Dein Kind ist traurig!" seufzte sie — „es kann so wenig, und es möchte so viel. Wirst Du mir keinen Retter senden?"

Die Lichter im Redoutensaale brannten. Es rasselten die Wagen herbei, die geputzte Menge wallte wie ein farbiges Tulpenbeet die breite Stiege hinan. Die bekannten Masken, die unvermeidlichen Gärtnerinnen, Fischerinnen, die Türken und Mohren, Pantalon und Colombine beeilten sich, die Marmorstufen so rasch wie möglich hinaufzusteigen, denn es galt den Saal zu füllen, ehe der Hofmarschall die Ankunft der hohen und höchsten Herrschaften verkündete. Einige der jungen Prinzen hatten die Erlaubniß erhalten, ohne ihren Adjutanten und ohne ihren Stern zu erscheinen, indem sie eine Maske durchzuführen beabsichtigten. Der Herzog von Kurland hatte auf der letztvergangenen Abendgesellschaft bei Hofe dem ersten Kammerherrn zugeflüstert, daß er auf der Redoute leider nicht erscheinen werde, dies sollte jedoch heißen, er werde allerdings erscheinen, aber nicht als Herzog und nicht in Begleitung seiner Gemahlin. Der Kammerherr verstand dies vollkommen, und lächelte äußerst liebevoll und gütig. Kurz vorher hatte ihm eine Prinzessin dasselbe gesagt, und er hatte ganz auf dieselbe Weise gelächelt. Als nun die Räume gefüllt waren, konnte man bemerken, daß es nicht an sonderbaren Figuren fehlte. Der Oberkammerherr ging herum, mit einem schwarzen Spitzenmäntelchen bekleidet, denn seine Würde und sein Amt erlaubten ihm nicht, so wenig wie dem Oberhofmar-

schalle, eine Vermummung sich anzulegen, und reichte bald geheimnißvoll hier einer Pagode die Hand, bald dort einem Elephanten eine Prise Taback. Er erlaubte sich einen Blick auf den enthüllten Busen einer Sultanin, aber er wagte nicht den Händedruck eines zottigen Bären zu erwidern, weil er Gründe hatte anzunehmen, daß irgend einer der Prinzen, die ohne Stern und ohne Adjutanten an diesem Abend umherirrten, in dieser Maske verborgen sei. Auch einer Seejungfer, die ihn verfolgte und mit den Silberfranzen ihres Schlangenschwanzes ihm unter die Nase kitzelte, wagte er nicht zu erwidern, was er sonst wohl erwidert hätte, denn es peinigte ihn die Furcht, der abwesenden und doch nicht abwesenden Prinzessin eine Sottise anzuthun.

Der Herzog hatte seinen Militairmantel im Vorzimmer in die Hände seines vertrauten Kammerdieners abgelegt, und wanderte nun als kurischer Großknecht, mit dem breiten Hute und den Schuhen aus Weidenborke in den Saal. Das Erste, was ihm hier auffiel, war ein ganz ebensolcher Großknecht, mit eben einem solchen Hute und denselben Schuhen. Der Herzog blieb erstaunt stehen, die Maske schien sich ebenso verwundert umzuschauen, und Beide gingen ein paar Minuten um einander herum, wie zwei Spitze, die knurrend sich von der Seite anschauen und nicht recht wissen, sollen sie sich Krieg oder Freundschaft erklären.

Endlich ging der eine Großknecht seines Weges, indem er den Kopf schüttelte und Etwas vor sich her brummte, das so klang als: Einfältig! Mir meinen Witz nachzumachen! Was sollen nun Zwei! Ich möchte wissen, wer der Spitzbube ist. Der Andere mochte ein Gleiches denken, denn er blieb trotzig an einem Pfeilertische stehen, kreuzte die Arme über die Brust zusammen und verfolgte den Gang und die Bewegungen seines Landsmannes. Der Oberkammerherr, dem es gelungen war, sich aus der gefährlichen Nähe der zudringlichen Nixe los zu machen, wollte in die andere Ecke des Saals schlüpfen, als er sich von einem der kurischen Bauern aufgehalten sah, der sich an seinen Arm hing, und in einem ärgerlichen Tone ausrief: „Wer zum Teufel, lieber Graf, ist jener Bengel dort, der sich unterfängt, meine Maske zu tragen?“ — „Ach, Ew. Durchlaucht,“ entgegnete der Gefragte, sich freudig überrascht stellend. — „Nun, sagen Sie.“ — „Ich weiß in der That nicht.“ — „Aber ich *will* es wissen.“ — „Maskenfreiheit, Durchlaucht. Sie sehen, dort sind zwei Elephanten, von denen könnte auch der Eine fragen: Wie kommen Sie dazu, mein Herr?“ — „C'est pour rire!“ entgegnete der Herzog pikirt, „ein Elephant kann Jeder sein, allein *meine* Maske!“ — Er vollendete nicht, denn dicht hinter dem Rücken des Oberkammerherrn tauchte — eine kurische Bäuerin auf. Es war die zierlichste

Dorfbewohnerin, die es jemals gegeben: auf dem sauber gefalteten Battist des Oberleibchens schimmerte die bekannte große silberne Schnalle, den Kopf zierte die Festhaube der Frauen zu Goldingen, und die grün und weiß gestreiften und mit rothem Zwickel gezierten Strümpfe, umschlossen ein schöngeformtes Bein. — „Ach!“ rief der Kammerherr, „wenn diese Maske nicht die Herzogin ist, Durchlaucht, so wüßte ich nicht, wer an diesem Hofe und in der Stadt eine solche Figur hätte! Wahrlich eine Hebe! Eine Nymphe! Sie kommt auf uns zu! Doch nein; ein Strom von Masken hat sie von ihrem Wege abgelenkt!“ — Der Herzog verfolgte die Richtung, die seine Gemahlin einschlug, und bemerkte mit Verdruß, daß sie zu dem unächten Landsmanne lenkte. Er brannte vor Verlangen ein Zusammentreffen zu hindern, allein wie er eben entschlüpfen wollte, hielt ihn die Königin der Nacht auf, die mit allen ihren Sternen jetzt selbst für den Armen ein sehr unheilvolles Gestirn war. „Mein guter Mann,“ hub die Prinzessin an, indem sie auf das Huldvollste unter ihrer Larve lächelte, „Du suchst gewiß Dein treues Weibchen? Dort ist sie! Komm, gieb mir den Arm, ich, die Königin der Sterne, will Dich zu ihr führen.“ — „Ew. Majestät werden bemerken,“ flüsterte der Bauer, „daß mein Weib nicht allein ist, daß Jemand bei ihr ist, daß dieser Jemand mit ihr spricht und daß

dieses Alles mir sehr unangenehm ist!" — „Calmez vous!" erwiderte ebenso leise die Königin der Nacht; „wir wollen hinanschleichen, um zu hören, wer dieser Jemand ist und was er Deinem Weibe zu sagen hat." — „Majestät sind gar zu gütig." — „Komm, mein Freund, hülle Dich in einen Theil meines Schleiers und wir wollen gehen."

Und das Paar bewegte sich langsam vorwärts.

Als Beide sich zu dem Orte ihrer Bestimmung hindurchgedrängt hatten, verschwand zu ihrem nicht geringen Erstaunen der Bauer und die Bäuerin in ein Seitenkabinet, dessen Thüre hinter ihnen zufiel.

„Le scélérat!" stöhnte der Herzog. „Was bedeutet Das? Mit meiner Frau allein im Kabinet!"

Die Königin der Nacht ließ ein leises Lachen hinter ihrer Larve vernehmen.

„Was machen wir?"

„Warten," entgegnete die Königin, indem sie sich in ihre Schleier hüllte und auf ein Sopha niederließ. Die zwei Elephanten kamen und machten ihr eine tiefe respektvolle Verbeugung, die sie lächelnd mit einem Kopfnicken erwiderte. Unterdessen hatte der Herzog versucht, die Thüre des Kabinets leise zu öffnen, und als sie geöffnet war, hineinzublicken. Er sah die Herzogin, die an dem Tische stand und in einem Briefe so eifrig las, daß sie nicht bemerkte,

wie ihr Gemahl, mit abgenommener Larve, schon fast fünf Minuten dicht an ihrer Seite stand. Der Bauer war verschwunden.

„Was soll Das Alles heißen, Madame?" fragte er endlich. „Wer war der Mann, dem Sie hierher gefolgt sind und der jetzt nicht mehr da ist?"

Thränen entstürzten dem Auge der schönen Bäuerin. Sie faltete rasch den Brief zusammen, legte sanft die Hand auf den Arm des Herzog's und sagte nach einer kleinen Pause. „Es war ein Bote aus der Heimath. Er hat mir einen Brief meiner Schwester gebracht."

„Ach — und wo ist er?"

„Fort! Sein Auftrag war vollendet, und da er kein Freudenbote war, so glaubte er, auch nicht länger nöthig zu haben, hier im Getümmel froher und müssiger Menschen zu verweilen."

Der Herzog beruhigte sich. „Dann ist allerdings seine Dreistigkeit entschuldigt," hub er an. „Er konnte nicht wissen, daß ich dieselbe Maske wählen würde. Ich werde ihn morgen sprechen. Kommen Sie, Herzogin, zur Gesellschaft zurück. Man wird uns bereits vermißt haben." Und Dorothee hing sich an seinen Arm, nachdem sie sich die Larve wieder vorgebunden hatte. Aber ihr Arm bebte leise in dem ihres Gatten und sie mußte sich zwingen, die Scherze, mit denen die Königin der Nacht sie empfing, zu erwidern. Die beiden

Elephanten wichen ehrfurchtsvoll zur Seite und machten auch hier eine tiefe Verbeugung.

Unwohlsein vorschützend, eilte Dorothee, so wie sich die Gelegenheit darbot, nach Hause. Hierhin hatte sie den Legationsrath von Hellsender, denn er war es, der jene Maske gewählt, beschieden. Sie fand ihn bereits auf sie wartend. Sie eilte auf ihn zu, und ihm die Hand drückend rief sie: „Nochmals Dank, lieber Hellsender, herzlichen Dank, daß Sie gekommen sind. So handelt ein Freund, und der sind Sie mir schon längst, ein sicherer, treuer, zuverlässiger Freund."

„Ich habe nur den Wünschen Ihrer getreuen Unterthanen meine Stimme geliehen," sagte der Rath bescheiden.

„Getreue? Wie viele sind noch Derer?" seufzte Dorothee.

„Ihre Zahl wächst mit den Hoffnungen, die Ew. Durchlaucht geben."

„Und mein guter Vater nicht mehr unter den Lebenden! Die Herzogin-Mutter todt!" rief Dorothee und preßte das Tuch an die Stirne. „Wohl ihnen, sie haben nicht erlebt, was wir erleben müssen. Welche Vermessenheit, Hellsender! Ueberall Schritte und Maßregeln, die geradezu dem Willen des Herzogs widersprechen. Wahlen, ohne daß er sie bestätigt, Rapporte und Berichte hinter seinem

Rücken, unerhörte verläumderische Klagen! O wir wissen Alles."

Der Rath schwieg.

„Und diese Schrift," hub Dorothee wieder an, „die Sie mir übergeben haben, sie ladet mich ein, mich, und nicht den Herzog."

Der Rath neigte sein Haupt bejahend.

„Warum denn nur mich? Antworten Sie, Hellsender. Warum mich?"

Der Gefragte sah sie forschend an, alsdann sagte er mit kalter Ruhe: „Weil man vom Herzoge Nichts erwartet."

Dorothee schwieg betroffen. „Da thut man ihm Unrecht," sagte sie nach einer Pause. „Nach Dem, was geschehen, kann man erwarten, daß er langmüthig und ruhig bleibe?"

Hellsender erwiderte Nichts.

„Mein Entschluß ist gefaßt!" rief Dorothee.

„Darf man ihn wissen?" fragte der Rath lebhaft.

„Ich reise."

„Ist's möglich? Herzogin! In dieser rauhen Jahreszeit — die weite Reise?"

„Hellsender, verstellen Sie sich nicht. Sie haben nichts Anderes von mir erwartet."

„Allerdings wagte ich zu hoffen. Doch als ich meine angebetete Fürstin hier im Glanze des Hofes sah, als ich hörte, wie man Sie hier verehrt und

bewundert, und nun sollte diese verehrte und bewunderte Frau in einen dunkeln Winkel der Schöpfung eilen, in ein armes, kaltes, verlassenes Land — da, wagte ich nicht mehr zu hoffen."

„Wann reisen wir? — Morgen?"

„Ich werde die Anstalten treffen."

„Wie ich Sie freudig überrascht sehe, Freund! Ihr Blick weilt halb zweifelnd, halb dankend auf mir. Ist es denn so Etwas Unerhörtes, was ich thue? Man ruft mich und — ich komme. Und jetzt kein Wort weiter: wir reisen. Lassen Sie nur Alles so geräuschlos wie möglich vor sich gehen; auch melden Sie Nichts nach Kurland. Sind wir da, so werden wir ja sehen, ob man uns willkommen heißt, oder uns hinausjagt."

Mit diesen Worten verabschiedete sie lächelnd den Rath und eilte dann in ihr Zimmer, wo sie den rasch gefaßten Entschluß übersann und ihn auch bei kaltem Blute nicht anders als billigen konnte.

Der Herzog legte seiner Gemahlin keine Schwierigkeiten in den Weg. Die Bekannten und Freunde erfuhren ihre Abreise erst als sie fort war.

So war denn rasch ein nothwendiger Schritt gethan.

So war denn mit einem Streiche ein jahrelanges peinvolles Unentschiedensein, ein schädliches und verderbliches Warten, ein nutzloses Versprechen und Correspondiren zu Boden geworfen. Wie glücklich

fühlte sich Dorothee. Trotz der herben Winterkälte, trotz der Unbequemlichkeit ihres körperlichen Zustandes und der Plage einer langen Reise athmete sie wieder leicht und froh, denn ihr Geist strebte ungehindert dem Ziele zu, das er sich gesteckt. Es war das Land ihrer Hoffnungen und ihres Ehrgeizes, in das sie eilte; es war das Erbe, das sie ihren Kindern sichern wollte, es war der Schauplatz, auf dem sie mit Ehren sich halten mußte, bis zum letzten Hauche ihrer Kräfte. War der Mann ihrer Wahl feig genug, seinen Posten zu verlassen, sie, wie ein treuer Soldat, wollte ihn tapfer behaupten.

So fuhr denn bei Schneegestöber auf fast fahrlosem Wege der Reisewagen dahin, in dem die muthvolle Frau saß. Hinter ihr verrauschte der Lärm der Feste, das Geklingel der Flöten und Schalmeien, vor ihr breiteten sich die Einöden des kurischen Haffs aus, eine endlose, in fahles Grau gehüllte Wüste, wo das Toben der Meereswellen mit dem Geheul des Sturmwindes wetteifert und Gefahren bedrohlicher Art den einsamen Reisenden umgeben. So eilt eine Geliebte zum Geliebten, eine Mutter das theure Haupt des Kindes wiederzusehen, und so eilt hier eine Fürstin zu den Ihrigen, in ihre Heimath.

In dem großen Conferenzsaale des Schlosses zu Mitau waren die Stände und Landesabgeordneten versammelt, denn es galt nunmehr, einen Entschluß

zu fassen, wie mit dem nicht zurückkehrenden herzoglichen Paare verhandelt werden sollte, denn auch die Frist, die der Herzogin als Antwort für das Einladungsschreiben gesetzt worden, war verstrichen, ohne daß irgend ein Bescheid gekommen. Also auch die Herzogin achtete nicht auf die Wünsche des Landes. Eine stürmische Sitzung erfolgte. Howe und seine Parthei gewann die Oberhand. Es erhoben sich einige Stimmen mit dem Vorschlage, noch einige Zeit zu warten, doch sie fanden kein Gehör. Fünf Stunden hatte bereits die Sitzung gedauert; die Stadt war in einer unruhigen Bewegung.

Da — als eben zur Aufnahme des Protokolls geschritten werden sollte, öffneten sich die Thüren des Saals und — die Herzogin trat ein, von Hellsender geführt, der laut in die Versammlung hineinrief: „Hier ist die Herzogin!“

Ein Blitz vom heiteren Himmel konnte nicht mehr Staunen und Bewegung erregen, als diese plötzliche Erscheinung. Hellsender hatte sie mit Absicht so vorbereitet, damit ihre Wirkung desto mächtiger auf die Parteien sei.

Da stand sie! In einen weiten, schwarzen Schleier gehüllt, die schöne, hohe, schlanke Gestalt, das Antlitz geröthet und angegriffen noch von der Reise richtete sie den Blick ihrer großen, dunkeln Augen auf die Versammlung, die von ihren

Stühlen aufgesprungen war, als wollte sie sagen: „Hier in meinem Schlosse versammelt ihr Euch zu meinem Untergange?“ Es lag ein schmerzvoller Zug in diesen weichen Zügen und schwebte ein lastender Kummer auf dieser hohen Stirn.

In einem weiten Kreise standen Alle um sie her und der Geheimerath von Nolde, hervortretend, hielt jetzt im Namen der Andern eine Bewillkommnungsrede. Auf Hellsender gestützt, hörte ihn die Herzogin ruhig und milde an, dann sagte sie: „Sie sehen, meine Herren, mein erster Gang in meinem Vaterlande war zu Ihnen. Was wir mit einander zu verhandeln haben, mag auf die nächsten Tage verschoben bleiben, denn meine Herren, eine Reise von hundertsechsundfünfzig Meilen in dieser Jahreszeit ist für eine kranke Frau keine Kleinigkeit. Ich bitte daher, ausruhen zu dürfen.“

Sie machte eine Verbeugung und verließ den Saal.

Der Erbprinz.

Jetzt nahmen die Freuden- und Empfangsfeste ihren Anfang. Ueberall herrschte die glücklichste Stimmung, da man wußte, die Herzogin war da. Die Wohlgesinnten lebten wieder auf, die auf den Umsturz der gegebenen Verhältnisse bereits sich fest Verlassenden eilten rasch vom Schauplatz hinweg und zogen sich von Neuem in das Dunkel zurück. Nur die Männer blieben, die zu stolz waren, die Waffen zu strecken, und bereits zu mächtig, um für sich und ihren Anhang Etwas zu fürchten. Für sie war das Erscheinen der Herzogin Nichts als ein politisches Schauspiel, das dahin wirken sollte, den Vernichtungsstreich vom Haupte des Herzogs abzuhalten, das aber diesen Zweck nicht erreichen sollte.

Ihr erstes öffentliches Erscheinen nach jener Ankunftsscene, nachdem sie sich drei Tage zurückgezogen

gehalten, eine Frist, die die junge Fürstin benutzt hatte, um das Grab ihres Vaters zu besuchen und ein stilles Gebet um Trost und Hülfe an demselben zu halten, war dem Besuche der Kirche geweiht, wo eine Trauerfeierlichkeit zum Gedächtniß der Herzogin-Mutter angeordnet war. Fast die ganze Stadt war gegenwärtig, um Dorotheen zu sehen, die in schwarze Flöre gehüllt, sich langsam dem Altare näherte. Als sie die Kirche wieder verließ, drängte sich ein Greis aus der Menge, stürzte ihr zu Füßen, faßte den Saum ihres Kleides und rief laut: „Bleibe bei uns, Gebieterin! Bleibe bei uns.“ Bis zu Thränen gerührt hörte Dorothee diese einfache, herzliche Bitte.

Sie gab jetzt Audienzen auf Audienzen. Der Kanzler stand ihr zur Seite, indem sie sich die Schriften vorlesen ließ, die in Landesinteressen abgefaßt und zum Theil gegen die Gerechtsame des Herzogs gerichtet waren. Ihr klarer Blick fand das Richtige unter dem Falschen heraus, und wo sie ihrem eignen Urtheil nicht traute, da halfen ihr Nolde, Hellfender und der ehrwürdige Schwander. Kein Wort des Vorwurfs entglitt ihren Lippen, keine Drohung, keine Klage. Sie ordnete und verglich, sie versöhnte und schlichtete, sie schenkte und forderte Vertrauen. Ihre gewohnte Macht auf die Gemüther erprobte sie jetzt von neuem. Am Abend eines solchen bewegten Tages, sagte sie zu ihrem

Gefährten und Begleiter: „Es war doch gut, Hellsender, daß Sie mich hierher führten; ich meine, es war die höchste Zeit; und großes Unheil ist verhütet worden.“

„Doch wir müssen den Herzog auch hier haben,“ bemerkte der Geheimerath, „ja wir müssen darauf dringen. So glücklich wir uns fühlen,“ setzte er mit großer Wärme hinzu, „unsre liebe, gute Frau wieder im Hause zu haben, so gilt's doch der Ordnung einen vollständigen Sieg zu verschaffen, und dieses kann nur geschehen, wenn der Herzog hier ist. Er muß einen Landtag anordnen, wo seine und unsre Ansprüche endlich einmal gegen einander ausgeglichen werden, und wo dann das ewige Klagenwesen aufhört. Die Beschlüsse dieses besondern Landtags müssen dann, um für alle Zeiten rechtskräftig und unantastbar zu werden, die Bestätigung der Krone Polen's und die Schutzversicherung der benachbarten Mächte erhalten.“

„Sehr wahr!“ rief Dorothee. „Dieser Weg allein führt zum Ziele. Ach, wenn wir nur schon so weit wären!“

„Wir werden dahin kommen, meine liebe, gnädigste Frau, wir werden dahin kommen! Aber vor allen Dingen, schonen Sie sich jetzt, meine junge, schöne Landesmutter, denn Ihr Zustand erfordert es.“

Dorothee folgte diesem Rathe. Die Zeit ihrer Entbindung nahte heran. Frau von der Recke war

ganz zu der Schwester gezogen und verließ sie nicht in der selbstgewählten Einsamkeit, in der sie sich jetzt mehre Wochen hindurch befinden sollte. Endlich erschien die erwartete Stunde und — ein Prinz erblickte das Licht der Welt.

Jetzt war die herzogliche Parthei oben auf. Dem Lande war ein Erbprinz geschenkt! Welche Hoffnungen für die Zukunft! Welche Pläne voll Sicherheit und Festigkeit konnten jetzt gemacht werden! Dorotheens Freude und Dankgefühl waren groß. Sie meldete das glückliche Ereigniß ihrem Gemahl und beschwor ihn, heimzukehren.

Unter den Glückwünschenden stellten sich, für Dorotheen eine sehr freudige Ueberraschung, der russische Gesandte ein. Er brachte zwei höchst willkommene Schreiben mit, eines von der Kaiserin, in welchem sie der Herzogin ihre besonderen Gunst versicherte, ein anderes, das den Tod der Prinzessin Yossupow mittheilte. Somit waren zwei starke Unebenheiten auf der Straße des Glückes zu gleicher Zeit beseitigt. Catharina zürnte also nicht; und zwar war es die muthige Reise der Herzogin gewesen, die der Kaiserin so gut gefallen hatte. Catharina empfand eine eigenthümliche Sympathie für die Frauen, die eine Superiorität über ihre Männer der Welt zeigen. Vielleicht leiteten sie darin eigne Erfahrungen. Obgleich sie von der Schwäche eines Mannes Vortheil gezogen, war sie doch die

Erste, die über schwache Männer ein unerbittliches Urtheil fällte. Der Herzog von Kurland wurde ihr von diesem Augenblicke an verächtlich, und sie beschloß, was in ihrer Macht lag zu thun, ihn auf alle Weise zu demüthigen. Die Folgezeit lehrte, wie wohl sie diesen Entschluß auszuführen verstand.

Die Geburt des Prinzen veränderte so manchen Plan. Zwischen dem russischen Gesandten und dem Oberrath von Howe fand folgende geheime Unterredung statt. Der Gesandte stand in einem intimen Verhältnisse mit dem Oberrathe, dies erlaubte ihm, ihn auf russische Weise anzureden und ihm allerlei vertrauliche Titel zu geben. „Du sagst mir, Michael Feodorowitsch, es gehe nicht gut bei Euch, ich sage Dir, es geht sehr gut, und wenn Du es gescheidt anfängst, kann es noch besser gehen.“ — „Excellenz, sind immer voll guter Hoffnungen,“ erwiderte Herr von Howe mit einiger Zurückhaltung; „doch wissen wir besser als man es in Petersburg weiß, wie es hier steht und was es zu thun giebt, um an's Ziel zu gelangen.“ — „Brüderchen, Ihr wißt nichts. Wir wissen Alles,“ hub der Gesandte lächelnd an. „Hast Du nicht in Polen gesehen, wie wir allwissend sind? Die Herren Polen glaubten, sie könnten einen König frei wählen, und was geschah, sie wählten einen, den wir ihnen angaben. Nie hat eine Geschichte lustiger geendigt

als diese. Und so wird es auch mit Euch gehen. Wenn Ihr glaubt, Etwas zu wissen — Ihr wißt Nichts."

„Und was soll denn geschehen, nach Ew. Excellenz Ansicht?" fragte der Oberrath.

Der Minister bog sich über und flüsterte, indem er ein Gesicht dazu schnitt, seinem Vertrauten zu: „Den Herzog aus dem Lande schaffen! Ganz fort! Verstanden?"

„So gebt uns Eure Bajonnette!" entgegnete der Oberrath. „Mit einem Stückchen Eisen ist Alles in der Welt auszurichten."

„Ich denke mit einem Stückchen Golde auch," sagte der Minister und klopfte lachend Jenem auf die Schulter, dann sagte er: „Ich will Dir meine Ansichten mittheilen, Michael Feodorowitsch. Höre mich an. Wenn wir wollten, könnten wir der Sache schnell ein Ende machen, aber wir wollen nicht. Wir lassen ein Ding gehen so weit, bis es nicht weiter kann, dann fällt's uns in den Schooß. Hast Du mich verstanden, Brüderchen? Jetzt sehen wir noch zu, wenn Ihr gar nicht fertig werden könnt, so werden wir kommen. Verlaß Dich darauf, wir bleiben nicht aus. An einem schönen Morgen sollt Ihr reinen Tisch haben. Aber so weit ist es noch nicht. Jetzt gerade ist eine gute Gelegenheit, wo Ihr für Euch gute Geschäfte machen und zugleich uns in die Hände arbeiten könnt."

„Ich bitte mit mehr Deutlichkeit zu sprechen," sagte der Oberrath trocken.

„Sogleich, Brüderchen," fuhr der Minister fort. „Die Herzogin hat jetzt einen Sohn. Geht jetzt zu ihr und sagt: Allerdurchlauchtigste Frau — ach wir hören, unser Herr und Herzog ist fortwährend leidend, unmöglich können wir ihm zumuthen, daß er uns zu Liebe den beschwerlichen Regierungssorgen sich noch weiter unterziehe, wir bitten daher unsre allerdurchlauchtigste Frau, sie mögen unsern Herrn und Herzog bewegen, sich irgend einen schönen Aufenthalt in Deutschland auszuwählen und dort von dem Gelde zu leben, das wir, die allergetreuesten Unterthanen nicht unterlassen werden, ihm pünktlich auszahlen zu lassen."

„Ich verstehe," sagte Herr von Howe, „doch Das wird sie nicht thun."

„Laß mich ausreden," rief der Minister. „Ihr bittet ferner, während der Herzog glücklich aus dem Lande geschafft ist, daß die Herzogin die vormundschaftliche Regierung für ihren Sohn übernehme. Versteht sich, bist Du alsdann an der Spitze der Geschäfte, Deine drei Collegen wird man bei der ersten Gelegenheit über Bord werfen, oder man wählt drei hübsche dumme Jungen, die Dir folgen, wenn Du pfeifst. Nun, Michael Feodorowitsch, was sagst Du? Sind wir nicht zwei alte verdammt pfiffige Knaben?"

„Wie bereits bemerkt," entgegnete der Vertraute. „Sie wird nicht einwilligen."

„Ah — bas — bas, bas! Wird schon! Ein Stück Alleinherrscherin! Das schmeckt! Und dann hat sie nicht einen" — hier flüsterte der Gesandte ganz besonders leise seinem Freunde etwas in's Ohr. Dieser schüttelte das Haupt. „Wenn Ihr diese Frau beurtheilt nach Dem, wie Eure Weiber in Petersburg sind, so irrt Ihr."

„Also doch nicht ein monstre de vertu?" lachte der Gesandte. „Man hat mir Allerlei erzählt. Vor der Vermählung schon war da ein hübscher Kornet oder Lieutenant, der sehr gelegen im Duell sein Leben verhauchte."

„Wenn wir die Todten zu Bundesgenossen wählen wollen" — bemerkte der Oberrath höhnend.

„Gleichviel," rief der Minister ärgerlich. „Es war auch nur ein flüchtiger Gedanke. Die Hauptsache ist, wir machen sie zur Vormünderin und Dich, mein prächtiger Alter, zum alleinherrschenden Gewalthaber. Ich glaube, Du bist der Mann, alle Zänker und Händelmacher unter Euch zu Paaren zu treiben. Versteht sich, wenn man weiß, daß unsre Bajonette im Hintergrunde stehen. Siehst Du, dann ist Allen geholfen. Die Ruhe ist im Lande, die Frau Herzogin zieht ihr Püppchen groß, Du herrschest und unsre große, gute Mutter hat nicht nöthig, zum Aergerniß der Welt, die Ruthe hinter'm

Spiegel hervorzuholen und offen und gehässig zu thun, was sie jetzt in lauter Liebe und Güte erreicht."

„Ew. Excellenz Gründe sind sehr überwiegend," bemerkte der Oberrath, „ich will versuchen, wie weit ich komme."

„Versuche es, mein Brüderchen, versuche es."

„Ich bin freilich nicht der Mann, der zu ihren Auserwählten und Lieblingen gehört."

„Ist auch gar nicht nöthig," fiel rasch der Rathgeber ein. „Du bist der Mann, der ihr imponirt, der allenfalls drohen kann."

„Darf ich Ihre Majestät dabei nennen?" fragte der Oberrath.

„Nein, mein Teufelchen! nicht mit einer Silbe. Du scheinst mir ein Bursche zu sein, der für den Galgen reif ist. Was wir hier sprechen, ist ja ein Geplauder zwischen zwei Brüdern. Aber sie ist pfiffig Deine schöne Dame, sie wird schon wissen, wo der Wind herkommt."

„Wird man von Polen aus mich unterstützen?" fragte der Oberrath.

„Man wird;" entgegnete der Gesandte kurz.

Als der einflußreiche Mann fort war, sagte Herr von Howe bei sich: „Ich verstehe, ich soll die Kohlen aus der Asche bringen. Wenn ich hier im Lande herrsche, so soll ich ein geduldiges Werkzeug in gewissen Händen sein. Aber Ihr könntet

Euch getäuscht haben! Ich bin nicht für Alle und zu Allem zu brauchen. Indessen — wir wollen zu der Herzogin gehen."

Und Herr von Howe hielt nach Verlauf mehrer Wochen um eine Audienz an.

Dorothee war verwundert, als man ihr diesen Namen nannte. Sie zögerte jedoch keinen Augenblick, ihn vorzulassen. Herr von Howe war ein Mann von einer stattlichen Gestalt, von einem kalten, strengen und imponirenden Aeußern. Er war dafür bekannt, kein Schmeichler und kein Höfling zu sein; deshalb übten seine Worte, wenn sie freundlich und fast bittend erklangen, doppelte Wirkung. Hier sprach er nun zu der Herzogin fast in derselben Weise, die ihm vorgeschrieben war. Er zeigte sich theilnehmend für das Wohl und die Gesundheit des Herzog's, es glückte ihm, den Ton zu treffen, der seine aufmerksame Zuhörerin täuschte. Dorotheens arglose Herz war stets bereit zu glauben, daß man ihr ohne Grund Uebles gesagt habe, und daß man redliche Männer oft zu verläumden suche. Es gelang daher auch, sie bis auf einen gewissen Grad für den Plan einzunehmen; als sie jedoch einsah, daß es auf nichts Geringeres abgesehen sei, als den Herzog zu einer Abdikation zu bringen, verhüllte sie nur schlecht ihren Unwillen und ihre Bestürzung. „Wie," rief sie, „ich soll gegen den Herzog, meinen Gemahl conspiriren? Das kann

Ihr Ernst nicht sein, mein Herr!“ Herr von Howe verwahrte sich auf's Beste gegen diesen Vorwurf, er versicherte nochmals, daß er als guter Patriot nur das Beste des Landes wünsche, wenn es sich günstig mit dem persönlichen Wohle des Herzog's vereinigen ließe. Auch das zunehmende Alter des Herzog's käme hier in Betracht; so wie die Zukunft des Sohnes, die jedenfalls gesichert werden sollte.“ Um den einflußreichen Mann nicht zu erzürnen, bat sich Dorothee Bedenkzeit aus, zugleich gab sie das Versprechen, daß von dieser Mittheilung Nichts über ihre Lippen kommen solle. Dieses Versprechen hielt sie gewissenhaft; sie kannte des Herzog's Haß gegen Howe, sie wußte, daß es seinen Zorn sofort rege machen würde, erführe er, daß man mit diesem Manne unterhandle. Auch der Schein einer solchen Annäherung mußte vermieden werden.

An demselben Tage, wo dieses Gespräch stattgefunden, besuchte Frau von der Recke die Schwester und dieser theilte Dorothee das Vorgefallene mit. Frau von der Recke war durchaus keine politische Natur, allein manchesmal gelang es ihr gegen Erwarten, einen glücklichen Gedanken zu fassen. „Ist denn dieser Plan so übel?“ fragte sie.

Dorothee sah sie erstaunt an.

„Laß mich nur ausreden,“ sagte Jene. „Der Herzog, so wie er sich in den letzten Jahren gezeigt,

ist in der That nicht im Stande, sich im Lande zu behaupten. Er will es vielleicht auch gar nicht. Es liegt ihm nichts daran, Herzog von Kurland zu sein."

„Dies scheint Dir nur so," entgegnete Dorothee. „Es ist nur sein Unglück, daß er hier keinen wahren Freund hat."

„Weil er vielleicht keinen haben will."

„Ich bekenne es," seufzte Dorothee, „in der letzten Zeit ist er völlig muthlos geworden. Er ist bereit, Alles aufzugeben. Doch diese Stimmung wird nicht dauernd sein."

„Wenn sie aber dauernd wäre?" bemerkte Elise. „Wird er da nicht selbst wünschen, entfernt von diesem ihm so widrigen Boden zu leben? Besuchen kannst Du ihn ja so oft Du willst."

„Nein, nein!" rief Dorothee heftig. „Es kann, es darf nicht sein. Würde er nicht stets glauben, ich hätte seine Stelle usurpirt? — ich hätte hinter seinem Rücken cabalisirt, um ihn zu verdrängen!"

„Es müßte," sagte Frau von der Recke nach einem kurzen Nachdenken, „der Plan von ihm selbst ausgehen. Ich begreife, daß weder Du, noch Einer unserer Freunde, ihn dahin zu leiten, versuchen dürfen. Doch ich bleibe dabei: ein Glück für Dich und das Land wäre es, wenn es geschähe. Du bist beliebt, Dir folgt man und der wichtige Mann, der diese Worte zu Dir gesprochen, ist auch der Rechte,

der Kraft und Energie genug hat, auszuführen, was er unternimmt."

„Also Du hälst ihn auch dafür?" fragte Dorothee freudig überrascht. „Diesen Eindruck hat er auf mich gemacht. Bisher hab' ich nie zu ihm herangekonnt, jetzt ist es mir lieb, zu wissen, worauf er sinnt und was er vor hat. Ich habe daher auch, obgleich der Vorschlag aus seinem Munde, aus dem Munde des erklärten Feindes des Herzogs mich empörte, klug und ausweichend geantwortet. Ich fürchte nur, wenn der Herzog kommt, daß er an einem Tage Alles wieder zu Boden wirft, was ich unterdessen mühsam aufgebaut."

„Also er kommt?" fragte Frau von der Recke.

„Nach dem letzten Schreiben," entgegnete die Schwester, „will er die rauhe Jahreszeit vorübergehen lassen, eine Reise nach Sagan machen und dann herkommen. Mir bangt unbeschreiblich für den Empfang. Im Geheimen habe ich Geld ausgetheilt, daß man wenigstens zwei bis drei Ehrenpforten baut. Aber Du wirst sehen, er kommt absichtlich bei Nacht, um, wie er sich ausdrückt, von diesem Teufelsneste nicht einen Dachziegel zu sehen, und völlig unerwartet, dann sind alle meine Anstalten umsonst."

Diese Befürchtungen trafen ein. Nach Verlauf von einem Monate nach seinem letzten Schreiben kam der Herzog und langte in der That in seiner

Hauptstadt in der Nacht und auf einem Wege an, wo er die erbauten Ehrenpforten nicht zu sehen bekam. Er war ganz Zorn und Flamme. Dorotheens Bitten, sich zu mäßigen, fruchteten nichts; der Anblick seines Sohnes besänftigte ihn nicht.

Als die vier Oberräthe vor ihm erschienen, erwiderte er ihre Bewillkommnungsgrüße mit den Worten: „Meine Herren, drei von Ihnen erkenne ich an, der vierte, den ich mit den Anzeichen dieser Würde bekleidet sehe, ist gegen meinen Willen an diesem Platze."

Ein starkes Aufsehen machten diese Worte. Herr von Howe zog sich aus dem Courzimmer zurück; seine Anhänger und Freunde folgten ihm. Zwei bis drei solcher Scenen folgten rasch aufeinander. Hier war an kein Ausgleichen mehr zu denken. Der Herzog drohte, er werde in Warschau über die Empörer und Aufständischen Gericht sprechen lassen. Vergebens war es, daß der Geheimerath von Nolde jenen bereits gegen die Herzogin ausgesprochenen Vorschlag erneuerte; der erzürnte Fürst wollte von keinem Vergleiche, von keiner gütlichen Beilegung seiner Angelegenheiten hören. Der richterliche Ausspruch sollte entscheiden und die Frevler sollten auf's empfindlichste gezüchtigt werden.

„Siehst Du wohl," sagte Frau von der Recke zu ihrer Schwester, „es wäre besser gewesen, er wäre nicht zurückgekehrt!"

Dorothee senkte das Haupt. Kummer und Schmerz bleichten ihre Wangen. „Welch' ein Leben wird jetzt beginnen," sagte sie seufzend. „Mir sind die Hände gebunden. Will ich Einen dieser Herren sprechen, sogleich vermuthet der Herzog, ich wolle mit seinen Feinden gemeinschaftliche Sache machen. Sein Argwohn ist rege; er sieht überall Unglück und Verrath."

„Arme Schwester!"

„Dabei leidet er sichtlich," setzte Jene ihre Rede fort, „ich fürchte, es kommt eine schwere Krankheit über ihn." —

Der Herzog sank auch in der That auf's Krankenlager und zwar wuchs das Uebel so rasch und nahm so gefährliche Formen an, daß man für sein Leben besorgt war. Dorothee wachte mit der treuesten Pflege an seinem Bette. Auch ihre Gesundheit litt. Ihre Tage waren dem Kummer und der Sorge geweiht. Abgesperrt von jedem freundschaftlichen Umgange, von jeder Berührung mit der Außenwelt, glich das herzogliche Landhaus Würzau, wohin sich das fürstliche Paar zurückgezogen, einem Kloster. Nur durch Briefe unterhielt Dorothee einen kümmerlichen Verkehr mit ihren Freunden, auch von diesen durfte der Kranke Nichts erfahren, wenn nicht erneuerte Zornanfälle seinen Zustand verschlimmern sollten.

Hier, bei so herben Leiden, suchte die arme

Dorothee die vergessenen Künste ihrer Jugend hervor. Sie sang, sie componirte, sie schuf zierliche weibliche Arbeiten — Alles um ihre Seele zu beschwichtigen, die stets schwarze Gebilde sah. Endlich wich die Krankheit, der Herzog genas langsam; aber die klösterliche Einsamkeit blieb. Die üble Laune des Genesenden erlaubte sich jeden Eingriff in die Stimmung seiner Umgebung. Die heiteren Geister, die Dorothee, trotz ihres eigenen Leidens, heraufzubeschwören wußte, brachten nicht die gewohnte Wirkung hervor; selbst das Lächeln seines Kindes erfreute und beglückte ihn nicht. Die schönen jungfräulichen Gestalten seiner Töchter sah er mit einem kalten, starren Blicke an und selbst in diesen Blick mischte sich Etwas von dem finsteren Argwohne, der ihn umfangen hielt.

Diese Tage waren unbeschreiblich trüb.

Ein finsterer, peinvoller Winter ging vorüber. In dieser Zeit starb auch der Sohn. Das Mißgeschick hatte seinen Gipfel erreicht!

Das erste Zeichen des Vertrauens in alter Weise, das der Herzog Dorotheen wieder gab, war der Wunsch, den er aussprach, und öfters wiederholte, sie möchte nach Warschau gehen und dort eine günstige Stimmung für ihn vorbereiten für die Zeit, wo seine Klageschriften einliefen. Dorothee gehorchte: sie machte sich fertig zur Reise.

Warschau.

Es scheint zweckdienlich, ehe der Leser Dorotheens Wirksamkeit in der Hauptstadt Polen's betrachtet, Einiges von der Geschichte dieses Landes und seines Königs vorauszuschicken.

Keines der Länder Europa's zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts hat so viele Beispiele von beklagenswerthen Unglücksfällen und staunenswerthem Heroismus aufzuweisen als dieses Land, das Republik und Königreich zugleich war. Eingeklemmt zwischen großen, eroberungssüchtigen und im Wachsthum begriffenen Reichen war es von allen Seiten bedroht, und von keiner einzigen geschützt. Nur innere Einigkeit hätte es retten können — und gerade diese fehlte. Eine auf schwankender Basis ruhende Verfassung gab von vorneherein der Eifersucht der Parteien Vorschub und machte die Heldenthaten

Einzelner nutzlos. So floß in ewigen Revolutionen das Blut des Landes vergeblich, und eben so vergeblich mühte sich die Weisheit und der Patriotismus mit ihren goldenen Lehren. Unter den Königen dieses Freistaats, die vorzüglich dazu bestimmt waren, Märtyrer ihrer Stellung zu sein, war jener unglückliche Stanislaus August, von dem hier die Rede sein soll, der Erste. Die Familie Poniatowsky, aus der er stammte, war eine der angesehensten des Staats, und der Gräfin Poniatowsky, die eine große Anzahl Kinder hatte, wurde geweissagt, daß einer ihrer Söhne einst eine Krone tragen werde. Diese Prophezeiung ging an Stanislaus August in Erfüllung, doch erst in seinen spätern Lebensjahren. Es ist bekannt, daß er als Gesandtschaftssecretair nach Petersburg versetzt, dort eine intime Bekanntschaft mit der damaligen Großfürstin Katharina knüpfte, die nur von Zeit zu Zeit durch die Intriguen der Widersacher in ihrem Gange gehemmt wurde, ohne jedoch ganz zerstört werden zu können. Man sagt, daß, schon als Großfürstin, Katharina dem jungen Grafen versprochen habe, ihm eine Krone zu geben. Als Kaiserin erfüllte sie dies Versprechen.

Als das Haus Sachsen von dem polnischen Königsthrone schied, wüthete ein stürmischer Reichstag und debattirte über die Frage, welcher Fürst jetzt die Stufen des Thrones besteigen sollte. Die

Parteien warben überall hin Anhang. Katharina, scheinbar um die Unabhängigkeit des Reichstages zu schützen, besetzte die Grenze des Landes mit ihren Truppen und unter dem Schutze dieser Bajonette erstieg Poniatowsky den Thron. Die streitenden Stimmen mußten einwilligen. Nicht lange erfreute sich Stanislaus August einer gewissen Unabhängigkeit, stets näher zeigte sich ihm das Protectorat Rußland's in seiner schreckbaren Gewalt. Er gerieth in die mißlichste Lage. Von seinem Volke gemahnt, die Rechte desselben zu schützen, fand er, wenn er dies that, einen unerbittlich zürnenden Gewalthaber in seinem Nachbar. Der Reichstag forderte, daß ein polnischer König vor allen Dingen ein Pole sei, die geheimen Instructionen, die ihm zugeschickt wurden, geboten dagegen, streng nach den Befehlen einer fremden Macht zu handeln. So ward der unglückliche Piast wider Willen und zu seinem eigenen unsäglichem Kummer ein Verräther an seinem Vaterlande und doch dabei, während sonst jede Verrätherei gut bezahlt wird, ein Verräther, der bei jeder Gelegenheit gescholten und gedemüthigt wurde. Er erbat sich, als seine Leiden einen unerträglichen Grad erreichten, eine Zusammenkunft mit der Kaiserin, und Katharina, die eben ihre glänzende Triumphreise in die Krim machte, empfing, da nach dem Reichsgesetze kein polnischer König die Grenze seines Reiches überschreiten darf,

ihren ehemaligen Freund in Kariew, an den Ufern des Dniepr, auf dem die kaiserliche Flotille dahinsegelte. Die drei Bitten, die hier August seiner Beschützerin vorbrachte, bestanden in Folgendem. Die erste war, daß die Ueberwachung, unter die er bei Gelegenheit der ersten Theilung Polen's im Jahre 1772 von Seiten der drei Mächte gestellt worden, aufgehoben und das Conseil permanent abgeschafft werde. Die zweite Bitte betraf das Verlangen, die Königswürde erblich in seinem Hause eingeführt zu sehen, und die dritte, seine Schulden zu bezahlen, die sich auf drei Millionen Ducaten beliefen. Katharina, die seit 1758 den Gefährten ihrer Jugend nicht gesehen hatte, fühlte jetzt zu ihm Nichts, was einer Zuneigung ähnlich gesehen hätte. Der Mann, dem sie eine Krone gegeben, schien ihr nicht königlich gehandelt zu haben, und je unterwürfiger August sich stellte, desto gleichgültiger wurde er seiner ehemaligen Freundin, die Nichts so wenig leiden mochte, als schwache Männer. Mit aller ihm zustehenden Aufmerksamkeit wurde er empfangen und entlassen, aber keines seiner Anliegen erfüllt. Was die zwei ersten Bitten betraf, erwiderte Katharina, daß sie allein in dieser Sache Nichts thun könne, daß die Höfe von Berlin und Wien erst gefragt werden müßten, und wegen der Schuldentilgung versprach die Kaiserin, mit ihrem Finanzminister sich zu unterreden. Alles

dieses waren deutlich genug Ausflüchte und der König konnte bemerken, wie die Großfürstin in Oranienbaum und die Kaiserin auf dem Dniepr zwei ganz verschiedene Personen waren.

Untröstlich und fast verzweifelnd kam der gekrönte Graf in seine Hauptstadt zurück. Nichts von dem, was er gewünscht, war erreicht und die drohenden Vorwürfe seines stolzen Adels, der ihm diese Reise zu den Füßen der russischen Monarchin nie vergab, erhielten jetzt eine so starke und eigenthümliche Färbung, daß es das Ansehen hatte, als dürfe ein König, ohne seine Krone niederzulegen, solche Aeußerungen und Beschuldigungen nicht hören. Man sagte ihm laut, daß er zur Reise nach Kariew hunderttausend Rubel von der Kaiserin erhalten und daß es da Aeußerste von Schimpf sei, den ein Patriot seinem Lande anthun könne, Gold zu nehmen, um mit Bitten für seine Existenz einen fremden Souverain zu behelligen. Wäre August der ritterliche stolze Pole gewesen, als den er sich so gerne bezeichnen hörte, er hätte seine Verläumder und Ankläger züchtigen oder die Krone dem Reichstage vor die Füße werfen müssen. Der Graf Poniatowsky that keines von Beiden. Er wüthete und jammerte im Innern seines Palastes und schrieb klagende und vorwurfsvolle Briefe an Katharina, die diese nicht las.

Es giebt im Leben eines schwachen Mannes

Augenblicke, wo er sich ermannt, wo er große und kühne Entschlüsse faßt und wo er seinem eigenen Bilde nicht mehr gleicht. Eine solche Periode trat ein, als August sah, daß jene demüthigende Reise vergeblich gemacht war und daß er von all' seinen Wünschen nicht einmal die Hoffnung fassen konnte, seine Schulden bezahlt zu sehen, die gering waren im Vergleich der Summen, die er hingeben sah an jüngere, nicht gekrönte, aber geliebte Freunde. August trat jetzt auf Seite seines Volkes; er sagte sich von allem russischem Einflusse los, und unter der Aegide Preußen's arbeiteten die Reichsstände an einer Constitution auf patriotischer Grundlage. Die Folgezeit hat gelehrt, was aus dieser Constitution, die 1791 wirklich zu Stande kam, wurde. Diese Erzählung hat es mit dem Standpunkte der Begebenheiten zu thun, der so eben vorgeführt worden, und Dorothee, als sie nach Warschau kam, fand König und Land im Feuereifer mit Feststellung neuer Staatsformen beschäftigt.

Der Besuch der Herzogin in Warschau war angemeldet worden und es wurden ihr daher all' die Empfangsfeierlichkeiten zu Theil, die einer Lehensfürstin des Reichs gebührten. Sie wohnte im Palaste der Republik, hatte einen königlichen Kammerherrn zu ihrem Gefolge und eine Ehrenwache vor ihren Gemächern.

Die Aufgabe, die sich Dorothee gestellt, war,

den König und die einflußreichsten Senatoren zu gewinnen, damit auf dem nächsten Reichstage die kurischen Angelegenheiten verhandelt werden möchten. Dies zu erlangen war nicht leicht. Wie eben berichtet worden, hatten Land und König mit ihrem eigenen Haushalte zuviel zu thun, um an die Interessen eines im Lehnschutz stehenden Nachbarlandes zu denken. Dem Herzoge, der mit seinen Klagen sehr eilte, war dies schon zur Antwort gegeben worden und Bevollmächtigte, die er hingeschickt, hatten nichts ausgerichtet; es ließ sich jedoch erwarten, daß wenn die Fürstin des Landes selbst kam, die Schwierigkeiten würden beseitigt werden können. Dorothee betrat zum erstenmal den Schauplatz einer großen politischen Bühne; zum erstenmale fühlte sie sich Verhältnissen gegenüber, die verworren, feindlich und gestaltlos all' ihre Forschungsgabe und ihre Menschenkenntniß in Anspruch nahmen. Siegte sie hier, so hatte sie eine große Schule durchgemacht. Es war ein Höhenpunkt ihres Lebens. Als sie die Thürme Warschau's auftauchen sah, fühlte sie ihren Athem stocken, ungefähr wie es einem jungen Feldherrn zu Muthe sein muß, der zum erstenmale die Schlachtordnung des Feindes in unübersehbaren Linien aufgestellt erblickt.

Aber das kühne Herz, das die junge Frau nicht verließ, als sie in öder Winternacht allein, mit körperlichen Leiden behaftet, unruhigen Tagen in der

Heimath entgegeneilte, eben dieses Herz belebte ihren Muth immer neu, je näher sie ihrem Ziele kam.

Sie fand Hellsender schon dort, ihrer wartend. Seine Kenntniß der Personen und Verhältnisse war ihr auch hier von großem Nutzen, wie sie ihr in jenen ersten Tagen der herzoglichen Würde gewesen war. Allein seine Andeutungen waren ihr lange nicht genügend. Kaum war sie zwei Wochen in den Mauern der Hauptstadt, als ihr eigener Scharfblick ihr sagte, daß, um hier Etwas auszuwirken, es anderer Wege und Mittel bedurfte, als die ihr der Rath ihrer Umgebung angeben konnte. Vor Allen sah sie zwei hartnäckige Feinde ihren Absichten sich entgegenstellen, und diese Feinde waren zwei Frauen. Der Widerstand der Einen konnte möglicherweise unschwer besiegt werden, der der Andern hätte eine Frau, die weniger Muth, weniger Klugheit und weniger — Koketterie besaß, sogleich aus dem Felde geschlagen. Ja Koketterie! Zum erstenmal zeigte Dorothee, daß sie es auch in ihrer Gewalt hatte mit der studirtesten Gefallsucht, dem Spiele kalter Berechnung eines schönen Weibes, das darauf hinarbeitet, ihre Nebenbuhlerin zu vernichten, um den Sieg zu streiten. Die erste Feindin war die Prinzessin von Kurland, die Wittwe des Bruders des Herzogs, die in Warschau für sich und ihre zwei Söhne petitionirte, die zweite war die junge schöne

Fürstin Czartorisky, auf die der Leser sich besinnen wird, wenn er an die Scene im Parke zu Mitau zurückdenkt. Die Prinzessin von Kurland war nur die Feindin der Ansprüche und der Stellung Dorotheens, die Fürstin Czartorisky dagegen die ihrer Person. Die Eine war alt und kämpfte für ihre Kinder, die Andere war jung und kämpfte für den gefährdeten Einfluß, den ihre Schönheit und ihr Geist ausübten.

Die Prinzessin war eine enragirte Russenfeindin, und da Stanislaus August jetzt gerade in einen ähnlichen Eifer sich seinem Adel und dem Lande gegenüber versetzt hatte, besaß sie mehr als je das Herz dieses ritterlichen Königs. Der Krongroßfeldherr war ihr Oheim und zwei Senatoren ihre Vettern; das Haus Czartorisky das mächtigste und angesehendste des Adels. Es hatte nach der Königswürde gestrebt und hatte diesen ehrgeizigen Plan auch jetzt noch nicht aufgegeben, obgleich die Klugheit verlangte, günstigere Zeitumstände abzuwarten. Ehe die Herzogin noch anlangte, hatte die Prinzessin gewußt, den König und ihre Verwandten gegen sie einzunehmen. Dies erfuhr Dorothee und richtete darnach ihre Schritte ein. Sie kannte den Beweggrund des Hasses der Prinzessin. Von dem Herzoge hatte sie sich jene kurze Unterredung mit dem Prinzen erzählen lassen und wußte nun, daß sie der Gegenstand der Eifersucht der Prinzessin war, die

da glaubte, ihretwegen habe der Prinz sie verlassen.

An den Herzog schrieb Dorothee; „Schicken Sie mir das Uebrige von meinem Schmuck, den ich zurückgelassen, legen Sie auch den der Herzogin, ihrer Mutter, hinzu. Kreditbriefe werden Sie mir noch eine Anzahl schicken müssen. Ich habe Geld und Diamanten nöthig. Sorgen Sie nicht, daß ich zu viel ausgebe; ich kenne Ihre weise Sparsamkeit, allein ohne Geld ist kein Schritt hier möglich. Ich werde Ihnen bei Allem doch noch weniger kosten, als wenn Sie hier einen eigenen Gesandten hielten. Der Herzog schickte sogleich das Geforderte. Die Herzogin-Wittwe hatte einen überaus kostbaren Perlenschmuck, von der Kaiserin Anna stammend, sie hatte ihn in ihrem Testamente ihren Enkeltöchtern vermacht. Diese Perlen, die jetzt auf Dorotheens Halse glänzten, übertrafen an Werth und Schönheit selbst das Collier, das die Gemahlin des Krongroßfeldherrn, die Nichte des Königs, bei Hofe trug. —

König Stanislaus August hatte, bevor er sich anschickte, seinen Besuch bei der Herzogin zu machen, ein kurzes Gespräch mit dem Abbé Latelle, seinem Vertrauten. Der gelehrte König hatte soeben eine Abhandlung über die polnische Geschichte im Zeitalter der Jagellonen beendet, als der Kammerdiener ihm meldete, daß es Zeit sei, Toilette zu

machen, und daß der Abbé im Vorzimmer warte. Während August sich den Pudermantel umwerfen ließ, stand der Vertraute neben ihm und erzählte ihm wie gewöhnlich die Neuigkeiten des vergangenen Tages. Der König unterbrach ihn mit der Frage: „Sie kennen ja die Herzogin von Kurland?“

„Ja, Sire. Als ich noch Husarenrittmeister war, machte ich mit mehren meiner Gefährten eine kleine Reise nach dem schönen Herzogthume,“ entgegnete der Abbé.

„Was führte Sie dahin?“ fragte der König weiter.

„Aufrichtig gesagt,“ tönte die Antwort, „meine Kasse war leer; und da ich hörte, daß beim Herzoge hoch gespielt wurde, faßte ich den Plan, mir in der Geographie Kenntnisse zu verschaffen, indem ich zugleich meiner Kasse auf die Beine half.“

„Zu dem letztern war auch in Petersburg Gelegenheit, sollte ich meinen;“ nahm der König das Wort. „Man kann dort so hoch spielen, wie man will.“

„Allerdings, Sire. Das kann man; allein ich“ — der Abbé zuckte die Achseln und sprach nicht weiter.

Der König blickte zu ihm auf. „Ich errathe, Freund Latelle, man wollte nicht mehr mit Ihnen spielen. Sie hatten zu oft die Fehler des Glücks

verbessert. Nun lassen wir Das. Es gehört zu einer Ihrer Jugendthorheiten, über die der Priestermantel jetzt verdeckend hingebreitet ist. Wieder auf die Herzogin zu kommen. Man sagt, sie sei eine schöne Frau."

„Ew. Majestät sahen sie noch nie?"

„Noch nie."

„Ach — Sire; ich sah sie zwei Tage nach ihrer Vermählung auf einem Hofballe!" rief der Abbé begeistert. „Welch eine Gestalt! Ein junger Offizier aus einem Feldregimente starb aus Liebeskummer für sie. Es hieß zwar im Duell, allein ich habe von Leuten gehört, die es wissen konnten, daß es aus Verzweiflung war, weil er seine Absichten nicht erreicht."

„Also tugendhaft?"

Der Abbé machte eine Verbeugung und lächelte.

„Weshalb lächeln Sie?" fragte Stanislaus August.

„Sire, die Herzogin hat der König von Polen noch nicht gesehen."

Der König antwortete hierauf nicht; er war eben beschäftigt, mit weißer Schminke die kleinen Falten an den Augenwinkeln verschwinden zu machen. Zugleich führte er mit dem Pinsel einen dünnen, schwarzen Strich an den untern Augenlidern hin. Dadurch erhielt das an und für sich schon dunkle, schöne Auge einen erhöhten Glanz. Es war bewundernswürdig, wie sicher die Hand

Seiner Majestät war, diese feine Malerei in ihrer ganzen Sauberkeit auszuführen. Der schöngeformte Mund mit dem Lächeln, das das „Lächeln der Grazien" genannt wurde, erhielt durch eine kleine Nachhülfe von Roth eine eigenthümliche Frische und Jugendlichkeit. Als Seine Majestät in ihrer Arbeit vorgerückt waren, daß der schöne Mund wieder sprechen konnte, sagte er: „Also unnahbar ist diese Tugend, Latelle? Es giebt Leute, die das Gegentheil behaupten. Die Prinzessin —"

„Ach, Sire!" fiel Jener rasch ein. „Die Prinzessin kann keine schöne Frau leiden, die das Glück hat, von Ew. Majestät beachtet zu werden."

„Sie möchten Recht haben."

Der Abbé nahm die kleine Schaale mit Tusche aus den Händen des Königs, während der Kammerdiener mit dem Haare zu thun hatte. „Sie haben also noch nicht Frieden geschlossen mit der Prinzessin?" fragte August.

„Und ich werde es nie, Sire. Die Prinzessin hat meine Treue und Anhänglichkeit für die Person meines gnädigsten Herrn in Zweifel zu ziehen gesucht, das ist Etwas, was sich nie vergessen und vergeben läßt," sagte der Abbé mit einem höchst ernsthaften Gesichte.

„Sie sind ein Thor. Die Weiber haben Launen;" sagte lachend der König. „Ich werde es über mich nehmen, Sie Beide mit einander zu ver-

schönen. Gehen Sie noch heute hin zu der Prinzessin und melden Sie ihr, daß ich morgen Abend nicht ihr Gast sein kann. Es wird sich nicht anders thun lassen, ich werde die Herzogin bei mir empfangen. Die Fürstin Sapieha ist schon in Kenntniß gesetzt und sie wird die Honneurs machen. Aber von Alle Dem brauchen Sie der Prinzessin nichts zu sagen. Verstehen Sie mich?"

Der Abbé machte eine Verbeugung.

„Und jetzt," fuhr der König fort, „begeben Sie sich zu dem Akademiker Rulhieres und sagen ihm, daß er um die zehnte Abendstunde sich einfinde und mir den Traktat mitbringe, den ich ihm zur Abschrift gegeben. Morgen sende ich meinen Correspondenten in Paris den ersten Druckbogen zu. In der That, ich bin neugierig, was man in Paris zu der Broschüre sagen und wen man als Verfasser angeben wird."

„Die späten Nachtarbeiten," bemerkte der Abbé in bittendem Tone, „werden Ew. Majestät schaden. Das Vaterland, die Musen und die Künste, bitten durch mich, daß ihr Herr und Beschützer sich schonen möge."

„Wenn Sie wüßten, Latelle, was ich noch alles für Pläne habe. Aber es ist unnütz, darüber mit Ihnen zu sprechen. Sie sind ignorant, Sie haben in Ihrer Jugend nichts gelernt. Sie verstanden von Ihrem vierzehnten bis zu Ihrem

vierzigsten Jahre Nichts, als wie man Weiber verführt."

„Unterdessen," bemerkte der Abbé, „hab' ich doch nun bereits drei Jahre das Glück, der höchsten Weisheit nahe zu sein."

„Ich habe auch die besten Hoffnungen!" bemerkte der König kurz. „Wünschen Sie noch Etwas?"

„Sire, der kleine Poet Narziß Seraphim —"

„Haben ihn seine Gläubiger schon wieder eingesperrt?" fragte der König auffahrend. „Ich bin es müde, für diesen Taugenichts weiter zu sorgen. Machen Sie ihn frei, aber sagen sie ihm, daß er mir nicht wieder vor die Augen komme."

„Hier sind Verse, die er in seinem Gefängnisse niedergeschrieben."

Stanislaus August las die Strophen, die eine starke Dosis Schmeichelei, in glückliche und feine Wendungen gebracht, enthielten. Der König nahm seinen Strafbefehl zurück und fügte noch ein Geldgeschenk hinzu.

„Und dann, Sire —"

„Was noch?"

„Der Maler, der die schöne Corinna Lacewsky, in der von Ihrer Majestät vorgeschriebenen Attitüde gemalt" — sagte zögernd der Abbé.

„Er hat ja sein Honorar empfangen," sagte verwundert der König.

„Er wünscht einen Paß, um in's Ausland zu gelangen. Der Polizeiminister hält ihn fest, indem eine Anzahl Bilder bei ihm gefunden, die die guten Sitten beleidigen."

Der König lachte. „Dieser alte Narr!" rief er. „Wegen ein paar Bildern macht er Lärm und in der Stadt, auf den Straßen, in den Häusern vor seiner Nase, läßt er geschehen, was geschehen will. Wir müssen wirklich etwas mehr auf Anstand sehen, Latelle. Ich glaube, daß es in Paris nicht ärger zugehen kann, als es hier zugeht. Unterdessen geben Sie dem armen Teufel einen Paß aus meiner Canzlei, und kaufen Sie die Bilder unter der Hand für mich."

Der Abbé ging und der König vollendete seinen Anzug. Obgleich es bereits tief in die Abendstunden ging, so hatte er doch noch nicht die Abendtoilette angelegt, es war das Costüm, das für die Vormittagsstunden galt und das sehr geschickt die Mitte hielt, zwischen der vollen Toilette und dem Negligée. Stanislaus August war einer der schönsten Männer seiner Zeit — gewesen. Er war es noch, wenn er, so wie es heute geschehen war, die Kunst in einem umfangreichen Grade zu Hülfe zog. Mit dem leichten fliegenden Gange der Jugend stieg er die Treppe hinab, und nahm in seinem offenen Wagen Platz. Das Volk, das sich seit einiger Zeit stets zahlreich um sein Palais versammelt hielt, be-

grüßte mit lautem Jubel sein Erscheinen. Die Läufer mit den Fackeln umgaben den Wagen, und dieser brachte den vornehmen Gast rasch an die Thüre des Palastes der Republik, wo, auf sein Erscheinen vorbereitet, unten das Gefolge der Herzogin, oben auf der Treppe sie selbst ihm entgegentrat. Der König berührte die Fingerspitzen der Herzogin mit den Lippen, dann drückte er einen Kuß auf die Stirn der sich Verneigenden. Diese Begrüßung, die das unten stehende Volk mit ansah, war ritterlich und väterlich zugleich. Der unvermählte König begrüßte als Ritter eine Dame, die da kam, ihn zu besuchen; der Lehnsherr hieß mit väterlichem Gruße die Lehnsfürstin willkommen, die seine Hülfe in Anspruch nahm. Nach diesem so glücklich in zwei Bestandtheile aufgelöst'en Gruße, gab der König der Herzogin den Arm und führte sie in den Palast. Dort bestand das kurze Gespräch nur aus den üblichen Phrasen, die ein Theil dem andern aus dem mitgebrachten Vorrathe spendete. Der König empfahl sich, indem er sich anbot, die Honneurs seiner Hauptstadt zu machen, die Herzogin lehnte mit Dank das Anerbieten ab, indem sie versicherte, wohl zu wissen, wie kostbar die Zeit Seiner Majestät gerade in diesen wichtigen Augenblicken sei. Dieselben Begrüßungen erfolgten wie bei der Ankunft und Stanislaus August verließ die junge Fürstin mit dem festen Vorsatze, ihre Angele-

genheit, so weit es in seinem Kräften stände, zu betreiben.

Der Abbé Latelle, als er ging seinen unangenehmen Auftrag auszurichten, fand die Prinzessin Czartorisky in ihrem Boudoir, dessen Fenster verhängt waren und wo sie mit ihrem Arzte eine Consultation hielt. Diese Berathung galt nicht sowohl ihrer eignen Person als vielmehr dem Gesundheitszustande ihres Lieblings, eines aschfarbenen Windspiels von der zierlichsten Gestalt. Die Fürstin lag auf einem Ruhebette, der Hund nahm das Polster vor ihr ein, und sie hielt eben das erkrankte Bein desselben dem jungen Arzte entgegen, der es durch ein Glas betrachtete, als der Abbé mit unhörbaren Schritten eintrat, nachdem er erst durch einen Spalt des Vorhangs hineingeschaut und einen Wink erhalten hatte, näher zu treten. Die Verhandlungen wegen des Hundes nahmen ein Ende, der Arzt entfernte sich und der Abbé nahm seinen Platz am Ruhebette ein.

„Was bringst Du?" fragte die Dame, indem sie sich in die Polster zurückgelegt hatte und den Abbé mit halbzugedrückten Augen und mit der Miene des Ueberdrusses ansah.

„Ich komme vom König mit einem Auftrage Sr. Majestät," hub der Sprecher an.

„Mit einer Bitte willst Du sagen," verbesserte die Prinzessin. „Mir bringt man keine Aufträge."

„Se. Majestät," setzte etwas eingeschüchtert der Botschafter fort, „will morgen die Frau Herzogin von Kurland und Semgallen bei sich empfangen."

„Will?" wiederholte die Prinzessin und schloß die Augen gänzlich.

„Wünscht!" verbesserte der Abbé, indem er rasch einen Blick durch's Zimmer warf und hinter einem Vorhange das Portrait eines Mannes bemerkte, das er hier noch nicht gesehen hatte.

„Ich habe einen Auftrag für Dich, Graukopf," hub die Prinzessin an. „Nimm dieses Billet und suche es heimlich dem alten Stephan Glinka zuzustecken. Du mußt ihn noch heute Nacht zu sprechen suchen, denn wie ich höre, will er morgen abreisen."

Der Abbé legte seufzend das Papier in seine Brieftasche. „Das ist ein verwünschter Auftrag!" murmelte er vor sich hin. „Diesen Stephan Glinka muß ich in irgend einer Räuberhöhle aufsuchen." Die Prinzessin betrachtete ihren Gast mit einem mitleidigen und verächtlichen Blicke. „Armer Serjey!" rief sie, „wie bist Du heruntergekommen! Wie dünn sind Deine Schultern, wie gebückt Dein Nacken und ich glaube gar, Deine Kniee schlagen vor Frost zusammen. Mein lieber Junge, wo sind die Tage der Jugend hin! Du bist eine abscheuliche, alte Puppe geworden. Was wäre Dein Schicksal, hättest Du nicht in diesem närrischen Lande einen närrischen König und eine närrische Prinzessin

gefunden, die Dir für Deine Spionendienste und obgleich sie wissen, daß Du nichts taugst, doch ein Stück Brod vorwerfen."

Der Abbé versuchte, sich zu nähern, um der Prinzessin die Hand zu küssen, aber sie gab seinem Stuhle mit dem Fuße einen Stoß, daß er weiter ab vom Sopha rollte.

„Welch eine entzückende Laune!" flüsterte der Abbé.

„Jetzt kannst Du gehen!" befahl sie.

„Und welche Antwort bringe ich Sr. Majestät?" frug er, sich erhebend und nochmals einen Blick auf das halb verhüllte Portrait werfend.

„Sage diesem lieben Herrn," nahm die Prinzessin das Wort, „daß Se. Majestät ein kurzes Gedächtniß hätten. Ich könnte zu meinem Bedauern meine ältern Ansprüche nicht aufgeben. Se. Majestät haben zu morgen Abend sich bei mir einzufinden versprochen, und ich hätte bereits meine Gäste geladen. Mache Sr. Majestät bemerklich, daß, wenn er nicht erscheint, ich kommen werde, ihn abzuholen."

Der Abbé wollte Etwas erwidern, allein ein gebieterischer Wink hieß ihn gehen. Eine halbe Stunde darauf befand sich ein anderer Gast in diesem Raume. Ein hochgewachsener, ernster Mann, geschmückt mit den Insignien des weißen Adlerordens, saß dem Ruhebette gegenüber, auf dem die

Prinzessin in einer etwas weniger nachlässigen Stellung lag. Der Mann war der Baron von Horff, der Agent der Adelspartei in Kurland. Er hatte bereits öfters Schritte gethan, sich der vielvermögenden Fürstin zu nähern, es war ihm jedoch nie gelungen; jetzt plötzlich hatte er eine Einladung erhalten. Herr von Horff war über die Jahre hinaus, wo man Einladungen in Liebessachen erhält, er vermuthete also sogleich, daß es sich an diesem intriguenvollen Hofe um seine Partheinahme für diese oder jene politische Coterie handle. Wie freudig war er überascht, als die Prinzessin nicht von fremden, sondern von seinen eignen Interessen mit ihm zu sprechen begann, und lebhaft den Wunsch ausdrückte, daß die Klagen des kurischen Adels gegen den Herzog so bald als irgend möglich, auf dem Reichstage zur Entscheidung kommen möchten. Sie schloß ihre Rede mit der Bitte, daß, wenn sie Etwas zu Gunsten der Sache thun könne, man sich nur dreist an sie wenden möge.

Der Baron war anfangs ein wenig erstaunt, als er diese Worte hörte; die Prinzessin hatte sich früher nie um die Angelegenheiten seines Vaterlandes gekümmert, und jetzt schien sie auf das lebhafteste dafür eingenommen; allein er tröstete sich mit dem alten Gemeinplatze, den er stets im Munde führte, nur hier nicht aussprach: „Das ist polnische Wirthschaft!“

„Ihre Herzogin ist ja hier angekommen!“ sagte die Prinzessin mit dem Tone großer Munterkeit.

Der Baron bejahte höflich.

„Ist Ihnen nicht bang dafür, daß sie den Sieg davon trägt?“

Der Baron versicherte, daß er, da es ihm gelungen sei, heute eine so mächtige Bundesgenossin zu erhalten, für seine gute Sache nichts fürchte.“

„Was wollen Sie eigentlich?“ fragte die Prinzessin naiv. „Sie wünschen, daß man den Herzog fortjage?“

Der Baron war diese ungebundene Sprache nicht gewohnt. Er stockte ein Wenig und dann erwiderte er trocken: „Nicht eigentlich Das! Wir wollen nur, daß er in seine Schranken zurücktrete. Unsere alten Privilegien gestatten einem Fürsten, den wir aus unsrer Mitte gewählt, nur so viel eignen Willen, als dazu gehört, uns gegen das Ausland zu vertreten. Der Herzog will aber gegen sein eignes Land, gegen uns, die wir gleichsam seine Schöpfer sind, auftreten und Rechte der Souverainität in Anspruch nehmen, die er nicht hat und nach der Verfassung auch nie haben kann. Wir sind die Herren, nicht er.“

„Das kommt mir Alles sehr einleuchtend vor,“ erwiderte die Prinzessin mit affektirter Lebhaftigkeit. „Ich bin eine Freundin der republikanischen Herrschaft.“

„Hier würde es sich nur um eine aristokratische handeln," warf der Baron ein.

„Sie haben bereits mächtige Freunde am Reichstage," fuhr sie fort. „Ich höre, daß der Senator Potocki, mein sehr ehrenwerther Vetter, sich für Sie erklärt hat."

„Seine Excellenz und Durchlaucht haben die Güte, uns zu protegiren," entgegnete der Baron höflich. „Auch sein Bruder, der Staroſt von Grodno, ist unsrer Sache nicht abgeneigt."

„Ich bin mit diesen beiden Herren zerfallen," warf die Prinzessin leicht hin. „Sie haben mir meine Anhänglichkeit für den König vorgeworfen. Aber mein Himmel, die Zeiten haben sich geändert! Damals war der König russisch, jetzt aber ist er der eifrigste Patriot und Pole, den man finden kann."

„Wenn Sie sich, Prinzessin, jetzt Ihrem erlauchten Vetter nähern wollten," nahm der Baron das Wort, „Sie würden auf geänderte Ansichten stoßen. Wie glücklich für uns, wenn drei so mächtige Gewalten zusammenhielten, um uns ihre segensvolle Thätigkeit zuzuwenden."

„Wir wollen sehen, was sich thun läßt, Herr Baron. Bringen Sie für's Erste meinen Vettern meinen Gruß." Hiermit neigte sie ihr Haupt zum Abschied und der Baron ging. Im Vorzimmer stand der Sekretair der Prinzessin, ein junger Mann

mit der stolzen und zudringlichen Miene, die die Wichtigkeit seines Platzes in diesem Vorzimmer bekundete. Der Baron machte ihm eine Verbeugung und legte auf den Kaminsims eine Rolle mit fünfundzwanzig Imperialen nieder. Auf der Treppe murmelte der Baron: „Polnische Wirthschaft!"

Intriguen.

Ehe der Abbé seinen Gang antrat, um den Juden Stephan Glinka aufzusuchen, machte er seine Majestät bekannt mit der Antwort, die die Fürstin Czartorisky ihm gegeben. Stanislaus August glaubte nicht nöthig zu haben, von der Weigerung der Prinzessin, an seinem Feste zu erscheinen, diesmal Notiz zu nehmen. „Sie hat mich so oft durch ihre herrschsüchtige Laune belästigt, sie soll sehen, daß ich diesem Spiele nicht weiter folge," sagte er zu sich selbst.

Das Fest hatte seinen Anfang genommen. Die alte Fürstin Sapieha saß mit ihren Diamanten bedeckt an dem ihr zukommenden Platze und hatte bereits mit vielen Förmlichkeiten die Herzogin empfangen, die der König am Arme in den Saal geführt. Die Gesellschaft war nicht zahlreich, denn die meisten

der Gäste hatten sich zu der Prinzessin begeben, die an diesem Abende auch ein Fest gab. Der König hatte es erfahren und befand sich in einem Zustande der Erwartung der Dinge, die da kommen sollten. Er erstaunte, daß die Prinzessin den Muth hatte, ihr Fest zu geben ohne seine Gegenwart, aber er machte sich selbst zugleich Complimente, daß es ihm gelungen, sich über die Drohungen seiner herrschsüchtigen Freundin hinwegzusetzen. In diesem Augenblicke öffneten sich die Thüren und die Prinzessin erschien. Mit einem bezaubernden Lächeln blieb sie auf der Schwelle stehn und betrachtete sich einen Augenblick, während sie mit ihrem Fächer spielte, die Gesellschaft, dann schritt sie auf die Gruppe zu, die der König, die Herzogin und noch ein paar andere vornehme Gäste bildeten. „Sire," sagte sie zum Könige, „Sie werden erlauben, daß ich komme, um Ihre Durchlaucht, die Herzogin, zu mir einzuladen." Damit wandte sie sich an Dorotheen und mit den verbindlichsten, artigsten Worten brachte sie ihre Bitte vor. Dann sich wieder an den König richtend, vollendete sie ihre Rede, indem sie ihn daran erinnerte, daß er sein Wort gegeben, heute ihr Gast zu sein. „Ein König von Polen," bemerkte sie lächelnd, „ist zu sehr Ritter, als daß er einer Dame könnte sein Wort brechen."

„Wahrlich, bei unserem königlichen Worte," erwiderte August, „die Prinzessin hat Recht. Wir

wollen Ihr keinen Grund zur Klage geben und wenn Ihre Durchlaucht der Einladung folgen, so bin ich bereit, bei meinen geehrten Gästen zu Gunsten der Prinzessin den Vermittler zu spielen." Die Herzogin machte eine stumme Verbeugung.

„Sie sind unleidlich, Therese!" flüsterte August der Prinzessin zu, die sich ihm lachend an den Arm gehängt hatte. Den andern Arm reichte er der Herzogin. So schritt er durch die Gemächer die Treppe hinab. Die alte Fürstin, die sich bei ihrer Corpulenz darauf gefreut, den ganzen Abend hindurch ihren Platz nicht zu verlassen, mußte sich bequemen, am Arme des Oberkammerherrn dem Zuge sich anzuschließen. Die ganze Gesellschaft verließ den königlichen Palast, um sich in die prachtvolle Wohnung der Prinzessin zu begeben. Es war nicht die Rede davon, daß August ein eigenes Fest hatte geben wollen, es gewann das Ansehen, als käme er jetzt, wie es gleich Anfangs bestimmt gewesen, zu der Fürstin. Aber August glaubte doch, seine Schöne Etwas bestrafen zu müssen; er verließ den Saal ziemlich früh, indem er Unwohlsein vorschützte.

Dorothee hatte unterdessen Gelegenheit, sich ihre Rivalin zu betrachten. Sie fand sie allerdings schön, aber es war nicht die Art Schönheit, welche ihr zusagte. Sie erblickte in den Zügen der Prinzessin die vollendetste Selbstsucht, aber unter den

liebenswürdigsten, einschmeichelndsten Formen versteckt. Ihre Begrüßung war so herzlich, daß man unwillkürlich sich versucht fühlte, sie für wahr zu halten, aber während die schönen Augen in zärtlichem Lichte glänzten, spielte flüchtig, aber doch erkennbar ein Zug von Hohn um den Mund. Nichts entging diesen Blicken, die ihre Strahlen überall hinspielen ließen, und plötzlich von dem Ausdruck des gütigsten Lächelns in ein scharfes Zucken des Verdrusses überzugehen verstanden. Während Dorothee mit dem Könige sprach, stand die Prinzessin sehr weit ab und war scheinbar in einem eifrigen Gespräche mit einem ihrer Gäste begriffen, und doch fühlte Dorothee den scharfen, verwundenden Blick, der von dort aus auf ihr ruhte. Keine, auch nicht die geringste Aufmerksamkeit unterließ die Prinzessin gegen ihren Gast und als die Herzogin sich zum Fortgehen rüstete, begleitete sie die Fürstin bis an die untersten Stufen der Treppe.

„Sie hat ihren Willen durchgesetzt," seufzte Dorothee, als sie nach Hause kam — „ach, ich fürchte, sie wird ihn auch in Allem Andern durchsetzen." —

Am nächsten Morgen, in den Stunden nach der Messe, erschien der König und machte Entschuldigungen wegen der Störung des Abends. „Sie sehen, Durchlaucht," sagte er, „wie eifersüchtig die Prinzessin ist auf die Ehre, die Erste zu sein,

unsern liebenswürdigen Gast bei sich zu sehn. Allein ich begreife wohl, daß Sie nicht gekommen sind, um hier Feste mitzumachen, und ich werde Gelegenheit finden, Sie mit einigen unserer einflußreichsten und wichtigsten Staatsmänner bekannt zu machen."

„Mit dem einflußreichsten und wichtigsten, Sire, habe ich jetzt die Ehre zu sprechen," sagte Dorothee.

„O nein, Madame, Das bin ich nicht," erwiderte August mit einem eigenthümlichen Lächeln. „Man hat in diesem Lande gefunden, daß es nicht gerathen ist, einem Mann im Staate die ganze Last der Geschäfte aufzuwälzen, und ein polnischer König hat immer Zeit übrig, seinen Freunden Aufmerksamkeiten, aber nicht wesentliche Dienste zu leisten."

Dorothee nahm die Gelegenheit wahr und legte in kurzer, aber lebendiger Darstellung die Lage der Verhältnisse in ihrem Vaterlande vor. Der König hörte sie mit Aufmerksamkeit an, unterbrach sie mit keiner Frage und als sie geendet hatte, sagte er: „Unmöglich ist es, Herzogin, das Recht Ihres Gemahls des Herzogs zu verkennen. Ich gestehe, ich höre zum ersten Mal eine so einfache und leichtfaßliche Rechtssache. Wollen Sie die Güte haben, mir zu erlauben, daß ich meine Secretaire beauftrage, die Hauptpunkte in einem Memoire zusammenzufas-

sen, das ich alsdann dem Reichstage vorlegen lassen will."

Dorothee dankte und versprach, die nöthigen Papiere, die sie mitgebracht, in die königliche Kanzlei zu schicken.

„Aber freilich," hub der Monarch wieder an, „ich kann es Ihnen, gnädige Frau, nicht erlassen, daß Sie persönlich mit meinen Ministern sprechen. Ich sehe aus eigener Erfahrung, wie mächtig und auf die Ueberzeugung wirkend Ihr Vortrag ist. Wenn Sie daher vergönnen, so werde ich Ihnen ein paar Männer senden, die ich für die Fähigsten halte. Jedoch müssen wir eilen. In diesem Lande gehen die Sachen etwas langsam, man muß stets hinterdrein sein, um sie zu treiben."

August verließ jetzt das Feld der Geschäfte und sprach mit der Herzogin von Gemälden, Büchern und Reisen. Dorothee nahm dieses Thema lebhaft und geistreich auf und zum erstenmal, als die Unterredung beendet war, hatte sie das Gefühl, mit einem vollendeten Weltmanne gesprochen zu haben. Alles in den Reden des Königs war elegant, gefügig, in einem Tone gehalten, der auf gleiche Weise entfernt war von Flüchtigkeit wie von Pedanterie. Die ungezwungenste Heiterkeit, eine muntere, graciöse Laune belebten die schönen Züge des Königs, und als er ihr beim Abschiede die Hand küßte, geschah es nicht mehr als König, sondern als

ein Freund, mit dem man ein angenehmes halbes Stündchen verplaudert hatte.

Die Zusammenkunft mit den Ministern fand statt, allein sie führte zu keinem andern Resultate, als dem, daß diese Herren der Herzogin dieselben Versicherungen gaben, die sie bereits aus dem Munde des Königs, in weit verbindlicherer Weise empfangen hatte. Dorothee wandte jetzt ihre Blicke auf den Kreis, der sie umgab, und mit dem glücklichen Scharfblicke, den sie besaß, im Auffinden derjenigen Persönlichkeiten, die ihr dienlich sein konnten, nahm sie sich zwei Männer heraus, denen sie im Verein mit Hellsender ihr Vertrauen zu schenken sich entschloß. Der Eine dieser Männer war jung, ein Offizier aus der Leibgarde des Königs, stolz, ein Pole mit Leib und Seele, aus einer angesehenen, doch wenig bemittelten Familie. Er hieß Graf Ignaz Lubicki. Der Andere war ein Mann über fünfzig Jahre, der als Jüngling Dorotheens Vater kennen gelernt und der nun die Ehrfurcht und die Liebe, die er für den Vater gehegt, auf die Tochter übertrug. Ohne eigentlich ein bestimmtes Amt zu bekleiden, leitete er doch die Geschäfte in derjenigen Abtheilung des Ministeriums, die am nächsten an die gerade jetzt besprochenen Landesangelegenheiten grenzte. Er hieß Rustan und führte den Titel eines Ministerialraths. Es war der ruhigste, in seinen Formen einfachste, dabei zuverlässigste Mann, den

man finden konnte, und seinen Freunden mit einer Treue ergeben, die ihres Gleichen suchte; freilich hatte er Wenige, die er Freunde nannte. Unglückliche Erfahrungen hatten ihn die Menschen eher fliehen als sie aufsuchen gelehrt, und er galt allgemein für einen finstern, verschlossenen Charakter, der zu keiner Partei gehören wolle.

Rustan sagte sogleich, als er von der Unterredung mit dem Könige und mit den Ministern hörte: „Auf diesem Wege erlangen wir nichts."

Der junge Graf Ignaz machte sich anheischig, in die Kasernen zu gehen und die halbe polnische Armee für Dorotheen anzuwerben. Sie erwiderte ihm lächelnd, daß sie keine Kaiserin Katharina sei und daß sie mit den Soldaten nichts zu thun haben wollte. —

Hellsender sprach die Ansicht aus, daß, wenn es gelänge, die Prinzessin Czartorisky und ihren schädlichen Einfluß auf einige Zeit fern von dem Könige zu halten, der Weg, auf den König, der augenblicklich sich einer großen Beliebtheit erfreue, zu wirken, doch am Ende der geeignetste sei.

Rustan schüttelte das Haupt. „Wir werden die Prinzessin nicht entfernen können. Und im günstigsten Falle, wenn wir sie entfernten, so bleibt ihr Anhang, diese mächtigen zwei Senatoren, die wie die römischen alten Senatoren den Ruf haben, unbestechlich und unbesiegbar zu sein."

„Ich fange mit Beiden Händel an," rief Ignaz, „ich steche Beide im Duell nieder." Dorothee lachte und Rustan sagte ernst: „Keine Possen, Graf. Wir sind ehrenvoll beauftragt, unserer Gönnerin und Freundin zu rathen und da müssen wir all' unsere Einsicht und Kraft zusammennehmen."

Dorothee dankte herzlich, indem sie dem würdigen Manne die Hand reichte.

„Ich habe einen Plan," sagte dieser nach einer Pause des Nachdenkens, „doch er will geprüft sein. Er ist etwas seltsam. Die Kürze der Zeit, die Nähe des Reichstags erheischt, daß wir nicht gar so wählig in den Mitteln sind, wie wir den Weg uns ebnen. Unterdessen, Fürstin, versuchen Sie es mit dem Könige. Ich höre in der Stadt bereits sprechen, daß er zu Ihren Anbetern gehöre. Dadurch dürfen Sie sich jedoch nicht allzusehr geschmeichelt fühlen, denn Seine Majestät haben viel und oft in Dero Leben angebetet."

„Lieber Rustan," sagte Dorothee in der munterstenLaune, seien Sie ruhig, ich entführe Ihnen Ihren König nicht. Möge er unter Gottes Segen Ihnen noch recht lange erhalten bleiben."

Rustan machte ein Gesicht, als wollte er sagen: „Der liebe Gott möge sich nur ja nicht geniren; wenn er ihn durchaus fortnehmen wolle, so gar zu untröstlich werde man nicht sein."

Auch Hellsender versicherte, daß er über einem Plane brüte, den er nur jetzt noch nicht mittheilen könne.

In einer der kleinen, engen, schmutzigen Straßen des finstern Judenviertels stand ein baufälliges, palastähnliches Haus in einem grandiosen Style gebaut. Es war die Residenz irgend eines kleinen Fürsten gewesen, zur Zeit als sich die lithauischen Kriegsführer mit polnischem Gelde, und unterstützt von den Anführern unter den aufrührerischen Piasten königliche Sitze in der Hauptstadt des Landes errichteten. Das Gebäude mochte aus der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts stammen, wenigstens wiesen das corps de Logis und ein Seitenflügel in diese Zeit hin, das Uebrige war neuen Ursprungs und trug Spuren öfterer Verletzungen durch Brand und Kugelregen. Das obere Stockwerk, das durch einen um's ganze Vorderhaus gehenden Balkon geschmückt wurde, stand leer, bis auf wenige Zimmer, in denen ein Kastellan wohnte, der sich von den Spenden nährte, die die Fremden ihm gaben, denen er die Gemächer zeigte und noch hier und da vorhandene Alterthümer erklärte. Die Hallen im Erdgeschoß und die bis tief in die Erde hinabreichenden, gewölbten Gänge waren in Pacht gegeben

worden und angeblich dienten sie den Vorräthen zum Ablagerungsorte, die drei bis vier benachbarte reiche Kaufleute hier angesammelt hatten. Doch die Fässer und Kisten füllten nur den Eingang der Gewölbe, und wer in diesen Räumen Bescheid wußte, fand einen Gang offen, der in das Innere des Gebäudes leitete, und durch den man in geräumige Säle gelangte, welche an den Wänden mit kriegerischen Verzierungen geschmückt und mit dem nöthigsten Bedarf an Geräthe versehen waren.

In einer dieser Hallen befand sich an dem Abende, als die Prinzessin Therese Czartorisky den Abbé Latelle absendete mit einem Auftrage, den sie nur ihm allein anvertrauen zu können behauptete, eine zahlreiche Versammlung, deren Zweck es war, patriotische Gegenstände zu verhandeln. Es hatten sich zwei Parteien hier eingefunden, die sich einander unter den Namen „die Vipern" und „die Maiglöckchen" kenntlich machten. Diese Parteien hatten sich gebildet bereits am Anfange der Regierung König Stanislaus August's, und sie waren noch vor einem Jahre in scharfer Opposition mit diesem Könige und dessen Umgebung gewesen. Unleugbar war ihr Einfluß auf den jedesmaligen Reichstag. Aus der Mitte dieser entschlossenen und gefährlichen Männer des Volks war nicht selten ein Führer emporgestiegen, der sich bis in die höchsten Regionen hinauf seinen Weg bahnte und seinen

Namen gefürchtet machte. Die „Vipern" waren die Männer der altpolnischen Verfassung, die nichts von der neuen Constitution wissen wollten, die von den „Maiglöckchen" empfohlen und unterstützt wurde. Beide Parteien vereinigten sich in dem unerhörtesten Hasse gegen russischen Einfluß, und dieser Haß war auch der Grund ihrer diesmaligen Vereinigung, indem sie sehr richtig urtheilten, daß in so kritischen Zeiten das Vaterland nicht durch Zersplitterung, sondern durch Zusammenstehen seiner Kräfte geschützt werde.

Der Abbé hatte seine elegante Kleidung abgelegt und den Kittel eines Krämers angezogen und sah in diesem Aufzuge für seine genauen Freunde sogar unkenntlich aus. Er hatte Grund dazu, sich zu verhüllen. Die Männer hier scherzten nicht, und es war mehr als einmal vorgekommen, selbst in viel ruhigeren Zeiten als die eben herrschenden waren, daß beim Tumult irgend einer Verhandlung Blut den Boden färbte, und mißfällige Mitglieder, ohne Richterspruch und Verhör, ihrer Freiheit, wo nicht ihres Lebens verlustig gingen. Wie leicht konnte es sein, daß auf diesem unterirdischen Reichstage irgend einem Gebietenden die Person und der Auftrag des Herrn von Latelle mißfiel, und daß er ihn fortschaffte auf eine Weise, wie er nicht fortgeschafft sein wollte. Ehe der Abbé also in die „Falkenburg", so nannte das Volk das öde, verlassene Haus, ein-

trat, blieb er auf der Schwelle stehen und lauschte hinter den Fässern und Waarenballen versteckt, ob aus dem Innern hervor ein allzugefährlicher Lärm tönte, als daß es rathsam hätte sein dürfen, gerade jetzt einzutreten. Es war jedoch ziemlich ruhig; man hörte nur die kräftige Stimme eines Redners, der bei dem respektvollen Schweigen seiner Zuhörer seine Sätze entwickelte und seine Gründe vorbrachte. Herr von Latelle öffnete die kleine Seitenthür der Halle und steckte vorsichtig sein Antlitz hinein. Rasch ließ er seine Augen eine Rundschau halten, ob nicht Der, den er suchte, glücklicherweise in der Nähe sitze, aber er entdeckte die rothe Nase und die kleinen, grauen Augen des ehrlichen Stephan Glinka nicht, und mußte sich schon entschließen, einen Gang zur Seite der Versammlung hinauf zu gehen, oder vielmehr zu schleichen, der von der Tribüne links zu einer verwitterten Steinfigur führte, die eine Minerva darstellte, mit einem ehemals prächtig vergoldeten Harnisch und Helme versehen. Kaum hier angelangt, fühlte er sogleich das Mißliche seiner Stellung. Wenn ein Gezänke und eine Rauferei in der Halle entstand, so war es äußerst schwer, die Minerva zu verlassen, und noch schwieriger, bei ihr auszuharren. Nur die eine große Thür des Haupteinganges war in der Nähe, allein sie konnte durch ein vorfallendes Gitter von der Tribüne aus geschlossen, und somit jede Flucht unmöglich gemacht

werden. Alle diese Besondernheiten hatte der Abbé von seinem Freunde, dem jüdischen Goldschmied, erfahren, sie waren ihm jedoch nicht im Gedächtniß gewesen, als er seinen Gang antrat, und kamen ihm jetzt in den Sinn, da es zu spät war umzukehren.

Ein junger Mann, dem Anscheine nach von kaum achtzehn Jahren, in der Kleidung eines Bauern der alten polnischen Nationaltracht, richtete so eben, als der Abbé hinter der Minerva anlangte, eine feurige Mahnung an die Versammelten, in diesen Zeiten der Gefahr vereint zu bleiben wie Brüder. Er sprach von der Größe Polen's, von seiner Macht und Tapferkeit, und wie unter allen Völkern des Nordens Polen das auserwählte Volk sei, dem eine große Zukunft und eine unermeßliche Macht vorbehalten sei. Die Stellung des Jünglings war kühn und begeistert, seine Rede klang wie das ferne Grollen der Wogen, wenn sie aus der Tiefe des Meeres herankommen, seine dunkeln Augen schossen Blitze, und sein wild gelocktes, schwarzes Haar ballte sich wie verknotete Schlangen um Stirn und Nacken. Der Redner, der zu den „Vipern" gehörte, rief begeigeistert: „Urtheilt selbst, Brüder, was ist es, das Ihr höret und sehet in diesen Tagen? Ich will es Euch sagen. Ein Fremdling kommt her, ein Italiener, und schreibt auf ein Zettelchen eine Verfassung nieder, diese soll nun die unsre sein. O

bei den Vätern! ist das Gesetz und Ordnung? Haben wir nicht unser altes Polenreich, das bestanden hat, da all' die schönen Verfassungen rund um uns her noch gar nicht existirten. Unsre Väter beschworen das Gesetz und es galt. Dabei wurde Polen groß. Wollt Ihr jetzt glauben, daß man in Paris oder London, oder in Neapel und Madrid besser weiß, was uns noth thut, als wir selber es wissen? Nein, Brüder, Das glaubt Ihr sicherlich nicht. Ihr sagt freilich, viele ehrwürdige Männer und Herren haben die neue Verfassung geprüft, und hinzugesetzt und hinweggenommen, was gut oder schädlich war nach den Bedürfnissen unsres Landes; allein haben sie das gethan, so thaten sie etwas Ueberflüssiges. Bei Gott, sie konnten ja nur nehmen was schon da war."

Auf diese Rede antworteten aus der Menge drei Stimmen mit gleicher Heftigkeit, es waren Aussprüche von drei „Maiglöckchen", die dem jungen Redner zu beweisen suchten, daß die „Alten" nicht gewußt hätten und hätten wissen können, was die Jugend und die heutige Zeit bedürfe.

Mitten unter diesen Debatten rief eine helle, kreischende Stimme, die von den Bänken der Bipern hertönte: „Seht, ein Verräther! Er hat einen ganzen Sack voll russischer Rubel bei sich!"

Sogleich erhob sich ein Tumult. Man sah Arme in die Luft gehoben, die sich mit Stöcken und Sä-

beln bewaffnet hatten. „Ich bin unschuldig! Hört mich!“ tönte eine dünne Stimme, in der der Abbé sogleich das schwache und erbärmliche Organ seines Freundes, des Juden erkannte. Die Gestalt desselben, in einen langen Kaftan gehüllt, sah man jetzt auf eine Bank erhoben, die Arme flehentlich bittend ausgestreckt. Alles schloß sich um ihn her in einen festen Klumpen. „Werft ihn nieder! Erwürgt ihn!“ schrieen die Nahestehenden. „Man kennt ihn schon längst als Spion!“ — Von neuem suchte Stephan Glinka sich seinen „achtbaren“ Brüdern verständlich zu machen, indem er zugleich mehrmals einen Ansatz nahm, die Geschichte des Sacks mit den Rubeln zu erzählen.

„Ein Spion! ein Spion!“ brüllte der Haufen und zwei starke Arme umfaßten den zitternden Mann und trugen ihn über den Häuptern der Menge weg einem Seitengange zu, der zu den „Kerkern“ lenkte. Das Geschrei des Armen war kläglich anzuhören. Da faßte der Abbé sich Muth, den Bedrängten zu retten, er konnte es ohne sich selbst der Gefahr auszusetzen. Das Papier, das ihm die Prinzessin eingehändigt, hoch emporhebend, rief er jetzt laut: „Im Namen der Fürstin Therese Czartorisky — hört!“ Alle Augen wendeten sich nach dem Sprechenden, die Bewegung in der Menge stockte. „Was giebt's?“ fragten

Einige. „Ich habe einen Auftrag der Fürstin an jenen Mann. Laßt ihn frei.“

„Wenn dem so ist,“ sagte ein mächtig großer, breitschultriger Mann, „so mag der Jude gehen. Die Czartoriskys beschützen keine Verräther.“

Stephan Glinka gelangte von seiner Höhe wieder auf den Boden herab, und fast ohnmächtig in die Arme seines Retters, der ihn umschlang und rasch dem Ausgange zudrängte.

Als Beide auf der Straße sich befanden, außerhalb des Bereiches der Gefahr, athmete der Jude wieder auf, dankte seinem Retter und trat an einen der Feuerbecken, die hier den Platz beleuchteten, um den Brief zu öffnen. Unterdessen spähte sein Gefährte umher, ob von keiner Seite Gefahr drohe. Ein Straßenkampf schien in nicht weiter Ferne statt zu finden, man hörte den Hufschlag der Pferde und verworrene Stimmen.

„Es wird gut sein, mein Freund,“ sagte Latelle, indem er den Arm des Lesenden berührte, „Du machst Dich mit dem Inhalte des Schreibens an einem ruhigeren Platze bekannt, als der ist, auf dem wir hier uns befinden.“

Der Juwelier hörte diese Worte nicht: „Gott steh' mir bei; da soll ich armer Mann den Schmuck auslösen, den die Dame versetzt hat! Und schon zu morgen Abend soll er in ihren Händen sein.“

„Da ist die große Fête bei dem Krongroßfeldherrn," bemerkte der Abbé.

„Ich armer, armer Mann!" klagte der Jude, indem er sich an einen Brückenpfeiler anklammerte und in's finstre Wasser des Kanals schaute. „Was thun? Wo das Geld hernehmen? Hätten sie mich doch da drinnen todt geschlagen, so wäre ich jetzt meiner Noth ledig. Sechstausend Dukaten! Gott Abraham's und Isaak's, und die soll der arme Jud haben! Und bring' ich nicht den Schmuck, so ist's aus mit mir; ich bekomme im Leben keinen Verdienst mehr. Die Dame ist gar gewaltig in ihrem Zorne! Gar grausamlich gewaltig."

Der Abbé schaute sich bei den lauten Klagen seines Gefährten besorgt um.

„Nun, Herr! Sagen Sie mir, was ich thun soll?"

„Den Befehlen der Prinzessin gehorchen!" erwiderte ruhig der Abbé. „Du hast ja gute Freunde, nimm das Geld von diesen."

„Gute Freunde? He! Wer hat heutzutage, wo sie sich einander auf offner Straße todtschlagen, gute Freunde?" seufzte Stephan Glinka. „Der Abraham Rutowitsch hätte bei sich wohl liegen die Dukaten, aber er ist verreiset, und kommt erst in einem Monat wieder. Aber zu was," fuhr er plötzlich heftig auf, „will die Dame den Schmuck gerade zu morgen?"

„Du hast es ja gehört, Jude; das große Fest ist morgen. Doch wenn Du das Geld nicht herbeischaffen kannst, so will ich's der Fürstin melden, damit sie einen Andern beauftrage."

„Bleibt!" schrie Stephan Glinka und fuhr sich dabei mit beiden Fäusten in's Haar, „ich sag' Euch, bleibt. Wollt Ihr, daß man mich morgen todt in meinem Bette findet und die Meinigen, Weib und Kind aus der Stadt jagt? Die Dame ist Alles im Stande zu thun, wenn ihr Wille nicht geschieht. Sie hat tausend Arme, die ihr beistehen. Ich gehe — ich will schauen, was sich thun läßt. — Sagt, daß Ihr mich krank auf dem Lager gefunden habt, daß ich aber halbsterbend gelaufen bin, ihren Auftrag auszurichten. Gott — sagt Das!"

Mit diesen Worten lief der Juwelier jammernd um die Straßenecke und verlor sich im Dunkel der Nacht. Der Abbé kehrte nicht zu der Prinzessin zurück, sondern lenkte in eine Straße ein, die zu einem schönen, mit Bildsäulen gezierten Platze führte. Hier stand der Palast des Staatsprokurators, Grafen Weliky, eines einflußreichen und hochgestellten Mannes, der im Rufe stand, ein eifriger Patriot und ein Anhänger der Partei der Fürstin Czartorisky zu sein.

Der Abbè öffnete leise die Thür des Kabinets, zu dem ein Diener, den er auf dem Gange wartend fand, ihn hingewiesen. Das Kabinet war leer,

die Thüre zum anstoßenden Gemache nur angelehnt, man konnte hören, was darin gesprochen wurde. Der Graf unterhielt sich lebhaft mit einem Manne, den der Abbé zwar nicht sehen konnte, den er jedoch an der Stimme für den kurischen Adelsdeputirten, den Baron von Horff, erkannte. Seit einiger Zeit hatte man den Baron häufig im Hause des Prokurators gesehen. Das Gespräch hatte, wie es schien, schon eine Weile gedauert; der Prokurator sagte mit einiger Heftigkeit: „Sie können nicht verlangen, Baron, daß wir der Einen zugestehen, was wir der Andern verweigert. Die Herzogin befindet sich gegenwärtig hier und bringt dasselbe Gesuch vor, das die Prinzessin Biron vorgebracht. Der Herzogin haben wir's abgeschlagen und der Prinzessin sollen wir's bewilligen? Wo wäre da ein gerechter Spruch zu finden? Unser Reichstag, glauben Sie mir, hat mit seinen eigenen Angelegenheiten genug zu thun, und die Ihres Vaterlandes sind zwar keine fremden für uns, allein sie sind im engsten Sinne doch nicht die unsrigen."

„Die Prinzessin," hub der Baron an, „wird die Aufmerksamkeit, die man ihr erzeigt, in ihrem vollen Werthe zu würdigen wissen."

„Ich hoffe es. Aber wie kommen Sie, mein geehrtester Herr, jetzt gerade dazu, so eifrig die Sache dieser Dame zu führen?" fragte der Prokurator.

Der Baron zögerte einen Augenblick mit der Antwort, dann sagte er rasch: „Offen gestanden, Excellenz, die Prinzessin wird von Rußland begünstigt."

„Von Rußland?" sagte der Prokurator überrascht. „Ich denke, Katharina ist die Beschützerin des regierenden Hauses."

„Sie war es," flüsterte der Baron. „Meine Nachrichten sind sehr genau und zuverlässig. Die Kaiserin geht mit dem Plane um, den Herzog zur Abdankung zu bewegen, um seinem Neffen, den sie am Hofe von Petersburg, unter ihren Augen erziehen läßt, das Herzogthum zu geben."

„Und wird der Adel einwilligen?" fragte der Prokurator.

„Er wird," sagte der Baron mit Bestimmtheit. „Wir wollen meinethalben Jeden Andern, nur nicht Diesen."

„Das sind Neuigkeiten, lieber Baron, die Sie mir da sagen!" bemerkte der einflußreiche Mann. „Weiß der König um diese Pläne der Kaiserin?"

„Der König?" wiederholte der Baron mit Lächeln. „Seit wann setzt man den König in Kenntniß von Dem, was in Rußland beschlossen wird?"

Der Prokurator schwieg.

Die Herren gingen im Zimmer auf und ab und näherten sich dem Kabinette. Der Abbé zog sich an die Eingangsthüre zurück und hörte nur noch

die Abschiedsworte des Prokurators, die da lauteten: „Lassen Sie mich über diese Dinge nachdenken. Wir sehen uns bald wieder.“ Der Baron ging und der Graf trat in das Kabinet. Er war zerstreut und erst nach einigen Augenblicken bemerkte er die Gegenwart des Abbé, den er mit Höflichkeit grüßte.

„Seh' ich Sie endlich einmal wieder, mein theurer Herr von Latelle! Wie geht es? was macht unsere liebenswürdige Freundin und Gönnerin, die Prinzessin Therese?“

„Ihre Hoheit bedauern,“ entgegnete der Abbé mit einer tiefen Verbeugung, „daß es ihr nicht gelungen ist, Ew. Excellenz in einer der jetzt so zahlreichen Gesellschaften zu treffen.“

„Geschäfte, Herr Abbé, Geschäfte. Berichten Sie Das der schönen Dame. Die Nähe des entscheidenden Reichstags, der für uns Alle so große, so wichtige Entschlüsse bringen wird, muß gerade mich, der ich mitten im Getreibe der Angelegenheiten mich befinde, in beständigem Zwange halten. Allein es wird eine Zeit kommen, wo ich meine Tage gänzlich dem Dienste schöner Frauen werde widmen können. Sieht die Prinzessin Se. Majestät den König noch oft?“

„Nicht mehr und nicht minder wie sie ihn stets gesehen,“ erwiderte der Abbé.

„Man sagt mir, die Majestät wäre gänzlich ge-

fesselt von dem Gaste, der an unserem Hofe weilt," hub der Graf an, indem er einen lächelnden, forschenden Blick auf den Abbé heftete.

„Excellenz meinen die Frau Herzogin von Kurland?"

„Allerdings meine ich Diese. Eine so schöne, eine so liebenswürdige Frau! Eine Frau, die berühmt ist, oder berüchtigt, wegen ihrer Eroberungen. Der jetzige König von Preußen war als Kronprinz einer ihrer begünstigten Anbeter."

„Excellenz sind sehr gut berichtet," entgegnete Herr von Latelle. „Darf ich noch Einen hinzufügen, den Ew. Excellenz auf der Liste der Verehrer dieser Schönen ausgelassen?" Diese Frage ward von einem eigenthümlichen Blicke begleitet, den der Gefragte sogleich verstand.

„Sie meinen mich, Herr Abbé? Ich gestehe, ich war verwundert, als ich die öffentliche Stimme meinen Namen in dieser Beziehung aussprechen hörte. Nichts als Höflichkeit, mein theurer Herr von Latelle, nichts als Sitte der großen Welt. Die Herzogin hat sich an mich gewendet, sie hat mich aufgesucht, um ihr bei ihren Angelegenheiten, die etwas verwickelter Natur sind, behülflich zu sein. Das ist Alles. Hat die Fürstin Therese, meine edle, liebenswürdige Freundin, etwa auch ein Wort nach dieser Richtung hin fallen lassen? Sprechen Sie, Herr Abbé, sprechen Sie!"

„Ich wage nicht, erforschen zu wollen, was Ihre Hoheit geheim zu halten für gut befindet," entgegnete vorsichtig der Gefragte. „Aber wenn es irgend Jemanden gäbe, von dem es Ihre Hoheit schmerzen würde, wenn sie sähe, daß er von der guten Sache des Vaterlandes abfiele, so wäre es Ew. Excellenz."

„Ich — abfallen? Abbé, hat sie Etwas der Art geäußert?" fragte der Graf heftig.

„Wenn sie sieht, daß Ew. Excellenz sich so offen um die Gunst der Herzogin bemüht, die unter russischem Schutze steht —" Herr von Latelle vollendete seinen Satz nicht; er lauschte, welchen Eindruck seine Worte machen würden.

„Unter russischem Schutze?" wiederholte der Staatsprokurator. „Welche Perfidie! welche Verläumdung! Ich, der ich gegen Rußland spreche und wirke — ich? der treueste und eifrigste Patriot! Gerade, daß ich mich der Frau Herzogin genähert habe, beweist, daß ich wußte, daß sie völlig von Rußland getrennt ist, noch mehr, daß Rußland ihren Untergang wünscht."

„Wenn Das ist" — hub der Abbé an und versteckte sein Lächeln hinter einer Miene von Ehrfurcht, „alsdann haben die Prinzessin und ihre Freunde nichts zu fürchten. Ich eile, ihr diese frohe Nachricht zu hinterbringen."

„Gehen Sie, Herr Abbé, machen Sie meine

Feinde und Verläumder schweigen. Versichern Sie der Prinzessin und Sr. Majestät, dem Könige, meine Ehrfurcht."

Hiermit war der Abbé entlassen, der sich sofort zu seiner schönen Gebieterin verfügte. Die Nachrichten, die er diesmal brachte, bewirkten, daß sein Empfang ein wenig besser war, wie gewöhnlich. Die Auftritte in der Versammlung im alten Schlosse machten die Prinzessin lachen, die Aufschlüsse jedoch, die der Spion über den Staatsprokurator, ihren erklärten Feinde und Widersacher brachte, gewannen ihm die volle Gunst seiner Beschützerin.

„Hab' ich ihn endlich, den Verräther!" rief die Triumphirende; „o ich wußte längst, daß er in russischem Solde war. Jetzt werde ich mit großer Sicherheit gegen ihn operiren können."

„Doch wohl, Fürstin, ohne mich bloszustellen?" warf mit großer Schüchternheit der Ueberbringer so wichtiger Nachrichten ein.

Die Prinzessin lachte höhnisch. „Dich? mein Einziger, mein Geliebter? Dich sollte ich schonen?" rief sie und schlug mit dem Fächer Jenem auf die Schulter. „Glaube mir, wenn ich Dich an den Galgen gebracht haben werde, so begehe ich einen Festtag. Vorläufig, da wir doch einmal gute Freunde sind, so nimm diesen Ring, er ist ächter, wie Du es bist." Sie zog einen Diamant vom Finger und gab ihn dem Abbé, der wieder den Willen bezeigte,

ihr die Hand zu küssen, allein wieder nicht zu seinem Zwecke kam. „Jetzt geh' und beschäftige Dich mit Seiner Majestät. Forsche aus, wo er hingeht und was er beabsichtigt. Du hast einen leichten Posten, denn Niemand verstellt sich weniger als Der, zu dem ich Dich jetzt sende."

Herr von Latelle verbeugte sich tief und ging, indem er im Vorsaal den eben erhaltenen Ring betrachtete. „Er wird doch nicht Einer von Denen sein," murmelte er vor sich hin, „die ihre Hoheit in dem linken Schubfach des kleinen Eckschrankes verwahren und die Freund Stephan Glinka zu gewissen Zwecken aus Steinen zusammensetzt, die, wie er sagt, vom Monde fallen. Das wäre übel; für einen unächten Diamanten hätte ich Se. Excellenz, den Herrn Staatsprokurator nicht hingegeben."

Die Vertraute.

Das Fest des Krongroßfeldherrn war vorüber. Es hatte der schaulustigen Menge zwei Frauen gezeigt, die mit einander im Kampfe um die größere Zahl und den Werth ihres Schmuckes waren. Die Perlen der Herzogin hatten jedoch den Sieg bei den Kennern davongetragen. Dies trug nicht gerade dazu bei, die Stimmung der Prinzessin gegen die Herzogin zu mildern. Doch äußerlich schien es, als wenn zwischen Beiden das beste Einverständniß waltete. Einen Tag um den andern ließ die Prinzessin sich nach dem Befinden der Herzogin erkundigen und einen Tag um den andern vergalt ihr dieses die Herzogin durch dieselbe Aufmerksamkeit.

Mittlerweile fand Stanislaus August sich ge-

drängt, ein mächtiges Bedürfniß seines Herzens zu befriedigen. Eines Tages erschien er bei Dorotheen ohne den Pomp der königlichen Würde und selbst, ohne sich angemeldet zu haben, was er sonst nie unterließ; er fand daher auch die Herzogin Briefe schreibend und im Negligée. Mit der Höflichkeit eines Mannes der großen Welt machte er sein Versehen gut, indem er gleich beim Eintritt sagte: „Gnädige Frau, der König schickt mich und bittet, daß Sie dem Grafen Poniatowsky einige Augenblicke Gehör schenken.“

Dorothee begrüßte also den Grafen. Man setzte sich. Die Hofdame, die gegenwärtig war, zog sich in das Nebenzimmer zurück; die Thüren desselben blieben aber offen. Obgleich im Winter, war Dorotheens Zimmer einem Garten im schönsten Schmucke des Frühlings ähnlich, eine solche Anzahl blühender Stauden und Gewächse hatte die Aufmerksamkeit ihres königlichen Wirthes ihr gespendet. Unter einer Laube von Orangenzweigen, gemischt mit Myrthen und Lorbeeren, nahmen Beide Platz. August's Miene zeigte Kummer und Niedergeschlagenheit. Nach einigen gleichgültigen Worten und bei Gelegenheit eines tief geschöpften Seufzers Sr. Majestät fragte dessen liebenswürdiger Gast theilnehmend, ob ein verschwiegenes Leiden die Seele des edlen Mannes bedrücke. August ergriff die Hand Dorotheens und entgegnete mit einer

äußerst sanften Stimme: „und wenn Dem so wäre? Dürfte ich denn hoffen, für meine Klagen ein offenes Ohr zu finden?“

„Nicht allein Das, sondern ein mitfühlendes Herz, Sire,“ erwiderte rasch Dorothee.

„Nennen Sie mich nicht so, Herzogin, nennen Sie mich Graf — oder nennen Sie mich — Ihren Freund!“ rief Stanislaus mit jenem Ausdruck von Weichheit und Innigkeit, der in den Tagen seiner Blüthe den schönen Mann noch schöner gemacht, der ihn jetzt, da diese Blüthe vorbei war, ein wenig einem Gecken ähnlich machte, doch nicht so viel, daß es ihm geradezu geschadet hätte. Dorothee schlug die Blicke nieder und entgegnete: „Sprechen Sie, Graf.“

„Ich suche nach Fassung,“ stammelte August mit einer sehr gut erkünstelten Schüchternheit, „und fürwahr ich finde sie nicht. Man rühmt meine Beredsamkeit, sie ist aber nur Sache des Kopfes, — will ein wärmeres, heiligeres Gefühl Worte sich bilden, so legt die Furcht, dem Gegenstande meiner Anbetung zu mißfallen, der Zunge unzerbrechliche Fesseln auf. Doch es muß gewagt sein, meine Tochter — meine Freundin! Wahrlich Sie sind zu dem rechten Zeitpunkte erschienen, um einen bekümmerten, tief verwundeten Geist aufzurichten und sein erblindetes Auge wieder dem Glanze der Hoffnung zugänglich zu machen. Reden Sie offen, theure Freundin, wie

finden Sie mich, wie finden Sie die Verhältnisse, in denen Sie mich sehen?"

Diese Frage setzte Dorotheen in Verlegenheit, sie durfte nicht die Wahrheit sagen, denn sonst hätte sie offen gestehen müssen, daß ihr die ganze Existenz des Königs als eine unwürdige erschienen, daß sie um keinen Preis der Welt an seiner Stelle hätte sein mögen. Da dies aber nicht ausgesprochen werden durfte, das gefühlvolle und weiche Herz Dorotheens übrigens das herzlichste Mitgefühl mit dem Manne hatte, so sagte sie, den eigentlichen Kern der Frage umgehend, daß ein Privatmann, zu dem Glanze des Thrones gelangt, sich unmöglich mit größerer Würde als Fürst, wie mit schönerem Erfolge als Dichter und Gelehrter zeigen könne.

„Sie erinnern mich daran," sagte August, „daß ich nicht als Fürst geboren bin und wollte Gott, man hätte mich gelassen, wo ich war. Ich hätte dann ein Leben führen können, wie ich es wünsche, anstatt daß ich jetzt mit einer Existenz mich beladen fühle, die mir nur die Last, nicht den Glanz der Krone eingebracht hat."

Dorothee fühlte, daß sich hierauf nichts erwidern ließe, und August fuhr fort: „Ich liebe mein Vaterland, ich vergöttere es, meine edelste Habe, mein werthvollstes Gut ist es, und — o Gott, ich bin gezwungen, ihm nur halb zu dienen, sein Interesse

nur schwach und zerstückelt zu fördern. Ein Scepter ist in meine Hand gegeben, allein wann ich es gebietend erheben will, knickt es wie ein Blumenstengel zusammen. Unter meinen Augen muß ich dulden, was ich verabscheue und was ich doch nicht hindern kann."

„Herr Graf, Sie sehen zu schwarz," sagte Dorothee mit heiterer Miene.

„Nein, nein!" erwiderte August, „ich sage lange noch nicht Alles. Ein Gefühl der Schaam, der Erbitterung, des Kummers hält mich ab, die ganze Fülle meiner Leiden aufzudecken. Aber fragen Sie, schöne Frau, meine einsamen Nächte, fragen Sie die Stunden, in denen man mich allein läßt, allein mit meinem Elend. Aus den Fenstern meines Palastes höre ich, wie in rauschenden Festen meine Freunde des Lebens sich freuen; ich höre den Jubel der Feste, das Klingen der vollen Becher, ich höre Scherz und Lachen — und ich sitze, das Haupt gebeugt, einsam an der nächtlichen Lampe, ach — und denke der Tage, die einst waren. Ich sehe im Geiste den jungen kühnen Mann, wie er rasch die Laufbahn des Ruhmes betritt, wie er in eine Welt voll Glanz und Siege jugendstürmend eintritt. Und dieser junge Mann bin ich. Darauf erblicke ich den glücklichen, jungen Diplomaten, dem spielend schwer zu lösende Probleme gelöst in den Schooß fallen, der in der Schule alter, geübter

Weisheit lernend, Triumphe sich bereitet, die die Welt staunen machen. Ach — und endlich! ich sehe einen kühnen und glücklichen Geliebten, der sich im Sturme eine schöne Frau, durch deren Locken sich ein Diadem windet, erbeutet, der gewagt und tollkühn Abenteuer besteht, die kein Ritter der Tafelrunde romantischer und gefahrvoller bestand — Ach! und Alles dieses bin ich. Herzogin, fassen Sie Das? Wenn ein Mann kummervoll und gebeugt in stillen Mitternächten dasitzt und sich sagen muß: Einst zu so Herrlichem berufen und nun so tief in den Staub gezogen!"

Dorothee wollte Etwas erwidern, doch der König hielt sie zurück, indem er rasch fortfuhr: „Sagen Sie mir nicht, daß ich König bin. Sagen Sie Das nicht! Was ist diese Krone, die ich trage; wie trage ich sie, und wer gab sie mir?"

Bei den letzten Worten verzog sich das Gesicht des Klagenden in eine Miene grenzenlosen Schmerzes. Er hielt inne und lehnte sich in die Polster des Sopha's zurück. Unglücklicherweise und gleichsam spottend wölbte sich ein Lorbeerzweig über die Stirne dieses jammernden Königs. Es war der Gegenstand seiner Klagen ein so zarter und so wenig zu Erörterungen geeigneter Punkt, daß Dorothee völlig in Verzweiflung war, nicht wissend, was sie hierauf erwidern sollte. Zum Glück hielt August dieses Stummsein seiner Vertrauten für ein Zeichen

ihres so lebhaft angeregten Mitgefühls, daß ihre Sprache dadurch gefesselt worden.

„Als ich die Stufen dieses Thrones bestieg," fuhr der König fort, „glaubte ich fest, ihn durch Tugenden, denen der größten Fürsten gleich, zieren zu können. Erhabene Muster hatte ich dicht vor mir: Friedrich's Größe, die Erfolge seiner glänzenden Königslaufbahn zogen mich an. Ich wollte mein Vaterland einig und stark machen und als der Erste dieses starken und einigen Landes wollte ich dastehen. Denen, die mir diese Krone gaben, wollte ich zeigen, daß unter all' den Edlen, die darum warben, sie den Edelsten gewählt. So dachte der Graf Poniatowsky, so wollte der König Stanislaus August handeln. Aber Arglist hatte meine Wahl geleitet, Falschheit und Verrath hatten die Maske der Freundschaft vorgebunden, ich sah mich und mein Volk von Der getreten, die ich meine großmächtige Bundesgenossin nannte, die — ach! — einst die Geliebte meiner Jugend war. Ja, Herzogin, diese Stunde löst jede Fessel des Vertrauens, ich sage es offen, der Freundin vertraue ich's an: Katharina ist die Quelle meines Elends, meines namenlosen Schmerzes."

Bei diesen Worten war der schöne, stolze Mann zusammengesunken und hielt die Hände auf's Kniee gefaltet, den Kopf tief auf die Brust gesenkt. Dorothee warf einen flüchtigen Blick in's Nebenzimmer

und bemerkte mit Befriedigung, daß das junge Mädchen sich entfernt hatte. Es hatte also Niemand als sie allein diese für einen König und einen Mann gleich demüthigenden Geständnisse gehört. Beim Beginn des Gespräches hatte Dorothee gehofft, es würden die gewöhnlichen Klagen vorgebracht werden, die durch die gewöhnlichen Tröstungen in Form eines unterhaltenden, die Farbe des Vertrauens annehmenden Geplauders beseitigt zu werden pflegen, jetzt sah sie aber, daß ein wirkliches Leid um Mitgefühl und Vertrauen bat. Sogleich war sie in innigster Hingebung bereit, so herzlich und so offen ihre Trostgründe vorzubringen, als sie irgend vermochte. Mit einem Blicke ihrer treuen, schönen Augen sah sie mit so gütevoller und herzlicher Theilnahme auf Den, der sich ihren Freund nannte, daß August, wenn es ihm auch weniger Ernst um seine Bekümmernisse gewesen wäre, als es ihm in der That war, hätte zum größten Dankgefühle hingerissen werden müssen.

„Sie haben mich Ihre Freundin genannt, theurer Graf," sagte sie, „so lassen Sie mich auch als eine solche zu Ihnen sprechen. Ihr Geist ist getrübt, Ihr Sinn bekümmert, und Sie schreiben dieses den Schicksalen zu, die Sie persönlich betroffen, während Sie die Zeit anklagen sollten, die diese unseligen Spaltungen und Verhältnisse hervorruft und begünstigt. Der Weiseste der Sterblichen,

glauben Sie mir, theurer Graf, würde in so trostlos zerrissenen Tagen, wo die Besten und Edelsten irre werden an menschlicher Größe und Tugend, wahrlich nicht sicherer und leichter die Last der Krone tragen, als Sie sie tragen."

„Welche Worte des Trostes!" seufzte Stanislaus August. „Sie sind ein Engel, Herzogin! Sie sind gekommen, um mich vom Untergange zu retten!"

„O Sire, nicht diese Sprache der Muthlosigkeit, sie paßt weder für Polen's tapfersten Krieger wie für dessen weisesten Regenten."

„Rathen Sie mir, theure Freundin, was thun, was beginnen?"

Dorothee fühlte sich in Stelle des so zaghaft Sprechenden erröthen. „Ich erlaube mir nicht," sagte sie nach einer Pause, „Ew. Majestät Winke über ihr künftiges Betragen zu geben, doch, wenn es mir vergönnt ist, meine schwachen Einsichten vor Ihren Blicken darzulegen, so möchte ich vor allen Dingen Standhaftigkeit im Beharren des nun einmal fest ausgesprochenen Willens Ew. Majestät vorschlagen. Sire, Sie haben jetzt den Kampf mit Ihrem erbittertsten Feinde begonnen, lassen Sie ihn nicht wieder fallen. Wagen Sie das Aeußerste. Stellen Sie sich muthvoll an die Spitze Ihrer Getreuen und zeigen Sie dem Doppeladler, daß Sie seine Klauen nicht fürchten. Ein blutiger Kampf wird's

werden, allein ein hoher Preis ist zu erringen, die Selbstständigkeits Polen's und — ich darf hinzusetzen — Ew. Majestät. Sie werden aufhören, Vasall eines Reiches zu sein, dem Sie Nichts verdanken als die Zustimmung zu Ihrer Wahl. O Sire, nicht Rußland, die Liebe Ihrer Landsleute, die Achtung, in der das Haus Poniatowsky steht, hat Sie auf den Thron berufen. Fühlen Sie die Bedeutung, der Erste unter solch' einem Volke zu sein, und Sie werden mit den freudigsten Hoffnungen in den Kampf gehen."

Stanislaus hatte mit Aufmerksamkeit diesen Worten zugehört und heftete jetzt seinen Blick mit Bewunderung und Zärtlichkeit auf die schöne Rednerin. „Es sei!" sagte er endlich entschlossen, „ich überwinde alle Rücksichten, ich zeige der Falschen, daß jedes Band zwischen ihr und mir zerrissen ist, ich trete ihr im offenen Kampfe entgegen."

„Und der weiße Adler wird siegen!" fügte Dorothee mit Begeisterung hinzu. „Ich werde die Erste sein dürfen, die Ew. Majestät meine Glückwünsche zu einem freien König und einem freien Volke bringt."

Der König erhob sich, er hatte Thränen im Auge, er wankte und endlich schloß er mit einer stürmischen Bewegung die Herzogin in die Arme. Sie wand sich so graziös und schonend wie möglich aus diesen Armen los und August senkte seinen

Blick wieder mit kummervollem Ausdrucke zu Boden. „Sie sind nicht ganz die Meine," sagte er, „Sie haben mich getröstet, wie Sie jeden Unglücklichen, der sich zu Ihnen geflüchtet, getröstet haben würden. Aber ach, mein Herz, verlangt mehr. Ich will im Besitz des Ihrigen sein."

„Sie sind in diesem Besitze, Sire, mehr vielleicht, als Sie es glauben."

„Alsdann lassen Sie diese Stunde nicht die letzte zwischen uns sein," sagte er wieder im muthvollen Tone. „Ich bin verlassen von Allem, Herzogin, was meinem Geiste Muth, meinem Herzen Wärme ertheilen kann, Sie können mir Beides gewähren."

„Wenn mir Das gelingen sollte, Sire, so werde ich die Stunden segnen, wo ich die Grenze Ihres Reiches überschritt." Jetzt folgten Abschiedsverbeugungen, die wieder etwas Förmliches an sich hatten, denn im Nebengemache zeigten sich die Oberhofmeisterin und die Hofdame der Herzogin.

„Welche Nachricht soll ich dem Könige bringen?" fragte August leise.

„Meinen tiefgefühltesten Respect," entgegnete Dorothee lächelnd, „und ich ließe Se. Majestät bitten, den Grafen Poniatowsky nicht zu hindern, im Fall er Lust bezeigte, mich zu besuchen."

Als August fort war setzte sich Dorothee wieder an den Schreibtisch, allein sie fand den Faden nicht, um die begonnenen Gedanken fortzuführen. Die

eben bestandene Scene hatte sie doch mehr erschüttert, als sie sich selbst gestehen wollte. Die ganze Liebenswürdigkeit und die ganze Schwäche eines Mannes hatte sich ihr kundgegeben und sie wußte nicht, wohin sie ihre Gefühle lenken sollte. Sie war bereit zu entschuldigen und dann wieder berührte ihre starke Natur der Widerwille gegen Unentschlossenheit und Feigheit. Sie zog das Medaillon, das sie nie ablegte, mit dem Bilde ihres Vaters, hervor und unwillkürlich sprach sie die Worte: „Du warst doch ein ganz anderer Mann!“ —

Hellsender ließ sich melden und brachte eben nicht erfreuliche Nachrichten. „Ich begreife nicht,“ sagte er unter Andern, „was vorgefallen sein muß, der Staatsprokurator ist plötzlich gegen uns. Er empfing mich heute kalt, fast abweisend, und ließ deutlich merken, daß von ihm Nichts für unsere Sache zu hoffen sei.“

„Beruhigen Sie Sich, lieber Hellsender,“ sagte Dorothee, „diese Polen sind heute so, morgen anders.“ —

„Er empfängt Besuche von dem Baron Horff,“ fuhr der Legationsrath fort, „und seit einigen Tagen hat man die Prinzessin Biron bei ihm gesehen.“

„Er ist klug,“ entgegnete Dorothee. „Er sieht weiter als Tausend Andere; er erblickt die Personen und Ereignisse, die noch hinter den Coulissen stehen.“

„Wie versteh' ich Das, Hoheit?“ fragte der Vertraute.

„Wir sind unter uns,“ hub Dorothee nach einer Pause an, „ich will Ihnen also meine Meinung nicht vorenthalten. Alles, was Sie hier sehen, sind Seifenblasen; sie zerplatzen beim ersten Windhauch. Es ist unmöglich, daß ein solches Reich, wie ich es jetzt erblicke und beobachte, Bestand hat, es muß seinen Feinden zur Beute fallen, und diese Feinde operiren sehr geschickt und thätig. Betrachten Sie diese Menge von Conföderationen, die sich offen und heimlich bekriegen; welche Constitution, und sie mag die Beste von der Welt sein, kann hier Ruhe und Ordnung stiften; es kann dies nur das Schwerdt, und zwar das Schwerdt in der Hand des Mächtigen, und wer dieser hier ist, Das, glaube ich, wissen wir Beide recht gut, und der edle Herr Graf Staatsprokurator scheint es auch sehr gut zu wissen.“

„Alsdann wäre unser Aufenthalt hier vergeblich!“ sagte Hellsender kleinlaut.

„Er ist nicht vergeblich!“ entgegnete Dorothee. „Ich habe mir ein Ziel vorgesetzt, das ich erreichen will. Wenn es aber erreicht ist, ob dann mein Triumph und die Vortheile, die damit verbunden sind, von Dauer sein werden, das ist eine andere Frage.“

„Ich habe Ew. Hoheit den Bericht über die Summen vorzulegen, die ich in den letzten Tagen

verausgabt," hub der Rath wieder an und brachte ein Papier aus der Tasche. Dorothee nahm es und überblickte die einzelnen Posten. „Wir haben viel ausgegeben," hub sie an, „lieber Hellsender, wir müssen sparsamer sein, der Herzog wird uns Vorwürfe machen."

„Es sind die allernothwendigsten Bestechungen," bemerkte der Rath.

„Ich glaub' es. Haben Sie mit unsern Pferden etwas ausgerichtet? Ich hoffe, Ihr Commissionair hat die gute kurische Race ganz besonders herausgestrichen."

„Wir sind sie alle losgeworden," tönte die Antwort, „und ich habe um einen neuen Transport gebeten."

„Ich finde hier einen sonderbaren Posten," fragte Dorothee, lächelnd das Papier übersehend, „an die Frau Fürstin, Bettlerin am Palast der Prinzessin Czartorisky. Was ist Das? Eine Fürstin Bettlerin im Hause einer Prinzessin."

„Diese Alte," erklärte Hellsender, „ist eine wichtige Person in ihrer Art.. Wie es hier in Polen Sitte ist, daß man nie weiß, ob man, wenn man einem Bettler in Lumpen, der Einen nachgehinkt kommt, ein Almosen giebt, nicht dieses einem Abkömmling der ältesten Familien hinwirft, so behauptet auch diese Bettlerin von dem alten Königsgeschlechte der Jagellonen abzustammen und trägt ihr Elend mit einem solchen

Stolze, daß ihre Blicke und Manieren einer Kaiserin abgeborgt zu sein scheinen. Sie müssen sie selbst sehen, gnädigste Frau, es ist dies ein Beitrag zur Menschenkenntniß. Ich habe sie bestochen und seit dem meldet sie mir, wer im Palast ein- und ausgeht."

„Eine Fürstin in Lumpen!" bemerkte Dorothee. „Das werden wir stolzen Kronenträger vielleicht einmal Alle sein. Was bedeutet dieses Zeichen bei dem Namen dos Senators, Fürsten Lumirsky?"

Hellsender stockte und wollte nicht mit der Sprache heraus; auf wiederholte Fragen sagte er endlich: „Dieser Mann ist sehr wichtig. Er bringt das Programm des Reichstages in Ordnung und setzt auf's Papier, welche Angelegenheiten zur Sprache kommen sollen Wenn wir es nur erreichen, daß wir auf dem Programm stehen, so haben wir schon viel gewonnen."

„Nun," rief Dorothee lebhaft, „so wollen wir denn machen, daß wir darauf stehen. Was zucken Sie die Achsel?"

„Der Herr Fürst sind etwas habgierig; unter tausend Dukaten können wir ihn nicht bestechen."

„Das ist viel."

„Aber," hub Hellsender wieder an, und sendete einen zweifelhaften Blick auf die Herzogin, „der alte Fürst ist zugleich sehr galant und prahlt mit seinen Eroberungen. Wenn sich daher Ihro Durch-

laucht entschließen könnten, ihm einen Besuch abzustatten —"

„Wir wollen es überlegen, lieber Hellsender. Tausend Dukaten meinem armen Vaterlande erspart, und dafür ein paar Minuten bei einem alten Gecken zugebracht, dem man durch diesen Besuch schmeichelt! Es wäre fast Unrecht, wenn wir hier schwankten. Ich will ihm schreiben und meinen Besuch anmelden. Er wird ohne Zweifel dann kommen, um mir seine Aufwartung zu machen. Ich werde dann Sorge tragen, daß man diese interessanten Besuche im Publikum erfährt."

„Dafür wird er schon selbst Sorge tragen, Hoheit!" sagte der Rath auf's freudigste bewegt. „Aber, Herzogin, ich muß bemerken, es ist der häßlichste Mann, der existirt, schief, verwachsen, einäugig."

„Thut Alles nichts. Ich suche auch keinen Adonis. Wie, Hellsender, Thränen im Auge? Was ist Ihnen?"

„Bewunderung, Herzogin, innige Bewunderung für Frauengröße, wie ich sie bisher noch nie gekannt, nie hoffte, sie je zu finden!" rief Hellsender.

„Sie sind ein Thor!"

Mit der heitersten Miene reichte sie ihm die Hand, die er küßte während sie freundschaftlich die seine drückte.

„Was haben Sie aus mir gemacht!" fuhr er

begeistert fort. „Ich diente dem Mammon; nur auf Erwerb war mein Sinn gerichtet. Das Bessere und Höhere im Menschenleben und im Menschenverkehr — durch eine edle, großdenkende und großhandelnde Frau hab' ich es kennen gelernt."

„Die Schule des Lebens hat uns Beide gebildet," sagte Dorothee, „der Eine hat mehr, der Andere weniger den Zufälligkeiten zu danken, die fördernd auf uns eingewirkt. Beruhigung ist es für einen Geist, der redlich strebt, nicht daß seine Thaten Erfolg haben, sondern daß es seine Thaten sind, hervorgegangen aus einem treuen, dem Guten, Schönen und Wahren zugewendeten Sinne. So lassen Sie uns denn weiter fortfahren zu wirken; ich fürchte, es werden noch dunkle Tage kommen."

Dorothee sagte diese Worte aus voller Ueberzeugung. So heiter und so sicher, wie sie sich der Welt zeigte, war sie in den Stunden der Einsamkeit nicht. In diesen Stunden überwältigte sie das Gefühl, in einer perfiden, alle Grundsätze der Wahrheit und das Recht verleugnenden Gesellschaft zu leben. Sie sah käuflich, was nie käuflich sein sollte, sie sah schwach und feig, was stark und fest sein sollte, und endlich erblickte sie das Vertrauen, die sichere Basis des Glückes aller Völker, untergraben durch den Hohn und das freche Spiel, das Eigennutz und Selbstsucht der Herrschenden übten. „Sollte es also wirklich wahr sein," sagte

laucht entschließen könnten, ihm einen Besuch abzustatten —"

„Wir wollen es überlegen, lieber Hellsender. Tausend Dukaten meinem armen Vaterlande erspart, und dafür ein paar Minuten bei einem alten Gecken zugebracht, dem man durch diesen Besuch schmeichelt! Es wäre fast Unrecht, wenn wir hier schwankten. Ich will ihm schreiben und meinen Besuch anmelden. Er wird ohne Zweifel dann kommen, um mir seine Aufwartung zu machen. Ich werde dann Sorge tragen, daß man diese interessanten Besuche im Publikum erfährt."

„Dafür wird er schon selbst Sorge tragen, Hoheit!" sagte der Rath auf's freudigste bewegt. „Aber, Herzogin, ich muß bemerken, es ist der häßlichste Mann, der existirt, schief, verwachsen, einäugig."

„Thut Alles nichts. Ich suche auch keinen Adonis. Wie, Hellsender, Thränen im Auge? Was ist Ihnen?"

„Bewunderung, Herzogin, innige Bewunderung für Frauengröße, wie ich sie bisher noch nie gekannt, nie hoffte, sie je zu finden!" rief Hellsender.

„Sie sind ein Thor!"

Mit der heitersten Miene reichte sie ihm die Hand, die er küßte während sie freundschaftlich die seine drückte.

„Was haben Sie aus mir gemacht!" fuhr er

begeistert fort. „Ich diente dem Mammon; nur auf Erwerb war mein Sinn gerichtet. Das Bessere und Höhere im Menschenleben und im Menschenverkehr — durch eine edle, großdenkende und großhandelnde Frau hab' ich es kennen gelernt."

„Die Schule des Lebens hat uns Beide gebildet," sagte Dorothee, „der Eine hat mehr, der Andere weniger den Zufälligkeiten zu danken, die fördernd auf uns eingewirkt. Beruhigung ist es für einen Geist, der redlich strebt, nicht daß seine Thaten Erfolg haben, sondern daß es seine Thaten sind, hervorgegangen aus einem treuen, dem Guten, Schönen und Wahren zugewendeten Sinne. So lassen Sie uns denn weiter fortfahren zu wirken; ich fürchte, es werden noch dunkle Tage kommen."

Dorothee sagte diese Worte aus voller Ueberzeugung. So heiter und so sicher, wie sie sich der Welt zeigte, war sie in den Stunden der Einsamkeit nicht. In diesen Stunden überwältigte sie das Gefühl, in einer perfiden, alle Grundsätze der Wahrheit und das Recht verleugnenden Gesellschaft zu leben. Sie sah käuflich, was nie käuflich sein sollte, sie sah schwach und feig, was stark und fest sein sollte, und endlich erblickte sie das Vertrauen, die sichere Basis des Glückes aller Völker, untergraben durch den Hohn und das freche Spiel, das Eigennutz und Selbstsucht der Herrschenden übten. „Sollte es also wirklich wahr sein," sagte

ten. Nirgends erblickte das Auge die Insignien der fürstlichen Würde. August selbst war einfach in einen braunen Rock mit Stickerei gekleidet und sein volles Haar fiel, wenig mit Puder gemischt, in einzelnen Locken auf die Schultern, während es auf den Nacken, in eine schwarzseidene Schleife zusammengeknüpft, ebenfalls ungekünstelt niederhing. Wenn man den König im Strahle des Tageslichtes und im vollen Gala-Anzuge sah, so konnte man bemerken, daß er nicht mehr jung war, hier in der weichen und gedämpften Beleuchtung einiger durch Schirme verdeckter Candelaber, in so ungezwungener und doch gewählter Kleidung, mit dem sanften Feuer der Augen, die ihm die Natur, und der Röthe der Wangen, die ihm die Kunst gegeben, sah dieser verführerische Mann wie ein Jüngling aus, den Nachtwachen und poetische Träumereien um seine volle Frische gebracht hatten. Man konnte in Ton und Miene unmöglich sanftere Reize gelegt finden, als sie hier sich zeigten. Jede Bewegung war Anmuth und Grazie.

Die ersten Augenblicke waren der Betrachtung und Besprechung von Kunstgegenständen gewidmet, die in großer Menge vorlagen. Die Fürstin entfernte sich und nun lenkte der König auf den Gegenstand ein, der ihm am Herzen lag, und erbat sich von neuem Trost und Rath von Dorotheen. Diese nahm die Gelegenheit wahr und nannte ihm

einige Personen seiner Umgebung, die sie hatte als ihm treu ergeben rühmen hören. Doch unwillig erwiderte August: „Sie irren, theure Freundin, wenn Sie mich von guten Einflüssen umgeben wähnen. Arglist und Kabale drängen sich in meine Nähe. Wie glücklich bin ich, daß ich diese Stunden des Alleinseins mit Ihnen mir erobert habe, ich will Ihnen meine geheimsten Gedanken sagen, wie mir meine Umgebung erscheint. Vor allen die Prinzessin Therese —"

Der König stockte hier, er wandte sich halb zur Seite und schien nach dem Vorsaale hin zu lauschen. Von dort her tönte ein leises Geräusch. —

„Sollte Jemand es wagen," sagte August, „gegen meinen gemessenen Befehl hier einzudringen!"

Das Geräusch wurde lebhafter und bestand in zwei Stimmen, von denen die eine leise und umständlich Vorstellungen machte, die andre kurz und entschieden antwortete.

„Sie ist es!" rief der König, und eine finstre Wolke von Zorn flog über diese so glatte Stirn. Ein Ausdruck von Schmerz und Wuth zuckte rasch vorübergleitend um den Mund. „Sie kommt! Sie ertrotzt den Eingang."

Die Vorhänge der Thüre öffneten sich und graziös lächelnd stand, wie eine junge Nimphe, die einen Faun belauscht, die Prinzessin auf der Schwelle. Sie sagte nichts, sie spielte mit dem Fächer und

sah abwechselnd den König und dann die Herzogin mit einem unbeschreiblichen Ausdrucke von Glück und Heiterkeit an.

Der König trat ihr entgegen und rief: „Welch' ein glücklicher Einfall, Prinzessin? So eben sollte mein Diener zu Ihnen eilen, um Sie zu bitten mit der Frau Herzogin zusammen, einem armen Kranken Ihre Zeit zu schenken."

„Die Ungeduld, von Eurer Majestät Befinden Nachricht zu erhalten, hat mich her getrieben," entgegnete die Prinzessin. „Nun seh' ich aber, daß mein Platz schon auf's Beste ausgefüllt ist. Erlauben Eure Majestät, daß ich mich dann wieder entferne."

„Das werde ich nie zugeben," nahm Dorothee das Wort. „Ich bin es, deren Gegenwart jetzt als überflüssig erscheint." Hiermit erhob sie sich, um Abschied zu nehmen.

„Meine Damen bringen Sie mich nicht von Sinnen!" rief August in einem Anfalle komischer Verzweiflung. „Jetzt wollen Sie Beide gehen."

Man lachte und man blieb.

Da die Prinzessin behauptete, von Bildern, Büchern und Kunstwerken nichts zu verstehen, setzte man sich mit Zuziehung der alten Fürstin an den Spieltisch. Das Gespräch war anfangs nicht sehr belebt, denn August konnte oder wollte den Aerger, über seine fehlgeschlagenen Hoffnungen nicht ver-

stecken, die Heiterkeit der Prinzessin, die in ihrer besten Laune zu sein schien, machte aber bald, daß unter Scherzen und Lachen weiter gespielt wurde. Als man die Karten hingelegt, wählte man die Musik zur Abendunterhaltung. Die Prinzessin trug einige italienische Arien mit einer Meisterschaft vor, die Dorotheens vollen Beifall errangen. Jetzt sollte auch sie singen und mit der Miene wahrer Bescheidenheit, ohne Zwang, gestand sie, daß es ihr unmöglich sei, nach einem solchen Vortrage, ähnliche Piecen vorzubringen. „Doch wenn Ew. Majestät befehlen," setzte sie hinzu, „so will ich ein paar kurländische Volkslieder singen; diese hoffe ich mit Ehren zu Stande bringen zu können." Es geschah und obgleich Niemand unter den Zuhörern, denn das ganze Gespräch wurde natürlich französisch geführt, die Worte des Liedchens verstand, so ärntete es dennoch durch die Naivetät und Lieblichkeit, mit der die Melodie sich bewegte, großen Beifall ein. Der König ließ sich die Worte erklären. „Wenn Ew. Majestät wissen," sagte Dorothee, „was eine Heuerndte ist, so werden Sie auch erklärlich finden, daß dies eine passende Gelegenheit bietet, einen jungen Mann mit seiner Geliebten zusammenzuführen. Es ist Abend, die Arbeit ist bereits gethan und, wie unser Lied erzählt, finden sich Hans und Grete hinter einer mächtigen Heupyramide zusammen, um sich unbelauscht ihre kleinen Geheimnisse anzuver-

trauen, und ein künftiges Stelldichein zu verabreden."

„Ach" — rief der König — „die Glücklichen! Sie sind nicht in Gefahr, in ihren schönsten Stunden durch die Dazwischenkunft eines Dritten gestört zu werden."

„Dennoch, Sire, sie werden gestört. Grete hat eine Nebenbuhlerin, und diese schleicht sich heran und wirft den Heuthurm um, so daß unter Scherz und Lachen das ganze Dorf die halbverschütteten Liebenden sich aus dem Heu hervorarbeiten sieht."

„Das ist sehr artig," sagte die Prinzessin mit einem Blick auf den König. „Man muß die Treulosigkeit bestrafen, sie mag statt finden wo sie will."

„Wer sagt Ihnen, Prinzessin," bemerkte der König in demselben Tone, „daß Hans treulos war; er konnte sich noch nicht in seiner Wahl entschieden haben, und dieser Abend gerade war es, der ihn für immer an Grete fesselte."

Dorothee, um diese Wendung des Gesprächs abzuschneiden, trug schnell noch ein Liedchen vor, das diesmal keiner allegorischen Deutung fähig war, das ganz einfach die Freuden des Landlebens schilderte, und in dem kein umgestürzter Heuhaufen vorkam.

Der König wühlte in den Notenblättern und zog ein kleines, zierlich beschriebenes Blatt vor, das er Dorotheen auf's Pult legte und sie bat, es zu

spielen. Es enthielt ein Duett zwischen einem Krieger, der in die Schlacht zog, und seiner Geliebten, von der er Abschied nahm. Die Prinzessin sang die Stimme des Mädchens, der König die des Soldaten. Als er an eine gewisse Stelle kam, vermochte er nicht weiter zu singen; er zog sein Tuch hervor und hielt es vor die Augen. Die Prinzessin bat Dorotheen leise, das Blatt bei Seite zu legen. „Nein, nein!“ rief Stanislaus August, „ist es denn so unmännlich, Gefühl zu zeigen, und darf ein Soldat nicht an die schönsten Momente seines Lebens sich erinnern? Sie waren es, Therese, an die ich dieses Abschiedswort richtete.“

„Ich werde das nie vergessen, Sire,“ entgegnete die Prinzessin, aber mit einer so kalten und tonlosen Stimme, daß Dorothee in diesem Augenblicke, ohne im geringsten an ihre eigene Betheiligung in diesem Streite zu denken, dem König Recht geben mußte, daß er sich von einem Wesen so selbstischer und herrischer Natur abwandte. Der König schien ganz Dasselbe zu empfinden, denn er nahm mit einer Art Unwillen das Blatt und warf es unter die andern. „Es ist vorbei,“ sagte er, „auch Das ist hin! Wie oft habe ich diese grausamen, entsetzlichen Worte in den letztvergangnen Jahren meines Lebens ausrufen müssen.“

Es wurden Erfrischungen hereingetragen, und bei einem Glase perlenden Champagners, nahm die

Prinzessin ihre unwiderstehliche, frohe Laune wieder an. Nie war ein kleines Souper muntrer hingebracht worden. Nimmer hätte man errathen können, wenn man diese lachenden Mienen, diese witzigen Worte hörte, daß hier zwei Frauen waren, die in heftiger Fehde mit einander begriffen, und von denen die Eine das Bewußtsein hatte, daß der heutige Abend ihren eignen Fall und den Triumph der Gegnerin entschieden habe; und daß der Mann, um dessen Besitz es sich hier handelte, unter den hundertfach sich wiederholt habenden Fällen, wo er sein Herz verschenkte, an diesem Abende zuerst sich gestand, eine unauslöschliche und feste Leidenschaft zu empfinden. Aber so verschleiert und umhüllt der Schein stets die Wahrheit in dem Verkehr der großen Welt.

Die Maske, die die Prinzessin vorgenommen hatte, wurde ihr zuletzt doch so lästig, daß sie, als sie im Begriff stand in den Wagen zu steigen, einer Ohnmacht nahe war. Der Schmerz, sich überwunden und verdrängt zu sehen, die Ueberzeugung, daß es Einen gab, der es wagen durfte; ihr Widerstand zu leisten, und endlich das Gefühl ohnmächtiger und nutzloser Rache brachten diese, an Siege und Triumphe gewohnte Frau an den Rand des Verderbens. Zu Hause angelangt befiel sie ein heftiges Fieber.

Auch der König war nicht ruhig. Schwach wie er war, machte er sich Vorwürfe, seine alte Geliebte

beleidigt zu haben; er war nahe daran, ihr nachzufahren und sie um Verzeihung zu bitten. Doch siegte diesmal die männliche Würde, oder wenn diese nicht, die neue Leidenschaft über den Wankelmuth und die Schwäche. Er begleitete Dorotheen zum Wagen und kündigte seinen Besuch für den morgenden Tag an.

Nochmals eine Vertraute.

Auf dem Festballe trug der König, wie ein galanter Ritter der Tafelrunde, die Wappenfarben der Herzogin. Somit wußte nun die ganze Stadt, daß er ihr erklärter Verehrer war. Nie hatte August eine glücklichere Zeit; er gab seinem Volke, wie er wähnte, eine Verfassung, er trat an die Spitze seiner Armeen, er war im Begriff wirklich König zu sein. Von sich abgestreift hatte er Alles, was an Abhängigkeit, Schwäche und Zwiespalt erinnerte, er forderte seine Zeit heraus; sie sollte kommen und — bewundern. — Ein Held, ein Dichter, ein König! und Alles dieses in dem glänzendsten, in dem vollsten Maaße.

Die Dauer dieser Täuschungen sollte nur kurz sein.

Dorothee hatte dem Könige versprechen müssen,

in Form eines Briefes nochmals ihre Ansichten von der politischen Lage, in der er sich befand, aufzusetzen. Diese Aufgabe war nicht so ganz leicht. Was sich im Gespräch leicht und sicher entwickelt hatte, gestaltete sich jetzt, da es auf's Papier kommen sollte, oft ganz anders und machte so manche Erklärung und Abweichung nöthig; dennoch arbeitete Dorothee gerne an diesem Memoire, weil sie sich bewußt war, daß durch eine solche systematische und fast wissenschaftliche Behandlung dieses Stoffes ihre Ansichten über Politik sicherer und bestimmter wurden. August hatte die Absicht, diese Gelegenheit sich zu schaffen, um so oft als möglich mit der Herzogin zusammen zu sein. Die heitere, graziöse Form, in die seine Freundin Alles einkleidete, was sie ihm zu sagen für gut fand, beleidigte seine Eigenliebe nicht, und oft verwandelte sich ein ernstes Gespräch wider Willen beider Theilnehmer in eine anmuthige Plauderei, die die Stunden zu Minuten machte.

Eines Tages war Dorothee mit ihrem Memoire beschäftigt, als sie laute Stimmen auf der Treppe und im Vorsaale hörte. Sie erhob sich von ihrem Schreibtisch und ergriff die Klingel, doch ehe sie diese noch in Bewegung gesetzt, stürzte einer der diensthabenden polnischen Lakaien herein, warf sich der Herzogin zu Füßen und rief: „Fliehe, Herrin! Verbirg Dich, Gebieterin! Ein wüthender Haufe

Volkes dringt in diese Straße und auf Deinen Palast zu!" Als er diese Worte gesagt hatte, warf er sich platt auf die Erde und stieß ein widerliches Geheul aus. Dorothee schritt an ihm vorbei, öffnete die Thüre zum Vorsaal und sah, wie Frauen und Männer ihrer Dienerschaft wild durcheinander liefen. Auf ihre Frage antwortete eine Kammerfrau: „Aufruhr, gnädige Frau Herzogin. Man schlägt sich unten mit Ihrer Wache." In diesem Augenblicke trat ein Adjutant des Königs herein und bat die Herzogin, sie möchte sich in ihrem Zimmer ruhig verhalten, man würde durch Zuziehung der militairischen Macht des Straßenaufruhrs, den der Pöbel veranlaßt habe, bald Meister werden. Er reichte Dorotheen den Arm und führte sie in das Zimmer zurück, vor dessen Thür zwei Wachen gestellt wurden. Der Tumult dauerte fort: man hörte Schüsse fallen und zwischendurch ein wildes Geschrei, das in kurzen Pausen sich wiederholte. Die Oberhofmeisterin, die Hofdamen hatten sich um die Herzogin eingefunden und der Adjutant erschien von Zeit zu Zeit, um Rapport abzustatten. Eben hatte er das Zimmer verlassen, als Dorothee, in ihr Kabinet tretend, eines Anblickes theilhaftig ward, der sie auf's Heftigste erschreckte, ihr aber doch die Besonnenheit des Geistes ließ, nicht durch einen Schrei ihre Umgebung herbeizurufen. Zu ihren Füßen lag, blutend aus einer breiten Wunde über

der Stirn der junge Ignaz Lubicki in der Kleidung eines Arbeiters, die am Kanalbau beschäftigt waren.

„Retten Sie mich, Herzogin!“ rief der junge Mann, „ich beschwöre Sie bei Allem, was Ihnen heilig ist, verbergen Sie mich nur auf eine Stunde. Man sucht mich.“

„Graf Lubicki!“ rief Dorothee.

„Rettung!“ flehte Jener. „Ich bin durch den Hof, über den Flur des Hinterhauses hierher gelangt. Verzeihung! Rettung!“

„Es wird Sie hier Niemand suchen,“ tröstete Dorothee, indem sie mit ihrem Tuche in Eile die Wunde des Hauptes verband. „Begeben Sie sich hinter jene Tapetenwand und verhalten Sie sich ruhig. Ich muß Sie verlassen, um nicht Aufsehen zu erregen.“

Sie trat in das Zimmer zu den Damen zurück, wo sie den Adjutanten und den Polizeipräsidenten fand, der im Auftrage des Königs kam, um sie um Entschuldigung dieser Auftritte zu bitten. Er erklärte, daß seit einiger Zeit das Volk von Warschau in stete Aufregung gebracht werde durch Aufrührer und revolutionäre Redner, die Versammlungen hielten, welche man auf das Strengste verboten habe; daß durch diese königlichen Verbote die Parteien heftig an einander gerathen seien und sich nun in den Straßen schlügen. Einem der gefähr-

lichsten dieser Unruhstifter sei die Behörde auf die Spur gekommen, habe ihn mit Militairmacht verfolgt und trotz des Geschreies des Volkes, das sich des Flüchtigen angenommen, beinahe eingefangen, als es ihm gelungen sei, der Himmel weiß wie, in der Nähe dieses Palastes zu verschwinden. Ihrer eigenen Sicherheit wegen und im Vertrauen, daß die Frau Herzogin ihren Beistand der guten Sache nicht versagen werde, bäte nunmehr die Behörde, die Gemächer des Schlosses durchsuchen zu dürfen."

„Meine Herren," sagte Dorothee, „diese Zimmer, in denen wir uns befinden, bewohne ich und somit können Sie sich wohl der Pflicht, sie zu durchforschen, überheben; was den übrigen Theil des Palastes betrifft, so lassen Sie sich von dem Castellan und meinem Haushofmeister herumführen."

Mit diesen Worten wurden die Herren verabschiedet. Der Tumult unten auf der Straße hatte aufgehört, die Unruhe im Hause legte sich. Alles kehrte nach und nach zum gewohnten Gange der Beschäftigungen zurück. Der diensthabende Offizier kam und stattete den Rapport ab, daß die Wache wieder in dem gehörigen Zustande sich befinde.

Somit hatte Dorothee eine der kleinen blutigen Scenen erlebt, von denen sie bereits oft erzählen gehört und denen man so wenig Wichtigkeit beilegte, daß man sie vielmehr als nothwendige Bei-

gabe des großen politischen Kampfes der Nation, der ununterbrochen wüthete, ihren Lauf gehen ließ. Indessen das Geschick des Flüchtlings, der sich unter Dorotheens unmittelbaren Schutz begeben, forderte schleunige Maßregeln, damit jeder möglichen schlimmen Wendung vorgebeugt werde. Zum Unglück war Rustan nicht in der Stadt und Hellsender auf ein paar Tage verreiset, es blieb also Nichts übrig, als einem treuen, alten Kammerdiener den Kranken zu übergeben und in dessen Zimmer ihm die erste, nothwendige Pflege angedeihen zu lassen. Die Umgebung der Herzogin erfuhr Nichts Anderes, als daß ein verwundeter Soldat aus Mitleiden von der Gebieterin beschützt werde.

Der König erschien an demselben Vormittage, um sich nach dem Befinden der Herzogin zu erkundigen. Mehre Senatoren, Minister und Gesandte folgten diesem Beispiele.

Als der Kranke, dessen Verwundung übrigens nicht schwer war, sich mittheilen durfte, waren natürlich seine ersten Bekenntnisse seiner Retterin und und Beschützerin gewidmet. Durch Vermittelung des treuen Kammerdieners sah und sprach die Herzogin den jungen Mann ohne Zeugen, der sich allerdings in Warschau, wenigstens vor den Truppen des Königs, die er verlassen hatte, nicht sehen lassen durfte.

„Wie wollen Sie, daß ich in einem Dienste

bleibe," erwiderte er auf die Vorwürfe Dorotheens, „der mich und meine Landsleute mit einer schimpflichen Sklaverei bedroht, ebenso schimpflich und vielleicht noch mehr als die der Fremdherrschaft. Das Haus Poniatowsky ist nicht geboren, um uns Könige zu geben; ich bin zur Conföderation des Fürsten Radziwil übergetreten und wenn Polen einen Herrscher haben soll, so mag er aus diesem edlen Hause und aus keinem Andern hervorgehen."

„Diese unseligen Parteiungen!" rief Dorothee, „sie sind es, die Ihr Vaterland schwächen und zuletzt es ganz zu Grunde richten werden."

„Wie?" sagte der junge Graf heftig; „auch Sie urtheilen so? Auch in Ihren Augen ist die Nation zu tadeln, die um ihre höchsten Güter selbst mit Brüdern streitet? O es muß noch ganz anders kommen. Der beste Mann soll Der sein, der mit dem Degen in der Faust auf dem Schlachtfelde allein und unbesiegt zurückbleibt."

„Welche Thorheit!" seufzte Dorothee. „Glaubt Ihr, daß Ihr nur unter einander fechtet? Der Nachbar dort, der Nachbar hier mischt sich in Eure Reihen und was Ihr erreicht mit so viel übel verwendeter Tapferkeit, ist ein Grab in fremder Erde."

„Sie sind keine Polin, Herzogin!" rief Ignaz.

„Freilich nicht; doch glaube ich auch männlichen Muth und Tapferkeit würdigen zu können.“

„Aendern wir dieses Thema,“ sagte er heftig, „meine Wunde fängt mich an zu schmerzen.“

Sein Auge glühte und mit Interesse weilten Dorotheens Blicke auf den Zügen des schönen Jünglings, der sie in diesem Augenblicke lebhaft an Arnaud erinnerte.

„Sie sind also nicht im Kampfe an der Grenze gewesen?“ fragte sie.

„Ich habe Warschau nicht verlassen,“ entgegnete er. „Einen Freund aus dem Volke habe ich und in dessen Hütte habe ich gewohnt.“

„Sie, der Graf?“ fragte Dorothee, verwundert, „der in den Hofzirkeln verwöhnte Frauenliebling —?“

„An einem Tische essend und in einem Bette schlafend mit einem jungen Waffenschmied,“ ergänzte Ignaz und warf einen düstern Blick auf die Fragende. „Wollen Sie mir glauben, daß eine Nacht mich zum Republikaner gemacht hat.“

„Eine Nacht?“

„Ja. Ich hatte die Wache im Schlosse. Wir jungen Offiziere haben die Sitte eingeführt, daß der jedesmal im Dienst Stehende ein kleines Gastmahl seinen Freunden giebt und dazu jene Sorte von Mädchen einladet, die in den Straßen Warschau's heute in Lumpen umherirrt und morgen

in den ersten Ranglogen des Theaters, in Diamanten blitzend, als die Bevorzugten irgend eines reichen Magnaten, der mit Millionen um sich wirft, glänzt. Das kleine Fest war gehörig lärmend; man zerschlug Gläser, man sprach von Schlägereien, man mißhandelte die Mädchen. Ich war in den Hof hinuntergeeilt, um einem Posten eine Weisung zu geben, als ich in die Zimmer zurückeilen will, bemerke ich einen dunkeln Gegenstand, der im Zwielicht der Laterne sich halb hinter dem Schatten einer vorspringenden Säule birgt. Ich blieb stehen und lausche. Das Gitter, das gewöhnlich die Stiege zum Kanal hinab, verschloß, stand offen. Ein junger Mann trug ein Weib in seinen Armen, das er auf eine der Stufen niedersetzte; es war eine alte kranke Frau. Das Gespräch der Beiden zeigte an, daß es Mutter und Sohn waren. Sie richtete sich halb an ihren Krücken auf und sprach in schmeichelnden zärtlichen Worten zu dem Jünglinge, der die Arme auf die Brust gekreuzt, sie düster und schweigend anhörte. Es lag Etwas unbeschreiblich Rührendes in diesem Abschiede, den die Alte von ihrem Lieblinge nahm, aber ich errieth nicht, weßhalb dies gerade hier geschah. Ich sollte es bald erfahren. Als die Alte ihre Worte geendet hatte, streichelte sie mit der dürren Hand nochmals die Wangen des Sohnes und fuhr ihm über das Haar, die wilden Locken ordnend, und zuletzt schlug sie

ihre Arme um seinen Nacken und küßte ihn, wobei sie leise schluchzte. „Mutter," sagte er, „mach' mich nicht weich: was sein soll, geschehe!" „Gut," entgegnete sie, „so nimm mich denn und trage mich in's kalte Bette." — „Vorher Deinen Segen, Mutter!" rief er mit finsterer Stimme und kniete nieder. Sie legte ihre Hand auf sein Haupt und sprach ein Gebet und dann fügte sie hinzu: „Lebe und stirb als ein Pole! Gott sei Dir gnädig!" — Jetzt nahm er das alte Weib auf seine Arme und trug sie rasch die Stufen hinab, dem Kanale zu, in dem die dunkle stille Flut im blitzenden Scheine der Laterne leise dahintrieb. Ich war in ein paar Sätzen ihm nach und erfaßte ihn, als er eben das Weib in das Wasser stürzen wollte. Die grause That unterblieb. Mit Entsetzen betrachtete ich den Muttermörder, der sich meinen kräftigen Armen zu entwinden strebte, während die Alte auf dem Boden lag und winselte.

„Meine Mutter hat es selbst gewollt," erwiderte er auf meine wiederholten Fragen trotzig. „Sie ist elend und arm, dazu mit einer unheilbaren Krankheit behaftet. Ich will auswandern; meine Geschwister sind im Elend verkommen; uns verfolgt Unglück. Damit sie nicht hier allein bleibe und verlassen, hat sie beschlossen, zu sterben, und zwar von meiner Hand. Was habt Ihr dagegen? Macht Lärm, wenn Ihr könnt und wollt, und laßt uns

Beide in's Gefängniß schleppen. Unser Elend wird dann auch zu Ende sein: wir werde Beide zu sterben wissen."

„Diese einfache Erzählung, Herzogin, deren Wahrheit die Mutter bestätigte, hatte mich tief gerührt. Das Elend meines armen Volkes, noch nie war es mir mit so düstern und grellen Zügen entgegengetreten. Du schwärmst und lebst im üppigen Genusse, rief ich mir zu, und dicht an Deiner Seite geschieht das Entsetzliche. Der eigene Sohn trägt die Mutter in's Grab, weil er und sie die Bürde einer elenden, mit allen Qualen belasteten Existenz nicht länger zu tragen vermögen. Sohn Deines Vaterlandes! Wie kläglich hast Du bis jetzt Deine Tage verlebt! ermanne Dich, und jede Stunde sei hinfort dem Wohle Deines Volkes geweiht!

„Es war ein geringes Verdienst, das ich mir erwarb, indem ich für die Alte sorgte, ein höheres war das, daß ich fähig war, ich — der adelstolze Weltling, mit dem jungen Mann aus dem Volke einen Freundschaftsbund zu schließen, der bis auf diese Stunde bestanden hat und bis an unseren Tod bestehen wird. Er ist's, bei dem ich wohne."

„Welche Geschicke!" rief Dorothee voll Mitgefühl.

„Paul Soginsky," fuhr der Sprecher fort, „gab, von mir überredet, seinen Plan, in die Fremde auszuwandern, auf; wir berathschlagten, wohin wir

uns wenden sollten. Ich unterstützte ihn mit meinen Geldmitteln, er mich mit seiner Kenntniß von den Bedürfnissen und der Lage der untersten Klassen dieser Stadt. Himmel, in welch' eine Tiefe von Elend schaute ich! Leichen Verhungerter lagen in den Souterrains von Palästen, in denen allabendlich das Gold zu ganzen Massen im Spiele vergeudet wurde! Väter brachten selbst ihre Töchter in die Arme der Prostitution. In zügelloser Grausamkeit überboten sich die Aufseher und niedern Beamten der Reichen, den Armen um das letzte elende Besitzthum zu bringen. Die Irrenhäuser füllten sich mit Opfern, die eine entsetzliche Entsittlichung im Verein mit bodenlosem Elend und ansteckenden Krankheiten in diese Mauern führte. — Und all' diese Gräuel schreiben wir der Herrschaft dieser stolzen Czartorisky's zu, die, nur an ihre eigenen hochmüthigen Pläne denkend, mit kaltem Blute das Volk seinem wahnsinnigen Geschicke unterliegen sehen. Wir schworen diesen Volksmördern einen ebenso tiefen, gräßlichen Haß, als wir ihn den Russen, unsern Nachbarn, geschworen hatten. Unsere Hoffnungen und Wünsche trugen wir dagegen auf das fürstliche Haus der edlen Radziwils über. In ihnen erkannten wir Volksfreunde. Nach diesen Ueberzeugungen handelten wir nun. Paul besaß die Gabe der Rede. Es sammelten sich Freude um ihn; bald in diesem, bald in jenem alten Gemäuer versam-

melten sich die Patrioten, und lange ist es uns geglückt, unser Wesen in dieser Art zu treiben, bis neuerdings die Polizei ihr Augenmerk auf uns gerichtet und einer ihrer Spürhunde jenen unglücklichen Auftritt veranlaßt hat, an dessen Folgen ich gegenwärtig leide, und der mich zwingt, meiner schönen Gönnerin beschwerlich zu fallen, die als bewunderte Dame des Salons wohl nie geträumt hat, einen ihrer Verehrer im Kittel des Handwerkers und verfolgt wie ein gemeiner Missethäter vor sich zu sehen. Doch ich will Ihnen nicht länger beschwerlich fallen. Meine Wunde ist geheilt und gestatten Sie, Frau Herzogin, daß ich in der Stille der Nacht diese gastlichen Mauern noch heute verlasse."

„Und wohin, Graf, wollen Sie Ihre Schritte wenden?"

„Nennen Sie mich nicht mit jenem Titel, der mich an die Zeiten erinnert, wo ich werthlos, eitel und ein Thor war." Nach einer Pause setzte er hinzu: „Wohin ich mich wenden will? Ja, Das weiß ich selbst nicht. Die Stadt verlassen, scheint mir das Gerathenste; doch kann ich dies nicht, ohne zu wissen, welch' ein Schicksal meinen Freund betroffen. Wenn man ihn gefangen, oder wohl gar verwundet hätte, muß ich bleiben, um sein Geschick zu theilen."

„Das wäre unklug," rief Dorothee, „Sie wür-

den ihm nicht helfen können und nutzlos sich um Ihre Freiheit bringen. Nennen Sie mir nochmals seinen Namen. Ich habe treue Diener und will durch sie im Geheimen nach ihm forschen lassen. Auf demselben Wege werden Sie mich von Ihrem jedesmaligen Aufenthalte in Kenntniß setzen können, wenn Sie dies wollen. Der Mann, der sie gepflegt, ist zuverlässig, verschwiegen und treu."

„Schöne Frau!" rief der Verbannte mit Jugendfeuer! „In Ihrem Busen schlägt ein Herz für die Menschheit. Sie sind die Schwester des Armen! Fahren Sie fort, sich mit Diamanten und Rubinen zu schmücken; bei Ihnen bedeuten diese kalten Steine nicht Thränen und Blut, das von den Ahnen vergießen gemacht, von Ihnen einst wieder gefordert werden wird. Denken Sie, wenn Sie einst fern von uns sind, an Polen und seien Sie einer seiner Schutzgeister."

Er wollte sich entfernen, doch hielt ihn Dorothee zurück. „Sie dürfen so nicht scheiden," sagte sie sanft, indem eine Thräne in ihrem Auge glänzte. „Ihre Entschlüsse sind Eingebung brausender Jugendkraft, durch unselige Umstände fast bis zum Wahnsinn emporgestachelt. Lassen Sie uns in Ueberlegung ziehen, in welchen Wirkungskreis Sie gehören, ohne daß Sie dabei der Gesellschaft, zu der Sie Ihr Rang und Ihre Bildung bestimmen, verloren gehen. Ich besitze einigen Einfluß, lassen Sie

mich ihn anwenden, um zu Ihrem Besten und nach Ihrem Sinne für Sie zu wirken. Soll ich mit dem Könige sprechen? Er ist mild und gut, er wird Ihnen nicht allein Verzeihung angedeihen lassen, er wird sich mit mir verbinden, um für Sie zu handeln."

„Ich sagte Ihnen bereits," erwiderte der junge Pole düster, „daß ich von den Poniatowskys Nichts erwarte. Wenn ich das Leben dieses Mannes übersehe, finde ich nur Schande und Demüthigung; ich mag Nichts mit ihm zu schaffen haben. Ein Mann, der nicht lieber stirbt als daß er duldet, was ihm aufgebürdet worden, ist der Achtung freier Männer nicht werth. Geben Sie sich keine Mühe, mich mit meinem frühern Stande auszusöhnen; ich habe auf immer mit ihm gebrochen."

„So kann ich Nichts thun, als Ihnen Glück auf Ihrer neuen Laufbahn wünschen!" sagte Dorothee mit Rührung.

„Sie boten mir Hülfe," hub der Jüngling von neuem und mit einem eigenthümlichen Tone der Stimme an; „vielleicht bin ich im Stande, Ihnen auch die meinige anzubieten. Hier ist ein wohlversiegeltes Schreiben, ich muß Sie bitten, es nicht zu öffnen, denn es verschließt nicht mein Geheimniß. Doch — auf Ehre eines polnischen Edelmannes — es steht in diesem Briefe Nichts, was Sie, schöne Frau, beleidigen oder verletzen könnte. Lassen Sie es

auf einem Wege, den Sie selbst wählen mögen, dem Fürsten Czartorisky zukommen. Er ist Ihr erbittertster Gegner, es könnte sein, daß er durch dieses Schreiben umgestimmt wird. Und nun nach alter polnischer Sitte mein Lebewohl." Er umarmte Dorotheen, küßte sie auf die Stirn und dann auf die Schulter, indem er dabei auf Polnisch sagte: „Lebewohl, Schwester, denke an mich!" — Er entschlüpfte durch die Thüre, die Dorothee ihm öffnete und nach ihm wieder schloß.

Die wohlthuende Ueberzeugung, mit Jugend Muth und Kühnheit zusammengetroffen zu sein, beseligte Dorotheen, als sie, in träumerisches Nachdenken versenkt, in ihre einsamen Gemächer zurückkehrte. Die plötzliche Wandelung ihres jungen Freundes kam ihr bei längeren Nachsinnen nicht mehr überraschend vor, sie erinnerte sich, in dem frühern Zusammenleben mit ihm schon Aeußerungen gehört zu haben, die ebenso excentrisch und, wenn man will, abenteuerlich klangen, — nur waren sie damals im Sinne und Geschmack des hochadlichen Systems gethan. Der rasche Uebergang in das Gegentheil erschien der Menschenkennerin nicht unbegreiflich; doch hätte sie den Tausch weniger leichtfertig vor sich gehen lassen. Die Ueberzeugung des jungen Mannes schien ihr auf nicht ganz haltbarem Boden stehend, doch gab sie sich gern der Hoffnung hin, daß Das, was jetzt als Frucht kühner Jugendlichkeit und eines

aufbrausenden Enthusiasmus' für die Sache der ewigen Menschenrechte gegen Unterdrückung und Mißbräuche sich zeigte, später als das besonnene Resultat ernsten Mannesstrebens sich befestigen werde. „Glücklich jedenfalls," rief sie bei sich selbst, „ist ein Volk, dessen Jugend noch eines so schönen Rausches fähig ist; überall anderswo hab' ich eine solche Jugend nicht gefunden."

Sie beschloß jetzt, eine der Versammlungen, von denen Ignaz gesprochen, zu besuchen, und zwar wollte sie diesen Gang bis dahin verschieben, wo sie, um das Volksleben in der Stadt kennen zu lernen, in unkenntlich machender Verhüllung nur von ihrem Diener begleitet, mehre Gänge durch die Straßen zu machen beabsichtigte. Nichts konnte ihr mehr Freude gewähren, als solche kleine Entdeckungsreisen. Die Säle der Vornehmen kannte sie, sie wollte auch den Tanzsaal des Volkes, seine Vergnügungsorte, die Hallen, in denen es arbeitete, die Hütten in dem es litt, kennen lernen.

Den Wunsch Ignaz's war sie jedoch nicht Willens zu erfüllen. Ein feststehender Grundsatz war es bei ihr, sich nie mit verbundenen Augen führen zu lassen, und es hätte in der That nichts anderes geheißen, durch ein versiegeltes Schreiben, dessen Inhalt sie nicht von ferne errathen konnte, auf einen Andern zu wirken. Sie öffnete also das Billet und fand Nichts als die Zeilen: „Bei dem

Worte des Bundes! Gedenken Sie der Genossen der großen Arbeiten. Nehmen Sie sich der Angelegenheiten der Herzogin von Kurland an; sie verdient es." Die Unterschrift war in Chiffren, deshalb unlesbar. Dorothee wußte zwar nicht, wer dieser unbekannte Beschützer und Freund war, sie beschloß jedoch ohne Bedenken seine geheimnißvolle Fürsprache in Wirkung zu setzen. Auf diesem Boden, der sich durcheinander kreuzenden Interessen und Verbindungen, erschien ihr jeder fördernde Wink beachtenswerth. Durch die dritte Hand und auf Umwegen, gelangte das sorgsam wieder versiegelte Schreiben in die Hände Dessen, für den es bestimmt war.

Dorothee hatte der Prinzessin Czartorisky einen Besuch abgestattet, um sich nach ihrem Befinden erkündigen zu lassen. Der Kammerherr kam an den Wagen, um zu berichten, daß seine Gebieterin auf ihre Güter gereis't sei und einige Wochen dort bleiben werde.

Der Besuch bei dem Fürsten Lumirsky war noch zu machen. Der Legationsrath hatte einen kleinen Band Gedichte aufgetrieben, die den Fürsten zum Verfasser hatten und nur in seltenen Exemplaren zu haben waren. Dorothee steckte das zierlich geschmückte Büchelchen in die Tasche. Gefaßt auf eine seltsame Erscheinung, wurde ihre Phantasie dennoch von der Wirklichkeit überflügelt.

In einem prachtvollen Palaste bewohnte der Fürst nur wenige Gemächer, und diese hatte er nach seinem Geschmacke ausstatten lassen. Ein runder Salon war als Tempel dekorirt, mit rosenfarbenem Atlas bekleidet und künstliche Rosengebüsche an den Wänden und den sechs Säulen, die die Kuppel des Tempels trugen. Ein runder Tisch in Form eines antiken Altars stand in der Mitte, und rosenbekränzte Sitze um ihn her. Eine Statue des Amors vom schönsten Marmor thronte in einer Nische und schien die Richtung seines auf dem Bogen liegenden Pfeils den Eintretenden zuzuwenden. Wohlgerüche schwammen in der Atmosphäre dieses Göttersitzes, und zwischen den Säulen waren in Medaillons Bilder halbenthüllter Schönen angebracht, die mit entzückendem Lächeln niederschauten. Am Eingange dieses Tempels stand der Fürst, eine kleine bucklige Gestalt mit einem unverhältnißmäßig dicken Haupte, in welchem zwei vorquellende Augen nach verschiedenen Richtungen hin ihre Blitze versendeten. Der höckrige Oberleib war in einen Rock von pfirsichblüthfarbenem Sammet gehüllt, mit einer kostbaren Garnitur Diamanten besetzt, der untere Theil prangte in weißem Atlas. Er reichte der Herzogin die Fingerspitzen hin, in die sie die ihrigen legte, und so schwebte das Paar in den Tempel ein, dessen Thüren wie von unsichtbaren Händen regiert, sich hinter ihnen schlossen. Zu gleicher Zeit

ertönte ein Concert von sechs Spieluhren, die künstlich zu einander gestimmt waren und deren Akkorde in einandergriffen. Das Geräusch dieser Flötentöne mußte erst abgewartet werden, ehe man dazu schreiten konnte, ein Gespräch zu führen; endlich schwieg dies unsichtbare Orchester, und nun begann Dorothee ihre schmeichelhaften Versicherungen, wie sehr sie bereits seit lange gewünscht, Polen's berühmtesten Dichter, weisesten Staatsmann und einflußreichsten Politiker kennen zu lernen. Dieses Lob war sehr stark aufgetragen und Dorothee hätte sich's anderswo nimmer erlaubt, eine so hart an Persifflage streifende Huldigung darzubringen, doch ein Blick auf den Mann, den sie vor sich hatte, belehrte sie, daß dieser Ton der Unterhaltung der rechte sei. Der Fürst antwortete mit niedergeschlagenen Augen einige leise Worte, dann versicherte er, daß dieser Besuch ihn glücklich mache, und daß er seinen geringen Einfluß aufbieten werde, einer so schönen und so klugen Frau dienstbar zu sein. Jetzt fingen die Spieluhren wieder ihr Sextett an und zugleich versank der Altar sanft in den Boden, und statt seiner stieg ein zierliches Tischchen auf, besetzt mit einer feinen Collation ausgesuchter Leckereien und und Liqueurflaschen. Während die Uhren die Jubelhymne der Priester aus der Oper Athalia spielten, legte der Fürst seiner Nachbarin ein Stück Rebhuhn vor und füllte ihr Glas mit dem feinen

Nektar der Traube von Burgund. Amor schien sich dieses tête-à-tête's zu seinen Füßen anzunehmen, so gesprächig ward der kleine Mann, so freundlich und gewinnend die schöne Frau. Eine halbe Stunde blieb man beisammen, dann erhob sich der Fürst und machte eine tiefe Verbeugung gegen seine Dame, reichte ihr dann wieder die Fingerspitzen, in die sie die ihrigen legte, und wieder öffneten sich die Thüren von selbst, und Beide schritten wie im Triumph in den anstoßenden Saal. Dieser Besuch machte Doretheen den größten Spaß; eine solche seltsame Figur, einen so sonderbaren Palast hatte sie noch nicht gesehen.

„Ich bin Ihnen sehr dankbar, lieber Hellsender," sagte sie im Hinaustreten zu ihrem Gefährten, „daß Sie mich diesen Mann haben kennen gelehrt. Ist es möglich, daß eine solche Carrikatur Einfluß und Bedeutung hat?"

„Und doch ist dem so," entgegnete der Rath. „Hier in Polen herrscht das Herkommen, und manche Größe verdankt ihren Nimbus lediglich dem Hörensagen. Einer spricht es dem Andern nach. Uebrigens ist der Fürst Lumirsky zu seiner Zeit wichtig und thätig gewesen, und noch heutzutage weiß er den Gang der Geschäfte auf eine bewundernswürdige Art zu leiten. Seine Thorheit besteht in seiner grenzenlosen Eitelkeit, und daß er

glaubt, auf diese etwas veraltete Art von Galanterieen Werth legen zu müssen."

Dorothee legte das Bändchen Gedichte mit den darin eingeschriebenen Worten des Dichters unter ihre Sammlung Alterthümer und nahm sich vor, wenn sie einmal sehr übler Laune sei, in den Poesieen des „Lieblings der Grazien" wie er sich in dem Vorwort selbst nannte, zu blättern.

Den andern Tag verkündete die Zeitung den Besuch der Herzogin von Kurland bei seiner Erlaucht, dem Fürsten Senator Lumirsky.

Der Reichstag.

Endlich nach so vielen Vorbereitungen, nach so unzähligen Schritten, die gethan worden, um Protektion auf dieser Seite, Unterdrückung und Herabsetzung auf der andern Seite zu erlangen, erschien der festliche Tag, der die Sonne Polen's mit erneutem Glanze am Horizonte heraufführen sollte. Die ganze Bevölkerung athmete Spannung und Erwartung. Der Schall der Glocken aller Kirchen rief die Gläubigen zusammen, um den Himmel mit Bitten zu bestürmen für das Wohl des Landes, für die glücklichen Erfolge des Reichstages und für die Ewigkeit der Dauer der Gesetze, die er beschließen und einführen würde. Die ganze Nation war von einem begeisterten Ernste erfüllt. Man grüßte sich auf der Straße mit der Miene der Wichtigkeit und der ernstesten Bedeutung. Auf allen Gesichtern stand

mit leserlichen Zügen geschrieben: der Reichstag! Männer, die nach Abenteuern liefen, und Frauen, die welche bestanden, nahmen ihre parfümirten Tücher und Fächer, um sich und die Schminke ihrer Gesichter dem Volke zu verbergen, das an diesen feierlichen Tagen an Beiden hätte gerechten Anstoß nehmen können. Mit andächtigem, zu Boden geschlagenem Blicke sah man den Fürsten Primas die Stufen seines Palastes verlassen, um sich an die Spitze einer Prozession zu stellen, die zu der Kirche des Wunderthätigen Apostels wallfahrtete. Der Steinboden des Tempels Gottes bedeckte sich mit schönen Frauen, die, in ihre Schleier gehüllt, zum ersten Mal ohne Liebesblicke und ohne Liebesbriefchen in dem Hause des Herrn erschienen waren. Man las an den Straßenecken, daß die Herren Landboten sich bereits versammelten und daß unmittelbar darauf der Senatspalast sich mit den hundertundachtzig Senatoren der Republik Polen füllen werde. Der Donner der Kanonen verkündete allmorgentlich der Residenz die Nähe der majestätischen Berathung, die das Reich mit einer neuen Verfassung beschenken werde. Die stolzen Namen Lubomirsky, Sapieha, Poniatowsky, Czartorisky, Raziwil glänzten vereint, zum Zeichen, daß jetzt eine feste Einigung zwischen den Parteien eintreten werde, als Gewähr für eine glückliche Zukunft des Vaterlandes.

Dorothee war begeistert, als sie Alles Dieses hörte und sah. Sie vergaß alle ihre Berechnungen, ihre trüben Zweifel und gab sich für den Augenblick der glücklichen Hoffnung hin, daß Alles wirklich so gehen werde, wie es ihr tausend Stimmen versicherten und wie sie es so gern glaubte.

Den König sah sie alle Tage, wenn auch nur auf wenige Augenblicke, denn seine Zeit war sehr in Anspruch genommen. Seine Stimmung war die eines siegenden Imperatoren.

Dorothee sprach mit Rustan und Hellsender. „Jetzt müssen wir Alles unserm guten Glücke überlassen," sagte der Erstere. „Vorgearbeitet ist genug. Uebrigens jetzt noch Etwas von unsern Richtern erfahren zu wollen, ist völlig unmöglich. Ein undurchdringliches Dunkel umhüllt die letzten Verordnungen und Berathungen, wenige Tage vor der Eröffnung der Sitzungen. Jeder Senator schließt sich wie ein Mönch in seine Klause ein, oder besser, die gesammte Zahl der Bestimmenden und Entscheidenden sitzt wie in einem Conclave vor der Papstwahl: der Laie draußen erfährt Nichts."

„So wollen wir uns denn in Geduld fassen," erwiderte Dorothee lächelnd. „Haben wir doch das Unsrige gethan."

„Das gute Recht ist auf unsrer Seite, und demnach ist die Hoffnung da, daß wir siegen werden," bemerkte Hellsender.

„Sie kennen einen polnischen Reichstag schlecht, lieber Freund, wenn Sie glauben, daß auf diese Gründe hin der Sieg in unsern Händen sein werde," entgegnete Rustan. „Doch ein Umstand ist es, der mir eine freudige Aussicht eröffnet. Ich habe gute Gründe, zu glauben, daß unser schlimmster Feind, der ältere Czartorisky, für uns gestimmt ist."

„Wie wäre es möglich?" fragte Hellsender überrascht. „Durch welche Mittel wäre dieser felsenfeste und unbeugsame Patriot für uns gewonnen?"

„Durch welche Mittel? da fragen Sie mich zu viel," sagte Rustan. „Ich berichte nur das Faktum." —

Dorothee schwieg, sie fand sich nicht berechtigt, das Geheimniß des Briefes kund zu thun. „Wissen Sie uns nichts von unsern Gegnern zu sagen," fragte sie Hellsender.

„Die Prinzessin Biron macht sich die gegründetsten Hoffnungen, daß sie siegen werde. Bereits hat sie sich auf ihrem Wappen die herzogliche Krone und Helmdecke anbringen lassen, und beides ihrem Sohne nach Petersburg geschickt," entgegnete der Gefragte, „und was den Baron Horff betrifft, so glaubt er, mit dem Ansehen des Senats-Prokurators und der Prinzessin Czartorisky unfehlbar durchzudringen."

Unter den alten Festen, die jetzt nicht mehr existiren und von deren Glanze noch die Augenzeu-

gen, so wenige es deren auch geben mag, erzählen, stehen die Kaiserkrönung in Frankfurt und die Eröffnung eines polnischen Reichstages oben an. Es sind ganze Bände geschrieben worden, um diese Feste mit all' der Umständlichkeit den Nachkommen zu erzählen, die eines Deutschen würdig, und die der Eitelkeit eines Polen angemessen ist. Diese Erzählung begnügt sich, dem Leser die vergoldete Staatskarosse vorzuführen, die mit acht Pferden bespannt, den König zu dem Stände-Palaste trug, und beizufügen, daß Dorothee in einer ähnlichen Kutsche saß und mit sechs Pferden, die von zwölf Trabanten geführt wurden und zwei Läufer, gekleidet in den kurischen Wappenfarben, vor sich hatte, dem königlichen Wagen folgte, wie es einem Lehnsfürsten des Reiches gebührte. Sie saß allein im Rücksitz, geschmückt mit dem Hermelinmantel und auf dem Haupte die Herzogkrone. Ihr gegenüber hatten zwei Kammerherren Platz genommen, von denen der Eine zum Hofstaate des Königs gehörte, der Andre zum kurischen Adel. Der Zug ging so langsam, daß das dicht umher sich drängende Volk genugsam Zeit hatte, die „kurische Frau" sich zu betrachten. Einige Stimmen im Volke fragten, wo denn der Mann sei, und lachend erwiderten andere Stimmen, daß er zu Hause geblieben sei, um Haasen zu jagen. Dieser Witz war nicht der einzige, der von Zuschauern gemacht wurde. Als der Wagen der

Prinzessin Czartorisky kam, fragte eine Stimme, ob der Jude schon sein Geld erhalten habe, oder ob die Diamanten noch hebräisch lernen müßten.

Eine Trompetenfanfare und der Donner der Kanonen empfingen den König, als er die Treppe des Palastes des Senats hinanstieg. Er war in dem prachtvollen Kostüm des Großmeisters des weißen Adlerordens gekleidet, zwölf Kammerherren trugen die Schleppe seines Mantels, und Stanislaus August verstand es so vortrefflich, zu repräsentiren, daß ein Ausruf der Bewunderung allen Lippen entschlüpfte, als der schöne Mann festen Schrittes die Purpurdecken betrat, die zur Stiege hinanführten. Aber nicht minder deutlich und beifällig sprach sich die öffentliche Stimme aus, als die schlanke Gestalt der Herzogin sich auf der Höhe der Treppe noch einmal zeigte, ehe sie in das Innere des Palastes verschwand. Der nicht endende Zug der Senatoren, die Minister und Gesandten, die Landboten und die Landesbevollmächtigten, die fremden kleinen Lehnsherren, die Magnaten und Starosten, die vornehme und die geringere Geistlichkeit in ihrem schimmernden Ornate an der Spitze — Diese Alle, ehe sie zum Ziele ihrer prächtigen Wanderschaft gelangten, brauchten Stunden, während welcher der Lärm der Glocken und der Donner der Kanonen ununterbrochen die Luft erschütterten. Die königliche Garde in ihren reichen Uniformen, die zwölf berittenen

Regimenter, die die Garnison der Hauptstadt ausmachten und noch eine Menge Bürgergarden zu Fuß und zu Pferde, bildete die Straße, durch welche der Zug ging.

Im Innern des Landboten-Saales, einer Halle von imposanter Höhe und Ausdehnung, waren die Logen und Plätze eingerichtet, und Herolde, in den Farben der verschiedenen Provinzen führten die Ankommenden zu ihren Plätzen.

Erklärlich ist, daß es an diesem Tage zu keiner Geschäftsverhandlung kam, die feierlichen An- und Eröffnungsreden nahmen die wenige Zeit hin, die die Feierlichkeiten des Einzugs frei gelassen. Auch in den darauf folgenden Tagen war der Reichstag mit sich selbst beschäftigt und einer schönen Frau vergleichbar, die vor dem Spiegel sitzt und nicht müde werden kann, sich und ihren Putz zu bewundern, — zum großen Verdrusse Derjenigen, die der Meinung gewesen waren, die Republik habe sich versammelt, um über des Landes Wohl zu debattiren, nicht um die Farbe und die Form einer Schuhschnalle zu prüfen, die dieser oder jener Landbote angelegt. Die Feste in der Stadt nahmen ihren Anfang, denn man sagte sich laut: dieser Landtag wird eine Ewigkeit dauern. Indessen die Männer der Geschäfte drangen darauf, daß Etwas geschehe, und die erste große Thatsache der Versammlung war die Vorlesung der in unzählige Paragraphen

und Punkte getheilten Akte der neuen Constitution. Aller Augen waren während der Veröffentlichung dieses interessanten Dokumentes auf die Loge des Russischen Gesandten gerichtet, doch sie begegneten in derselben einem Gesichte, das so glatt und anscheinend so befriedigt in den Saal blickte, als hätte eine russische Feder diese Akte, die von Freiheitsausbrüchen und Selbständigkeitsversicherungen strotzte, aufgezeichnet. Ein eben so anmuthiges Lächeln schwebte auf den Wangen des Preußischen Gesandten und wenn man den Oesterreichischen dazu nahm, der nicht weniger befriedigt aussah, so hätte man glauben können, die erste Theilung Polen's sei ein Traum gewesen. Aber man war entschlossen seinen Gang zu gehen, wenn auch in den drei Logen nicht so entzückend gütige Gesichter gesessen hätten.

Bei einem Feste des englischen Gesandten hörte Dorothee, als sie eben zu einer Menuet antrat, hinter sich zwei Herren sprechen, die ein grämliches Ansehen hatten und von denen der Eine sehr viel Taback verbrauchte und der Andere sehr viel Punsch trank. „Was wird morgen an die Reihe kommen?" fragte Einer der Grämlichen. „Was?" entgegnete der Andere, „lumpige Kleinigkeiten, Dinge ohne Gewicht, mit einem Worte die kurischen Angelegenheiten." Man kann sich denken, mit welcher Zerstreutheit Dorothee tanzte; es fehlte nur noch, um ihr ihre Ruhe zu nehmen, daß sie die kleinen gif-

tigen Augen der Prinzessin Biron auf sich gerichtet sah, die in ihrer Umhüllung von schwarzen Spitzen und Federn wie eine Ratte aussah, die aus dem finstern Geröll einer Kelleröffnung hervorblickte.

Am frühen Morgen des nächsten Tages saß Dorothee schon in ihrer Loge. Die arme Frau, da saß sie! Hinweg war das Lächeln aus ihrem Gesicht, hinweg war der Glanz und der Schimmer der Weltdame, es saß eine Bekümmerte nachdenklich und sorgenvoll in dem rothsammetnen Polsterstuhle und ihre Blicke schauten mit einem trüben Schimmer vor sich hin. Soll nun Alles umsonst gewesen sein! Soll sie heimkehren ohne tröstlichen Bescheid? Wenige Stunden und sie mußte wissen, ob sie vergeblich in diesem Strudel sich bewegt, oder ob ein willkommener Erfolg den Kummer von so vielen schlaflosen Nächte zudecken werde. Geheimnißvoll erschien ihr an diesem Tage der Schritt der Reichsboten, die da kamen, um sich an ihre bestimmten Plätze zu vertheilen, mit Schrecken sah sie auf der Senatorbank das finstere und gebietende Antlitz des Fürsten Joseph Czartorisky, der präsidirte, und folglich gleich zuerst den Antrag zu stellen hatte. Dieser Antrag lautete: „Die Klagen des Herzogs von Kurland gegen seine Stände: die Klagen der Stände gegen den Herzog von Kurland, vorgelegt dem Entscheidungsurtel des Königs und der Republik. Aus den Händen des Fürsten empfing der vortragende Reichs-

bote die Schrift. Sie enthielt den Urtheilsspruch der zur Entscheidung dieser Händel festgesetzten Commission, und dieser Urtheilspruch lautete zu Gunsten des Herzogs von Kurland. Die Vorlesung der Akte dauerte nicht lange; es kam darauf: die Stimmen der Reichsboten zu sammeln, um zu entscheiden, ob dieses Urtheil jetzt zur Entscheidung gelangen solle oder ob diese einem künftigen Reichstage zuzuschieben sei. Dorothee sah ein, daß wenn die Aufschiebung der Sache durch Stimmenmehrheit ausgesprochen wäre, sie auch so gut wie verloren zu geben sei, denn welches Auge sah in die Zukunft und mochte bestimmen, wie und wann ein neuer Reichstag zu Stande kommen werde. Die Beauftragten der Gegner und die Anhänger der Prinzessin Biron bewegten sich im Saale umher, um für die Suspendirung der Sache zu werben. Dorothee bemerkte dieses Manöver; es erfüllte sie mit Unwillen. Zu gleicher Zeit aber sah sie auch ihre Freunde thätig. Rustan und Hellsender eilten von einer Gruppe zur andern; sie sah sie am längsten bei einer Anzahl günstig gestimmter Senatoren verweilen, und zuletzt mit dem Fürsten Czartorisky sprechen. Das Gemurmel der Stimmen ging in ein lautes Durcheinander streitender Ausrufe über. Die Reichsboten wurden an ihren Mänteln gefaßt und bald hierhin, bald dorthin gezogen. Die kleine Gestalt des Fürsten Lumirsky wurde sichtbar, der

im Gefolge mehrer Magnaten den Saal durchschritt, diesmal ohne Rosenguirlanden und ohne Demantschmuck. Ein Strom streitender Männer bewegte sich von einem Ende des Saales zum andern. Jetzt versammelte man sich, um schwarze und weiße Kugeln in die Urne zu werfen, dieses Verfahren wurde à voix secrètes genannt.

Jetzt kam eine entsetzenvolle Pause. Fünfhundert Kugeln mußten abgezählt werden. Die arme Dorothee war einer Ohnmacht nahe. Der König ließ ihr ein Billet überreichen, sie vermochte es nicht zu öffnen und legte es ungeduldig bei Seite. Dreihundert Kugeln waren gezählt! Krampfhaft hatte sich ihre Hand in die Spitzen ihres Mantels verwickelt. Vierhundert Kugeln waren gezählt. Sie vermochte nicht, auf ihrem Platze zu bleiben: der Saal fing an, sich vor ihren Blicken zu drehen, sie sah hoch oben an der Decke eine Million Reichsboten schweben, die, wie sie nahe hinsah, sich in ungeheure Perrücken verwandelten, die einen Regen von Puder auf den Saal niederströmen ließen. Sie erhob sich und wankte in das kleine Nebengemach der Loge. Das Zählen der Kugeln ging seinen Gang fort, endlich mit einer Stimme, wie aus der Tiefe der Erde tönend, wurde das Fallen der letzten Kugel verkündet. Dorothee trat wieder in die Loge. Der Secretair, der die Tendenz zu verkünden hatte, hatte seine Brille verlegt. Welch' ein schrecklicher Auf-

enthalt! Er suchte in seinen Taschen — o daß ihn die Hölle verschlänge mit sammt seiner Brille! Endlich findet er sie. Er setzt sie langsam und gravitätisch auf die Nase und hilft noch etwas nach, damit sie fester sitzen möge und nun — liest er noch nicht. Er wartet erst auf das Zeugniß der Vereidigten, die die Kugeln untersucht haben. Jetzt liest er: „Das von der Deputation in Sachen des Herzogs von Kurland gegen die Stände daselbst und gegen die Prinzessin Biron abgefaßte und zu Gunsten des Herzogs sprechende Rechtsurtheil ist in seinem ganzen Umfange durch eine Mehrheit von zwei Stimmen von der Reichstagsversammlung genehmigt worden und demgemäß nunmehr rechtskräftig zu bestätigen und zu vollziehen."

Kaum waren diese Worte verlesen, als ein Tumult im Saale entstand. Einige eilten, den Ausgang zu erreichen, Andere drängten sich um die Bank der Reichsboten, um sich in Kenntniß zu setzen von dem nun folgenden Gegenstande. Die Gegenpartei der Herzogin, nachdem sie vergeblich versucht hatte, ein erneuertes Stimmensammeln zu Stande zu bringen, verließ den Saal. Unter diesen sah man die hohe Gestalt des Baron Horff dem Ausgange zuschreiten, indem er verdrießlich vor sich her murmelte: „Polnische Wirthschaft!"

Die Freunde Dorotheens kamen, sie zu beglückwünschen. Als sie ihren Platz im Wagen einnahm,

erblickte sie die Prinzessin Biron, die sich eben in den ihrigen setzte, begleitet von ihrem Sachwalter, und sie vernahm deutlich, wie Jemand rief: „Die Junge und Hübsche hat gewonnen, und die Alte und Häßliche muß leer abziehen! Das ist gut! So ist's in der Ordnung."

So war denn der entscheidende Tag vorüber; der Sieg errungen.

Dorothee dachte jetzt an ihre Abreise; es verlangte sie zu den Ihrigen nach so langer Abwesenheit zurückzukehren. Sie brachte eine Summe ersparten Geldes mit und das rechtskräftige Urtheil — Beides Dinge, mit denen sie hoffen konnte, den Herzog auf das Angenehmste zu überraschen.

Ihr erster Gang am folgenden Tage war in die Kirche, wo sie Gott dankte für die glücklichen Erfolge, die er ihr hatte zukommen lassen; dann fing sie an, ihre vielen Abschiedsbesuche zu machen. Der König stand ernst und gerührt, als er sie, ihre Hand erfassend, stumm eine Weile anblickte, mit dem unverkennbaren Zeichen eines verwundeten Herzens. „Sie gehen, Herzogin," begann er endlich, „und es kümmert Sie nicht, wie Sie Ihre Freunde traurig zurücklassen." Dorothee wollte Etwas erwidern, doch der König machte ein Zeichen, fuhr mit dem Tuche über die Augen und heftig die Hand der Herzogin drückend, wandte er sich ab, um seine Rührung zu verbergen. Als er mehr Herr seiner selbst gewor-

den war, richtete er nochmals das Wort an die Scheidende. „Beten Sie für mich! Verlassen Sie mich nicht!“ sagte er im Tone tiefen Gefühls. „Wo Sie auch sein mögen, das Auge des Freundes wird sie verfolgen, das Herz des Bruders für Sie schlagen.“

Diese Worte, und daß Stanislaus August die zarte Rücksicht nahm, seiner Leidenschaft in diesem Augenblicke nicht zu erwähnen, erwarben ihm Dorotheens ganze Zuneigung. Er erschien ihr unbeschreiblich liebenswerth und unglücklich. Er bat die Herzogin, einen Ring von ihm anzunehmen, der sein Miniaturbildniß enthielt; Dorothee dagegen schenkte ihm eine kostbare Camée.

Der Abschied von der Fürstin Czartorisky war kalt und förmlich. Der siegende Feldherr und der besiegte zählten in diesem Augenblicke ihre gewonnenen und verlorenen Lorbeeren. Die Senatoren, Minister und Gesandten kamen, um ihr Beileid über die Abreise der Herzogin zu bezeigen. Die Mitglieder der königlichen Familie empfingen die Herzogin in dem Palaste des Königs. Somit war Alles in bester Ordnung abgemacht. Von ihren treuen Räthen nahm Dorothee mit Rührung Abschied. Reiche Geschenke wurden dem Personale ausgetheilt, das sich in den Dienst um ihre Person getheilt hatte. Sie schickte ihren treuen Kammerdiener umher, um Ignaz irgendwo aufzufinden,

allein es gelang nicht. So mußte der Abschied, den er von ihr genommen, als der letzte gelten.

Als sie Warschau verließ, entleerte sich eben über dessen Thürme ein furchtbares Wetter. Blitze auf Blitze fuhren herab und die Donnerschläge rollten erschütternd. „Das unglückliche Land!“ rief sie zu Hellsender, der mit ihr im Wagen Platz genommen hatte, „wenn dies nur nicht ein böses Omen ist!“

Vier Wochen später ließ Katharina II. die polnische Constitution für ungültig erklären und hunderttausend Russen rückten in Polen ein.

Das Vaterhaus

Der Herbstwind trieb in einem Wirbel die dürren Blätter zusammen vor dem Portale einer kleinen Grabkapelle, deren zwei geschwärzte Säulen nebst dem Wappenschilde im Giebel die Abendsonne mit einem bleichen Roth überzog. Ein einfacher Reisewagen kam den engen Feldweg heran; eine Frau, gehüllt in einen grauen Mantel, stieg aus und grüßte den Küster, der mit den Schlüsseln wartete, um das Gewölbe aufzuschließen. Dieser kannte die Frau nicht, er hielt sie für eine der vielen Reisenden, die, seitdem die Medem'sche Familie mit der herzoglichen verbunden war, kamen, um sich das Herrenhaus, die Kirche und das Grabgewölbe anzusehen und die dann gewöhnlich von der Einwohnerschaft des Schlosses gastfreundlich einige Tage bewirthet wurden.

Die Frau im grauen Mantel stieg die Treppe hinab und kniete nieder vor dem mit prachtvollen Silberbeschlägen verzierten Sarge des alten Grafen Johann. Es mochte Etwas Auffälliges in der Weise liegen, wie die einsame Frau ihr Gebet verrichtete; vielleicht auch, daß sie länger im Gewölbe blieb, als sonst wohl andächtige Besucher an diesem Orte zu verweilen pflegten, genug, der Küster erkundigte sich bei dem Kutscher, wer die Dame sei, und dieser theilte ihm mit, zugleich mit dem scharfen Gebot zu schweigen, daß es Niemand anders als die Herzogin sei. Das Erste, was der erschreckte Mann nun that, war, in die nahe Pfarrwohnung zu eilen und dem alten Prediger diese Neuigkeit brühwarm, wie er sie soeben erhalten, mitzutheilen. Die Folge von dieser Unbesonnenheit war, daß, als Dorothee aus dem Gewölbe wieder hervorkam, der Pfarrer, der Amtmann, der Verwalter und ein Dutzend Bauern mit ihren Weibern und Kindern den Eingang umstanden und mit einem halb freudigen, halb schmerzlichen Geheul den Rock und die Arme ihrer Gebieterin ergriffen, um sie mit Küssen zu bedecken.

Durchaus nicht willkommen war der trauernden Tochter dieser Ueberfall einer enthusiastischen Gemeinde mit ihrem Hirten; da sich die Sache jedoch nicht mehr ändern ließ, erwiderte die Bewillkomm-

nete auf's Freundlichste die ihr gespendeten devoten Grüße. Es war eine hübsche Gruppe. Die schlanke hohe Frau mit der lieblichen Würde in Miene und Haltung, umgeben von den ländlichen Gestalten, auf deren Kittel die Abendlichter fielen, zugleich den weißen, entblößten Scheitel des alten Pfarrers und im Hintergrunde die geöffnete Grabkapelle beleuchtend. Wäre das Auge eines Künstlers gegenwärtig gewesen, er hätte hier das Motiv zu irgend einem tröstlichen Bilde, einer Allegorie des Glaubens oder der himmlischen Liebe genommen.

Der Pfarrer reichte der Herrin des Hauses den Arm und durch das Kornfeld hindurch bewegte sich der kleine Zug dem Herrenhause zu. Der Wagen wurde vorausgeschickt.

In den alterthümlichen Räumen des Schlosses Alt-Aue war es im Wesentlichen so geblieben, als der Leser in einer früheren Beschreibung es gefunden hat, nur war mit zweien seiner Bewohner eine Wandelung vor sich gegangen. Seitdem der neue Besitzer, der junge Graf, der jedoch selten hier weilte, die Herrschaft angetreten, fand sich Doktor Kloppmann veranlaßt, mit seiner Apotheke und seiner Sammlung heilkünstlerischer Maschinen, unter welche auch einige Tiegel und Retorten zum Goldmachen gehörten, auszuziehen, — denn er behauptete, er fände die gehörige Muße nicht mehr, um über die Geheimnisse zu brüten, aus denen er die stau-

nenswerthen Wunder, welche er der Welt zu geben sich entschlossen hatte, fördern wollte. Er hatte eine kleine Provinzialstadt gewählt, wo er nun residirte und quacksalberte. Zuweilen kam er nach dem Gute, um das Grab des alten Iwan zu besuchen, von dem er behauptete, daß er das hohe Alter, das er erreicht, lediglich seinen Medikamenten zu verdanken gehabt. Eine viel betrübendere Verwandlung hatte sich jedoch mit Mademoiselle Pipelet zugetragen. Sie hatte sich eines Morgens aus dem Bette erhoben, hatte ihr bestes Kleid, einen Reifrock mit Guirlanden von Spitzen angelegt, Federn in's Haar gesteckt und nun der Aufwärterin verkündet, sie werde nach Versailles an den Hof gehen. Wirklich war sie die Hinterstiege hinabgegangen und hatte sich in ihrer ganzen imponirenden Erscheinung dem Hühnerhofe gezeigt, dessen Insaßen, eine Anzahl welscher und anderer Hühner, mit Entsetzen die höchsten Spitzen des umschließenden Gitterzaunes erflattert hatten. Mademoiselle Pipelet war jedoch unbehindert auf einen prächtigen Hahn zugeschritten, hatte ihm eine tiefe und lang anhaltende Verbeugung gemacht und dazu die unverständlichen Worte gesprochen: „Majestät, ich beklage Sie unendlich, und wenn es irgendwie zur Beförderung Ihrer Sicherheit beitragen kann, so gebieten Sie über mein Blut, das ich Ihnen freudig opfere."

Bei Anschauung dieses sonderbaren und geheim-

nißvollen Treibens des alten Fräuleins im Hühnerhofe hatte sich sogleich ein Bote aus dem Schlosse auf den Weg gemacht, um den Pfarrer zu holen, der, als er zu Mittag kam, das erkrankte Fräulein in einem tiefen, todtenähnlichen Schlafe fand, aus dem sie nur mit Mühe zu erwecken war. Es konnte keinem Zweifel unterliegen, die Arme war in Wahnsinn verfallen und zwar hatten dies die entsetzlichen Nachrichten bewirkt, die aus ihrem Heimathlande Frankreich bis hierher gedrungen. Sie, eine treue Anhängerin des königlichen Hauses, eine leidenschaftliche Bewundererin ihres Landes und ihrer Landsleute, sie hörte Das, was alle Welt erschreckte, mit einem so tief gehenden Entsetzen an, daß ihr alter Kopf darüber zu schwindeln anfing und sie wachend und träumend behauptete, mitten in Paris zu sein und alle die gräßlichen Dinge, die die Zeitungen von dort meldeten, mit eigenen Augen zu schauen. Es war dies ein ergreifender und für den Beschauer kaum zu ertragender Paroxismus. Wäre das alte Schloß belebt gewesen nach gewohnter Weise, so hätte sich Jemand gefunden, der eine sanfte und barmherzige Kur mit Mademoiselle Pipelet unternommen und sie damit wahrscheinlich wieder zum Gebrauche ihres Verstandes zurückgebracht hätte; allein in der Einsamkeit, in der sich das Herrenhaus befand, hinderte Niemand die arme Kranke, die leeren Gemächer Nachts zu durchschreiten und

laute Reden an die Nationalversammlung zu halten. Der Pfarrer hütete sich seit einiger Zeit wohl, ihr ein Zeitungsblatt vor die Augen zu bringen; allein es war, als sähe die Arme in einer Art Inspiration Alles in der Gestalt vor sich, fast wie es sich später in der Wirklichkeit zutrug. Dorothee jedoch wurde von ihr wiedererkannt und sie schloß ihre ehemalige Schülerin lautweinend in die Arme. Dadurch, daß sie jetzt eine vernünftige Ableitung ihrer, sie bis zum Tode peinigenden Phantasien und Gebilde fand, legte sich ihr Schwärmen und es kam sogar zu einem ziemlich zusammenhängenden Gespräche zwischen ihr und ihrer jugendlichen Freundin.

Dorothee fand es bedeutungsvoll, daß eine arme Wahnsinnige zuerst als Verkündigerin der großen Erschütterungen, die die Welt jetzt erfahren sollte, ihr entgegentreten mußte.

Alle die lieben Orte ihres Vaterhauses besuchte die Heimgekehrte mit innigem Gefühle. Sie ließ sich das Schreibzimmer ihres Vaters aufschließen, das auf ihren Wunsch unberührt geblieben war, und hier sah sie sich mit Schauern der Erinnerung um, auf jedes einzelne Möbel ihren trauenvollen Blick richtend. Wie klein erschien ihr der Raum, der ihr als Kind so groß gedünkt. Noch rauschte der Baum vor dem Fenster, noch stand das weltbekannte Kanapee mit schwarzem Roßhaar überzogen, noch der Tisch an der alten Stelle und selbst das Pult war

geöffnet und einige Papiere und Schriften lagen darauf. Darüber hing das Bild des Herzogs. Was war seitdem nicht Alles geschehen! Es kam ihr wie ein Traum vor, daß eine geschmückte, glänzende Welt im Pomp und dem Strudel ihrer Freuden und Genüsse seitdem an ihr vorübergezogen und daß sie das kleine Mädchen war, das hier einst stand und dem Vater zuhörte, als er ihr von den Geschichten des Landes erzählte. O, Alles schlummerte und war fort, was damals um sie gelebt. Das Haus stand öde, eine arme Wahnsinnige allein bewohnte es. Die Stimme des geliebten Vaters schien ihr zuzurufen: „Hinweg von hier! Hinaus in die Welt, wohin Du gehörst. Hier ist Ruhe, Tod, Vergangenheit!"

Als sie das Gitterfenster zum Garten öffnete, übersah sie den Raum, eingeschlossen von hohen Linden, auf dem sie mit den Gefährtinnen ihrer Jugend Spiele gespielt. Dort stand noch die Bildsäule der Flora, der sie zum Scherz ihren Strohhut aufgesetzt und sie mit ihrem Mantel umhüllt hatte, damit in der Dämmerung der furchtsame Bruder sich erschrecken möge. In jenem Baumgange hatte der Freiherr von der Recke in rother Galauniform mit Federhut und Degen um ihre Schwester angehalten. Ach — und weit, weit zurück, da wo die dunkeln Fichten zum Himmel streben, eingeschlossen von einem Gitter, befand sich ein

Grab; es war das Grab eines Jünglings, der inmitten seiner Blüthentage hinweg gemußt. Sie kannte dieses Grab, sie wußte, wer darin schlummerte, — und still auf den Rasen niederschauend, stand sie an dem Gitter; tiefe, athemlose Stille um sie her. Noch vor wenigen Wochen hatte sie, strahlend von Diamanten, umrauscht von Musik, im blendenden Glanze der Kerzen gestanden und — nun hier! —

In der Kirche hielt der greise Pfarrer eine Rede, die sich auf die Heimgekehrte bezog. Er wählte dazu den Text, in dem von dem Knechte die Rede ist, der das ihm anvertraute Gut vergrub, und von Dem, der damit wucherte und mit reichen Zinsen es dem Herrn heimgab. Zuletzt fügte er die Worte hinzu: „O sehet, wie lieblich ist eine Magd, die in des Morgens Frühe ausgeht, die Geschäfte des Hauses zu besorgen. Sie geht den Feldweg dahin, ihr Gewand flattert im Winde, ihre Locken wallen und ehe des Mittags Hitze sich auf das Land legt ist sie wieder zu Hause und jeglichen Bedarf zum Leben führt sie mit sich. Also ist auch unsere Herzogin ausgezogen in des Morgens Frühe und lieblich war ihr Gang den Thalweg hinab, — und sehet, jetzt ist sie wieder da und des Hauses Bedarf hat sie mitgebracht."

Dorothee saß in ihrer vergitterten Loge; als diese Worte erklangen und der Segen gesprochen

wurde, trat sie hervor und verneigte sich gegen die Gemeinde.

In der Frühe des nächsten Tages verließ sie das Vaterhaus und eilte wieder der Residenz zu, indem sie Mademoiselle Pipelet mit sich nahm. Der Herzog, um zu zeigen, wie sehr ihn die Nachrichten befriedigten, die ihm seine Gemahlin gebracht, ordnete ein Fest des Willkommens an. Die drei heranwachsenden Prinzessinnen bekränzten die Mutter mit Blumen, und Frau von der Recke besang in melodischen Versen die Königin des Festes.

Die sanfte Elise hatte unterdessen ihr berühmtes Buch gegen Cagliostro herausgegeben, nachdem sie vorher lange Conferenzen in Berlin mit Herrn Nicolai gehalten. Dieser leidenschaftliche Mann, der überall Feinde der Aufklärung und versteckte Jesuiten sah, behauptete, es sei nothwendig, daß ein solches Buch erscheine, wie Frau von der Recke es beabsichtigte; er unterließ jedoch nicht, der Dame bemerkbar zu machen, daß sie wohlthun werde, ihren Namen als Autorin zu verschweigen, indem sie sonst die Zielscheibe der Verfolgungen der rachsüchtigen Schüler Loyola's werde und selbst sogar das tragische Ende des Papstes Ganganelli theilen könne, der den Orden aufgehoben und deßhalb von dessen Mitgliedern vergiftet wurde. Allein Frau von der Recke besaß den Muth, ihre Sache mit ihrem Namen zu vertreten, und als das Buch er-

schienen war, erhielt sie von Katharina II. ein höchst schmeichelhaftes Belobungsschreiben, worin ihr für die Bekanntmachung der Thatsachen gedankt wurde. Jetzt stand Frau von der Recke in der Glorie der Philosophie und Aufklärung da, indem sie früher in der des Propheten Elias gestanden hatte, mit dem sie die Hoffnung hegte, nach Verlauf mehrer tausend Jahre einst lebendig gen Himmel zu fahren. Aber das Lob der Kaiserin und des Herrn Nicolai konnten doch nicht verhindern, daß die sanfte und schwärmende Seele der Frau von der Recke manchesmal mit einer geheimen Sehnsucht an die schönen Traumbilder der Loge d'Adoption zurückdachte und an die entzückenden Aussichten, eine Beherrscherin und Bildnerin künftiger Welten zu werden. Sie schrieb in stillen Mitternächten Elegieen nieder, die dem Herrn Nicolai zu dessen großer Bekümmerniß zeigten, daß ihre Bekehrung dennoch nicht so ganz aufrichtig sei, und der berühmte Buchhändler empfahl ihr daher, einige Bände der allgemeinen deutschen Bibliothek durchzulesen, welche Lectüre einer kühlenden und beruhigenden Medizin gleichkäme. Mit zwanzig Bänden der allgemeinen deutschen Bibliothek und mit dem Bilde Herrn Nicolai's reiste Elise nach Kurland zurück, nachdem sie in Karlsbad gebadet hatte.

Die kleinen Feste bei Hofe nahmen ein eintöniges Ansehen an. Der Herzog fühlte, daß er alt

wurde, sprach von nichts weiter, als wie es angenehm sei, irgendwo in der Welt einen Winkel zu finden, wo er das Wort Kurland nicht aussprechen hörte. Vergeblich sprach Dorothee ihm Muth ein; sie hatte selbst manches Mal keinen. Die Angelegenheiten in Polen nahmen eine sehr traurige Wendung. Die Briefe, die der König schrieb, zeugten Dorotheen deutlich, daß er keine Hoffnung habe, seine Krone zu behalten. Diese Mittheilungen erschreckten den Herzog gewaltig. „Um's Himmelswillen," rief er, „was wird dann aus mir? Wenn sie mit Polen fertig werden, wird dann die Reihe nicht an mich kommen?"

Es konnte als tröstlich gelten, daß in diesen Tagen der Aufregung und Bekümmernisse der treugeprüfte Freund Rustan-Batowsky als königlich polnischer Commissarius nach Mitau kam. Durch ihn schickte Stanislaus August der Herzogin ein Bild, das ihn selbst darstellte, wie er mit wehmüthigem Blicke eine Krone betrachtete, die vor ihm auf dem Tisch sich befand.

„Wie kann man so schwach sein!" rief der Herzog. „Er sieht, daß eine Parthei in seinem Lande sich vor seiner Nase zu seinem und zum Untergang des Landes verbindet und er legt ruhig die Hände in den Schooß? Wir werden sehen, er wird auch auf Befehl seine Krone niederlegen. Da hab' ich's anders gemacht. Mir befiehlt man nichts, mich

verdrängt man nicht. Ich habe beim Reichstage, wo Alles gegen mich war, meine Sache geführt und siegreich durchgebracht! So muß ein Fürst handeln, der seine Krone mit Ehren tragen will."

Rustan hörte mit Verwunderung, mit welcher Leichtigkeit der Herzog sich die Verdienste des Kampfes in Warschau gegen seine Stände beilegte. Ein Blick auf Dorotheen überzeugte den ehrlichen Freund, daß sie, weit entfernt, wie ehrgeizige Frauen gethan haben würden, ihn aus seinem Irrthume zu reißen, vielmehr Alles that, ihn darin zu bestärken. Rustan fand diese Bescheidenheit und Selbstverleugnung eben so rührend, wie sie selten war.

„Was wird denn nun geschehen?" fragte der Herzog weiter.

„Die heftigsten Bürgerkriege sind vor der Thür," entgegnete der Gefragte; „zum Theil sind sie schon ausgebrochen. Gegen die Uebermacht des Feindes wird nichts auszurichten sein. Auch Preußen, anfangs scheinbar unser Freund und Bundesgenosse, hat sich gegen uns erklärt, da wir in die Abtretung von Thorn und Danzig nicht willigten. Es fürchtet, Rußland allein wird die Beute des Sieges hinnehmen, und da will es rasch hinzueilen, um auch seinen Antheil zu fordern."

„O unglückseliges Land!" rief Dorothee jammernd.

„Ja wohl!" seufzte Rustan. „Was ist aus der schönen Verfassung geworden, die wir mit so vielem

Glanze in's Leben treten sahen! Ein junger Held, Kosziusko, thut sich hervor, und unter seinen Fahnen kämpft, wenn Sie sich noch auf ihn besinnen, Herzogin, jener junge Mann, der anfangs als Offizier des Königs, im Bataillon Ilinsky, unsere kleinen Abendgesellschaften theilte, der Graf Ignaz Lubicky —"

„Diese Nachricht freut mich!" rief Dorothee, „bei meinem Abschied aus Warschau suchte ich ihn vergebens. Es war eine edle, feurige Natur."

„Ein ächter Pole," entgegnete Rustan. „Möge es ihm gut gehen."

„Wird der König der Conföderation von Tarnowitz beitreten?" fragte der Herzog.

„Bis jetzt weigert er sich standhaft zu den Verräthern überzugehen," antwortete der Gefragte. „Der Name Ignaz Potocki ist ein Fluch in seinem Munde. Er will mit seinen Truppen siegen oder fallen. Doch wir haben schon ähnliche Aeußerungen aus dem Munde des Grafen Poniatowsky gehört, ohne daß sie leider zu einem erfreulichen Resultate geführt hätten."

Während des Gespräches hatte Dorothee den Brief des Königs geöffnet, und las ihn mit kummervoller und nachdenklicher Miene. Er enthielt die wiederholten Versicherungrn unverbrüchlicher Freundschaft. „Der Himmel gebietet über mein Geschick," schrieb der König, „er will, daß ich mich

vor ganz Europa demüthige, um zu zeigen, daß mir das Wohl meines Volkes höher geht als mein eigenes. Indem ich mich Bedingungen füge, die meinem Stolze eben sehr, wie meinem persönlichen Vortheil widerstreben, mache ich's möglich, daß fernerem Blutvergießen Einhalt gethan und das unglückliche Land von seinem usurpirten Herrn weniger grausam behandelt wird, als es sonst geschähe. Ach, meine theure Herzogin; es ist ein Glück, daß wir Beide Religion besitzen, wo nähmen wir sonst Muth her, Das zu tragen, was uns auferlegt wird. Noch besitze ich physische und moralische Kraft, thätig zu sein, — vielleicht kommt der Tag, wo man mir auch dieses nicht mehr erlauben wird. Das Bild, das ich Ihnen überschicke, ist mit Absicht innerhalb des Kästchens angebracht, so daß man es nur sehen kann, wenn Sie es zeigen. Ihrem Scharfsinne, meine geliebte Dorothee, wird's nicht entgehen, daß in diesem Bilde eine Deutung verborgen liegt, die mein und meines Volkes Schicksal betrifft. Betrachten Sie den dunkeln Himmel, der dem Bilde zum Hintergrunde dient, und es wird Ihnen der Sinn des Ganzen nicht entgehen. Zugleich schicke ich Ihnen Ihr Bild zurück, das Baciarelli gemalt hat, und das Sie so gütig waren, bis jetzt in meinem Besitze zu lassen. Derjenige, der der glückliche Besitzer des Originals ist, wird nun auch die Copie aufbewahren."

Hellsender kam von einer Reise zurück, die er in Geschäften für den Herzog nach Straßburg gemacht, eigentlich mit der Absicht, weiter zu gehen und Paris zu besuchen. Es war dies aber unmöglich gewesen. Gefährlich im höchsten Grade war es für den Fremden, die Grenzen Frankreich's zu überschreiten; und in Paris einzudringen, wo die Schreckensregierung wüthete, konnte nur Dem gelingen, der mit irgend einem Chef der dort Gebietenden eine Verbindung hatte, die ihn vor Gefangenschaft und Hinrichtung schützte. Ohne eine solche Bürgschaft für seine Sicherheit wagte es kein Fremder dem Krater der furchtbaren Eruption zu nahen, dessen Schlund über ganz Frankreich, noch mehr — über ganz Europa Furcht und Entsetzen verbreitete.

Es ist in dieser Erzählung von einigen Handwerkern berichtet worden, die der Herzog in Paris ihre Ausbildung hatte erstreben lassen; es traf sich, daß nun Einer der Männer, aus der Hauptstadt flüchtend, mit dem Legationsrath in Metz zusammentraf und von diesem in's Vaterland mitgenommen wurde. Herr Bellmann war ein gebildeter Mann, ein Uhrmacher, dem man es nicht ansah, daß sein Vater hinter dem Pfluge gegangen. Er hatte die Treue und Ehrlichkeit seines ursprünglichen Standes beibehalten, ohne doch dabei den Großstädter zu verleugnen und den Mann, dem die moderne Zeitrichtung nicht fremd geblieben. Er

war Zeuge der letzten Gräuelscenen gewesen und aufgefordert von seinem Gebieter, erzählte Bellmann in einfacher aber das Gepränge der Wahrheit zeigenden Weise, was er geschaut.

Ueber alle Beschreibung entsetzenvoll war die Schilderung der letzten Lebensmomente der unglücklichen Königin. Die Herzogin und der Herzog, so wie der kleine Kreis von Zuhörern, der diesen Berichten mit athemloser Spannung folgte, empfanden die ungeheure Weltbegebenheit wie ein schreckbares Wetter, das sich über ihren Häuptern entladete. Wie wenig hatten die Zeitungsblätter gesagt im Vergleiche mit dem, was der Augenzeuge berichtete.

Die Herzogin hatte eine schonende Aufmerksamkeit für den Zustand der armen Gouvernante, daß Bellmann nur erzählen durfte, wenn Jene nicht zugegen. Durch ärztliche Behandlung, mehr aber noch durch die gütevolle Pflege, die der Kranken hier entgegenkam, war es mit ihr so weit fortgeschritten, daß die Anfälle von Irrsinn unterblieben und nur eine tiefe, unheilbare Schwermuth zurückließen, welche, wie es schien, nur mit dem Lebensende der Armen weichen sollte.

„Wir hatten schon lange gehört," erzählte Bellmann, „daß das Urtheil der Königin gefällt und daß der Tag schon bestimmt sei, wo es ihr sollte vorgetragen werden. Aber wir hofften Alle, das ich und die wenigen Deutschen, die wir zusammen-

hielten, mit noch einigen Fremden, daß es auf Verbannung lauten würde, nicht auf Tod. Neun Monate waren bereits vergangen, als das Haupt des Königs unter dem Henkerbeile gefallen war. Es schien glaublich, daß man die Königin verschonen werde. Aber wir hatten uns getäuscht. Diese Blutmenschen kannten kein Mitleid, und es rührte sie nicht, was die ganze Menschheit rührte. Schon als sie im Temple eingekerkert sich befand, hatte man sie auf das schrecklichste gepeinigt, indem man sie gezwungen, das an einem Pfahle aufgesteckte blutige Haupt der Prinzessin Lamballe, ihrer Vertrauten, zu sehen. Am Tage der Gerichtssitzung las man an den Straßenecken die Bekanntmachung, die da lautete: „Das Gericht, nach einstimmiger Erklärung der Geschwornen, auf Antrag des öffentlichen Anklägers, erkennt für Recht, daß Maria Antoinette von Oesterreich-Lothringen, Wittwe Ludwig Capet's, die Todesstrafe verwirkt hat, daß ihre Güter, wenn sie deren im Bereiche von Frankreich besitzt, der Republik anheimfallen, und endlich, daß nach dem Antrage des öffentlichen Anklägers, gegenwärtiges Urtheil auf dem Revolutionsplatze vollzogen, durch den Druck bekannt gemacht und im ganzen Umfange der Republik angeschlagen werde."

„Wir wußten also, was wir zu erwarten hatten, und innig betrübt und erschreckt hielten wir uns in unsern Häusern, indem wir uns nicht auf der Straße

zeigen mochten, aus Furcht, die teuflische Menge möchte an dem Ausdruck unsrer Mienen sehen, daß wir das Schreckliche, das nun folgen sollte, mißbilligten. Man versichert, daß während das Urtheil ihr vorgelesen wurde, habe die Königin eine ruhige Haltung behauptet. Es geschah dieses um vier ein halb Uhr am Morgen des 16. October. Die Königin verließ den Gerichtssaal schweigend, ohne auch nur ein Wort den Richtern und der Umgebung zuzuwenden. So brachte man sie in die Conciergerie, in das für die Verurtheilten bestimmte Gefängniß. Um fünf Uhr hörten wir in allen Stadtvierteln den Generalmarsch schlagen. Wir kamen nun hervor, und bemerkten, wie Alles unter Waffen stand, und das geladene Geschütz mit brennenden Lunten an den Hauptplätzen vertheilt. Meine Frau betete für die Seele der Königin; ich bat sie, dies leise zu thun, denn schon glaubte ich zu gewahren, wie sich zwei Männer aufmerksam und forschend nach uns umsahen. Ich drückte meine Mütze mit der Cokarte auf das eine Ohr. Wir hörten, daß die Königin inständigst gebeten habe, man möchte ihr erlauben, vor dem Tode ihre Kinder zu sehen, um ihnen den mütterlichen Segen zu ertheilen. Die Wüthriche hatten ihr auch die Gewährung dieser Bitte abgeschlagen. Sie schrieb an die Prinzessin Elisabeth, ihre Schwägerin, und dieser soll sie die Pflege für ihre Kinder überantwor-

tet haben. Wir drängten leise vorwärts und durch eine kleine Seitengasse gelang es uns, in die Nähe des Gefängnisses zu gelangen. Um elf Uhr öffneten sich dessen Pforte und die Königin trat hervor. Sie war in einfach weißem Kleide, so unkenntlich durch Gram und Elend, daß wir uns fragten, ist dies auch die Königin? Durch die Kerkerluft und das viele Weinen, sagt man, sei ihr das eine Auge erblindet! Sie sah vor sich hin, still, ernst, ohne eine Miene zu verziehen. Ach, gnädige Herrschaften, als ich sie so sah, die stolze, mächtige Königin, die einst mit einem unnennbaren Jubel in Paris einzog, sie die Tochter einer Kaiserin, die Gemahlin eines Königs und jetzt — wie eine niedere Verbrecherin, im weißen Sterbekittel, zum Tode geführt! Da wollte mein Herz fast brechen über die Wandelbarkeit menschlicher Schicksale."

„Konnten Sie sie auch recht sehen, Bellmann," fragte der Herzog.

„Sie stand, gnädiger Herr, nur wenige Schritte von mir entfernt, und das Licht über die Dächer der gegenüberliegende Häuserreihe kommend, fiel gerade auf sie, wie sie in ihrem weißen, langen Kleide dastand. Als sie den Karren sah, in dem sie sitzen sollte, bebte sie zurück; man konnte es deutlich bemerken; aber dann ging sie festen Schrittes die Treppe herab und nahm mit dem Henker zusammen Platz im Karren, ihr

gegenüber saß ein Priester. Als es eben fortgehen sollte, kam Einer und band ihr die Hände auf den Rücken. Dies konnten Viele unter uns nicht ohne Weinen sehen. Das Haar hatte sie sich selbst abgeschnitten. Nun ging's durch viele, viele Straßen und über volkreiche Plätze fort, und wo der Zug hinkam, schrie und jubelte die Menge und warf der Jammervollen noch Verwünschungen nach. In die Straßen Roule und St. Honoré kam ich noch, dann verlor ich den Zug aus den Augen. Auf dem Richtplatze traf ich jedoch wieder mit ihm zusammen. Als die Königin den Karren verließ, soll sie noch einmal wehmüthig nach den Tuilerien zurückgeblickt haben, dann bestieg sie ohne Zureden und muthig das Gerüste. Eine unabsehbare Menge schaute zu. Ein Viertel nach zwölf Uhr fiel das Beil der Guillotine. Ich hatte nicht Besinnung genug, selbst nach der Uhr zu sehen, doch mein Nachbar rief es der Menge zu. Nur einen Blick noch that ich nach dem Orte des Entsetzens und da sah ich — das blutige Haupt, das der Scharfrichter dem Volke zeigte. Wahrhaftig, ich kann hundert Jahr alt werden, diese furchtbare Viertelstunde, als sich dieses letzte Bild vor meinen Augen zeigte, werde ich nie vergessen. Verzeihen Sie nur, meine gnädigsten Herrschaften, daß ich das so umständlich erzählt habe."

„Sie sind dazu aufgefordert worden," sagte der Herzog.

Eine tiefe Stille herrschte. Alles schwieg und jedes Herz war wie erstarrt im Busen.

Da hörte man einen langen Schrei im Nebenzimmer. Es war das arme alte Fräulein, das an der Thür horchend, alles mit angehört hatte. Sie trat jetzt hervor. „Haltet mich nicht," bat sie die Hinzueilenden, „ich bin nicht irrsinnig, ich bin bei meinem vollkommenen Bewußtsein, aber ich weiß, daß auch mir die Todesstunde nahe ist. Kann ein Herz dann noch schlagen, das untergehen sieht, was es so grenzenlos verehrt und geliebt?"

Sie wollte sich ihrer geliebten Schülerin, der Herzogin, nahen, doch ihre Kräfte verließen sie. Ein Schlagfluß machte ihrem Leben rasch ein Ende. Sie sank entseelt in die Arme der sie Haltenden zurück.

„O hätte ich doch nichts gesprochen," murrte Bellmann und schaute tief bekümmert auf die Erbleichende.

„Ihre Erzählung hat sie nicht getödtet," nahm die Herzogin das Wort; „beruhigen Sie sich. Sie trug den Tod bereits in sich, als ich sie hierherführte. Wohl ihr, ihre Zeit und sie haben zugleich geendet. Sie hätte die Sonne des neuen Tages auch nicht ertragen können. Jedem von uns sei eine solche Sterbestunde gegönnt. Wenn wir nicht mehr verstehen und begreifen können, was sich um uns neu und wundersam gestaltet,

wenn wir starr und fest an dem Alten hängen, und es nicht lassen, weil mir mit ihm aufgewachsen, dann möge der Tod, so wie hier, rasch unser Auge schließen."

Feinde.

Es ist bis jetzt nur von den Feinden des Herzogs die Rede gewesen, auch die Herzogin hatte welche — und zwar sehr erbitterte. Die Prinzessin Czartorisky war, und blieb ihre Feindin, obgleich keine Gelegenheit war, diese Feindschaft zu bethätigen; aber auch ein junger Mann haßte Dorotheen und suchte ihr auf alle Weise zu schaden. Zum Glück ging seine Macht nicht weit.

Der Leser wird sich des kleinen Spions der alten Herzogin-Mutter entsinnen, dieser war jetzt ein sehr hübscher, großgewachsener Offizier und des Herzogs Liebling. Es mochte sein, daß diese Favoritschaft daher kam, daß Herr von Trotte die Kunst zu schmeicheln in einem hohen Grade besaß, wie er dies schon an der Mutter seines jetzigen Beschützers und Gebieters bewiesen hatte, es war aber auch möglich,

daß der junge Lieutenant Manches zu erzählen wußte, was dem alten Herrn über gewisse Dinge aus der Vergangenheit eine anziehende Auskunft gewährte. So fand Herr von Trotte eine Kasette auf, die der Herzog eifrig suchte und die er lange nicht finden konnte, in welcher wichtige Papiere und einige Kleinodien lagen, die die Herzogin-Mutter Gründe gehabt hatte, ihrem Sohne vorzuenthalten, bis der Tod es ihr unmöglich gemacht, ihm dieses Stück ihrer Erbschaft zu übergeben. Der Haß des jungen Mannes gegen die Herzogin rührte daher, daß er sehen mußte, wie alle seine Bemühungen umsonst blieben, sich auch bei Dorotheen einzuschmeicheln. Er stieß auf den heftigsten Widerwillen von Seiten der Gebieterin. Sie mochte nichts weniger leiden als das Spionirhandwerk, und sie wußte, daß es von diesem ehemaligen Günstling ihrer Schwiegermutter auf die umfassendste und erfolgreichste Weise war betrieben worden; sie wußte, daß diese Talente auch jetzt nicht ruheten, und daß sie zum Theil angewendet wurden, ihr zu schaden. Seitdem Hellsender aufgehört hatte, der Vertraute und Liebling des Herzogs zu sein, nahm der heranwachsende Erwin seine Stelle ein. Ganze Abende brachte er zu, um mit ihm Schach zu spielen, und während des Spieles, sowie vor und nach demselben fand sich immer Zeit, über diese oder jene Person, über dieses oder jenes Ereigniß eine arglistige Bemerkung

zu machen. Während die Herzogin in Warschau war, hatte der Günstling Zeit gehabt, sich recht fest in den Sattel der Gunst zu setzen. Ein Zeichen hiervon war, daß er es wagte, in Dorotheens Gegenwart Scherze über Personen zu machen, die in ihrer Gunst standen. Einige Male verwies sie dies dem jungen Verläumder, dann jedoch ließ ihre natürliche Gutmüthigkeit sie bedenken, daß dieses Bürschchen doch gar zu unbedeutend sei, um ernstlich Verdruß oder Besorgniß zu erregen. Sie ließ ihn also seinen Weg gehen. Als jedoch Herr von Trotte den kühnen Plan faßte, sich um die Hand des jungen Hoffräuleins zu bewerben, die eine natürliche Tochter ihres Gemahls, von ihr besonders in Schutz genommen worden, trat sie ihm so entschieden entgegen, daß er es sehr wohl empfand, wie seine Gebieterin über ihn dachte. Von dem Augenblicke an schwur er ihr Rache. Glatt und heuchlerisch, wie er war, versteckte er vortrefflich seine Absichten und erreichte sie auf einem Wege, auf dem die Verleumdung immer ihr Ziel erreicht, nämlich auf dem Wege von böswilligen Klatschereien. Er war unverschämt genug, dem Herzoge bemerkbar zu machen, daß die glücklichen Erfolge, die seine Gemahlin in Warschau erstrebt, unmöglich gewonnen sein könnten, ohne daß die Herzogin etwas mehr von der Macht ihrer persönlichen Einwirkungen geltend gemacht, als es geziemend und erlaubt sei.

Der Herzog legte ihm zwar, wenn er diesen Punkt berührte, Stillschweigen auf, etwas blieb jedoch von diesen Reden und Andeutungen haften. Zum Glücke für Dorotheen war der Mann einer so schönen Frau sehr wenig eifersüchtig; er hatte dies bei öftern Gelegenheiten gezeigt, nichts destoweniger behauptete sein Stolz, daß auch hierin seine Rechte nicht im Entferntesten gekränkt werden dürften. Erwin merkte, daß diese Verleumdung nicht recht zog, er fügte also gleich eine zweite hinzu und diese wirkte entschieden; er zeigte seinem Herrn, daß die Herzogin mit Absicht dahin strebe, allen Einfluß für sich zu gewinnen und der Welt glauben zu machen, sie regiere und sie herrsche. Deshalb sei ihr auch jedes Lob und jede Schmeichelei, die ihr dargebracht werde, recht und ein zufälliges Gelingen ihrer Pläne stelle sie stets als einen Triumph ihrer Geschicklichkeit und ihrer Talente dar; während man doch wisse, daß Alles, was bis jetzt in des Herzogs Sache Förderndes geschehen sei, lediglich der Klugheit und den geschickten Wegen möglich geworden, die der Herr selbst angewendet und eingeschlagen habe. Keine Sprache klang dem Herzoge süßer als diese hier. Je mehr er anerkennen mußte, daß der ruhelos thätigen Frau Großes gelungen war, desto mehr befestigte sich bei ihm die Ueberzeugung, daß sie nichts hätte hervorbringen können, wenn er ihr nicht die Wege gezeigt und die Mittel angegeben hätte.

Er zürnte heimlich mit ihr, daß sie ihm nicht dankbar genug dafür sei, und tadelte sie heftig, daß sie Männer, die er hatte fallen lassen, wie zum Beispiel Hellsender, von Nolde und Anderen vertraute und sich ihres Rathes bediente. „Sie geht ihren eigenen Weg," sagte er bei sich, „und ich — soll ihr folgen! Ich will ihr aber zeigen, daß hier, wie in allen Dingen ich vorangehe und sie folgt."

Diese Betrachtungen führten herbei, daß der Herzog, nachdem die ersten Tage der frohen Bewillkommnungsfeier vorüber waren, gegen Dorothee wieder in die kalte und gleichgültige Laune verfiel, die geherrscht hatte, bevor sie ihre mühevolle Reise nach Warschau antrat. Die edle Seele der gekränkten Frau erlitt ohne ein Wort des Vorwurfs diese Kälte. Selbst der Tadel, der so ungerecht wie möglich war, daß nunmehr das so mühsam errungene Dokument nichts als ein nutzloses Stück Papier sei, da, wie es den Anschein habe, der König und die Republik bald würden aufgehört haben, Gesetze zu geben und Urtheile zu sprechen. Dorothee erwiderte sanft, daß dieser unglückliche Fall sich nicht hätte voraussehen lassen und daß sie genau nach den von ihm mitgegebenen Instruktionen gehandelt. Ein neuer Grund zur Mißhelligkeit war die Belohnung für die redlichen Dienste Hellsender's. Hier wich Dorothee nicht von ihrer Forderung. Sie behauptete, es sei unedel, einem Manne nachzu-

tragen, was er sich in früheren Tagen habe zu Schulden kommen lassen, was er durch ein späteres Betragen völlig wieder gut gemacht. Zudem sei ihm nichts bewiesen worden. Anfangs habe er geschwankt, ob er zur Partei der Unzufriedenen übergehen solle, ja, das eigentliche Unrecht, das er begangen, bestehe nur darin, daß er seine Stellung beim Herzog mißbraucht, um Jenen allerlei Mittheilungen zu machen, die ihn zu sich herüberzulocken beabsichtigten. Eine Verrätherei, die des Herzogs Person oder Stellung bedrohte, sei ihm nie Schuld gegeben worden, und spätere treffliche Dienste und ehrenhafte Gesinnung habe jenen Flecken längst getilgt. Genug Dorothee ließ nicht eher ab, als bis sie ihrem Freunde eine so ansehnliche Dotation ausgewirkt, als er nur irgend hätte erwarten können, wenn er in den Dienst der Feinde des Herzogs getreten. Hellsender sah auch wohl ein, wer ihm diese Gunstbezeigungen verschaffte; er erschien, um sich bei Dorotheen zu bedanken, diese lehnte jedoch alles Ernstes jedes Zeichen der Erkenntlichkeit ab, indem sie auf den Herzog als die selbständige Quelle dieser Gaben hinwies. Ebenso wirkte sie eine Pension aus für zwei der Enkel des alten Geheimeraths von Nolde, der unterdessen, ohne ein hinlängliches Vermögen zu hinterlassen, gestorben war. Dem Herzoge und nicht ihr wurde nun der Dank zu Theil und das lobende Urtheil der Menge, die seinen

Edelmuth pries, indem er an den Nachkommen eines früheren Widersachers, der offen gegen ihn gesprochen, Güte bewies.

Das Leben des fürstlichen Paares war und blieb, während der Jahre, die es noch in dem Herzogthume verweilte, kein glückliches. Selbst die Geburt einer Tochter machte die Stellung Dorotheens zu ihrem Gemahle nicht erfreulicher. Der Herzog hatte, da der erste Sohn ihm so rasch war entrissen worden, auf einen zweiten gehofft. Wäre diese Hoffnung erfüllt worden, so hätte er vielleicht seine Pläne für die Zukunft geändert und neu versucht, Bande fester zu knüpfen, die er mit Willen gelockert hatte. Grenzenlos verhaßt wurden ihm Personen und Dinge. Die Bewegung, die in der Welt zu herrschen begann, mißfiel ihm auf's Aeußerste. Unbequem war es ihm, daß die Geister sich regten und daß Dinge zur Sprache kamen, von denen er nichts wußte. Nach Weise alter Männer, die ihre Zeit unnütz verbracht haben, polterte er gegen Welt und Menschen und pries die Tage seiner Jugend, nicht bedenkend, daß, wie diese Jugend da war, sie eben so wenig ihrem geistigen Inhalte nach von ihm gewürdigt und genossen worden, als es jetzt mit den Tagen des Alters geschah. Dorothee dagegen fing jetzt an, gleichsam erst zu leben. Der Sturm der politischen Brandung, den sie herantoben hörte, füllte ihren Geist mit erhabenem Schrecken

und ihr Auge suchte kühn und scharf die gewaltigen Felsenhäupter, die aus der Flut, als diese etwas zu weichen begann, sich emporhoben. Das kleine Kurland, die engen Grenzen ihrer bisherigen Thätigkeit, erschienen ihr werthlos, wenn sie mit feuriger Seele träumte, es könne ihr vielleicht auf dem großen Welttheater eine Stelle angewiesen sein. Sie flog, wie eine Wolke vor dem Morgenrothe, die unermeßliche Bahn der großen Entwickelungen der Menschheit, mit schönem Enthusiasmus voran und forderte ihre Lieben auf, ihr zu folgen. Aber Keiner folgte. Die Schrecken der Revolution, die Gräuel, die Frankreich der gesitteten Welt aus tausend Feuerschlünden entgegengeworfen, hatten zu sehr alle Gemüther mit stummem Entsetzen erfüllt, als daß ein Herz hätte gefunden werden können, das Muth schöpfte und Glauben faßte, aus einer solchen Zerstörung könne das Große und Erhabene, das Rettende und Siegreiche für die Menschheit hervorgehen. Dorothee sah in dem jungen Bonaparte einen Engel mit dem Schwerte, der aus Wetterwolken niederstieg, eine zertrümmerte Welt neu aus dem Schutte aufzubauen. Sie wurde über diese Träume und Illusionen gescholten. Der alternde Herzog nannte sie eine Schwärmerin und verbat sich alle Diskurse über Politik. In diesem Augenblicke war es ihr sehr erwünscht, einen Brief von Arnaud zu erhalten, der ihr die Ankunft eines von ihm

beschützten Flüchtlings meldete. Der Brief lautete: „Herzogin, Einer unserer Braven ist verwundet und auf der Flucht. Im Namen des großen Bundes der Menschheit lassen Sie ihn bei sich eine Stätte finden, wo er seine Wunde heilen und sich wieder tüchtig zum Kampfe machen kann. Es ist der General Irenäus Pochalsky, Vater von zwei edlen Söhnen, die, so wie er im Kampfe stehen und gegen die Unterdrücker fechten. Auf sein Haupt ist ein Preis gesetzt. Dies sage ich Ihnen, um Sie anzufeuern, die Pflichten Ihres Herzens in der ganzen Fülle, deren sie fähig sind, auszuüben. Denn der von Tyrannen Verfolgte ist unser Bruder. Ich komme selbst, denn meine Thätigkeit wird gewünscht in der Nähe der Grenzen Ihrer Heimath. Wenn Sie Umstände, oder Ihr eigener Wille bewegen sollte, uns Beide nicht empfangen zu wollen, so brauchen Sie nur dem Boten dieses Schreiben erbrochen wieder zurückzugeben.

Dorothee ließ eilig den Pavillon im Park, der dem Leser bekannt sein wird durch die Zusammenkünfte, die daselbst die alte Herzogin mit ihren Vertrauten hielt, in Stand setzen und mit dem Nöthigsten für den Aufenthalt eines Kranken versehen. Sie selbst leitete die Anstalten, um so wenig wie möglich die Aufmerksamkeit ihrer Umgebung auf diesen Punkt zu leiten. Der Herzog erfuhr nur, daß ein Kranker dort verpflegt werde, und da er

die Mildthätigkeit Dorotheens kannte, forschte er nicht weiter, wer dieser Kranke sei.

Am frühen Morgen hielt ein Bauerwagen vor dem Thore des Parkes; aus dem Stroh wurde ein Mann in einem Mantel herausgehoben und in den Pavillon gebracht. Ein Reitknecht folgte ihm, der einen kleinen Koffer trug. Daniel, der vertraute Diener Dorotheens, der sie auch nach Warschau begleitet hatte, empfing verabredeter Weise den Kranken und schaffte den Wagen und den Knecht in's nächste Dorf. Gegen Mittag ließ Dorothee ihren Besuch ansagen und es empfing sie ein Mann von feinen Sitten, mit einem ausdrucksvollem Kopfe, den eine Fülle schneeweißen Haares schmückte. „Herr General," beantwortete die Herzogin seinen ehrerbietigen Gruß, „Sie sind auf's Beste empfohlen, betrachten Sie darum mein Haus wie das Ihrige. Nach dem Arzte ist bereits geschickt worden; es ist ein Mann, von dessen Tüchtigkeit ich Beweise habe; zugleich ein verschwiegener Mann, zu dem sie wie zu mir, volles Vertrauen fassen können."

„Ihro Durchlaucht," sagte der Verwundete, „hab' ich nur um Eins zu bitten, daß Sie mich, wenn Sie meiner Erwähnung thun, an einem deutschen Namen nennen. Lassen Sie dies den Namen Hermann sein. Ich habe in der That einen Verwandten, der so heißt."

„Ihrem Wunsche soll Folge geleistet werden," erwiderte Dorothee. „Jetzt lassen Sie Ihr Hauptaugenmerk darauf gerichtet sein, wie Sie sich Ruhe und Heiterkeit des Geistes erhalten und welchen Bericht sie dem Arzte abstatten wollen, den ich so eben dort kommen sehe."

Sie begab sich nach dem Schlosse zurück, sehr befriedigt von dem Aeußern ihres neuen Gastes und nicht wenig freudig gespannt auf das bevorstehende Zusammentreffen mit ihrem mysteriösen Tyroler Jäger. Dieser ließ nicht lange auf sich warten. In der Abendstunde von sechs bis sieben, wo gewöhnlich Dorothee einen Besuch im Pavillon abstattete, fand sie Arnaud, der sie an der Thüre empfing und mit herzlichen Worten seinen Dank abstattete.

Es begann nun ein eigenthümliches Leben zwischen diesen drei, durch gemeinschaftliche höhere Interessen verbundenen Menschen. Dorothee fand hier in Fülle, was sie oben auf dem Schlosse, im Kreise der Ihrigen vergeblich gesucht. Beide Männer waren auf das genaueste mit den neuesten Zeitbegebenheiten und mit der Richtung, die die Geister genommen, vertraut. Der General berichtete über sein Vaterland, Arnaud über Frankreich, Italien, Holland, mit welchen Ländern er in fortgesetztem Verkehre stand. Er empfing Briefe durch Boten, die wie Geister kamen und verschwanden, und nur so viel erfuhr Dorothee, daß man ihn den Obrist

Arnaud nannte. Mit einigen der Emigrirten in Mainz und Frankfurt schien er in Briefwechsel zu stehen, die meisten Zuschriften erhielt er jedoch aus Italien.

Dorothee fand, daß der blühende junge Mann, wie er ihr damals entgegengetreten, sich ihr jetzt als einen ernsten, von der Zeit und ihren Begebenheiten in seinen Zügen gefurchten Vierziger darstellte. Doch konnte er immer noch als ein Bild männlicher Schönheit gelten, besonders wenn man diese Schönheit nicht so wohl in der Fülle und Frische der Jugend, als in der Würde und der Großartigkeit des Ausdrucks suchte.

„Nicht wahr," sagte er eines Abends, als es zu dunkeln begann und er Dorotheens Hand in der seinigen hielt, „ich bin alt geworden? Sie finden in mir nicht wieder, was Sie einmal, vielleicht zu gütig, an mir mit Ihrem Beifall beehrten. Aber meine theure Schwester," diesen Namen hatte Dorothee ihm erlaubt, ihr zu geben, „es liegen Jahre gewaltiger Aufregung, heißen und erbitterten Kampfes zwischen heute und den glücklichen Stunden, wo wir am Ufer eines Waldbaches zum ersten Male unsere jugendlichen Seelen mit dem Nektar berauschten, den eigentlich nur Götter kosten sollten. Ueber Ihr schönes Haupt sind die Jahre machtlos dahin gegangen, Sie haben gelernt, wie man lächelnd seine großen Todten begräbt, ich aber habe unendlich

gelitten, als ich meine Heldengeister von mir Abschied nehmen sah, unter dem Toben der Mordbrennerrotte, die durch die Straßen von Paris zog. Ach, meine Schwester, waren das die Menschen, von denen wir träumten? waren das die rettenden Engel, die uns das Paradies wieder bringen sollten? Sagen Sie mir nichts dagegen. Sie haben Robespiere's scheußliches Haupt nicht gesehen, Sie haben nicht in dieser Höhle der Furien gesessen, die man die Nationalversammlung nannte, wo immer ein blutschnaubendes Henkergesicht gräßlicher hohnlachte als das andere."

„Mein Freund," entgegnete Dorothee, „so bin ich es jetzt, die Sie aufmerksam machen muß, daß keiner unserer Zustände bleibend ist, daß wir — so wie vor wenig Jahren noch in trostloser Verdumpfung und Versteinerung, so jetzt in wilder Zerfahrenheit und in ruhelosen Uebergriffen eben so wenig unsere bleibende Existenz finden werden, als es überhaupt dem menschlichen Geiste gegeben ist, sich eine sichere Stätte hier auf der Erde zu gründen. Geben Sie nichts auf. So entsetzenvoll die letzten Tage waren, die wir haben durchleben müssen, entsetzenvoller als der Gedanke, daß wir hätten bleiben müssen, was wir waren, sind sie nicht. Mitten durch die Zerstörung flammt ein Morgenroth. Ein Geschlecht, das so hat büßen müssen, was mußte es nicht verbrochen haben! Und in

der That, wir hatten viel verbrochen. Wir hatten den Glauben an jede Tugend, an jede Größe verloren; und was ist ein Geschlecht werth, das seines Ahnherrn Wappen besudeln läßt! Diese Worte gelten besonders für mein Vaterland, für Deutschland. Einst so mächtig und groß, so ganz würdig, in den Annalen der Geschichte der Völker als ein prächtig Gebilde zu glänzen, es hat sich feig vor dem Auslande gedemüthigt, und seine Fürsten waren Knechte der Fremden. Das wird nun anders werden. Frankreich giebt uns eine Lehre, es ist eine scharfe, schreckliche, aber doch eine Lehre. Die Nationen werden erwachen und die Fürsten werden nicht mehr Despoten, nicht mehr Sklaven des Auslandes sein dürfen."

„Theure Schwester!" rief Arnaud, und sein Auge füllte sich mit Thränen, „wo haben Sie diese Begeisterung, diesen Glauben her? Ach, wie beneide ich Sie darum! Ich — ich habe diesen Glauben nicht mehr. Ein finstrer Unmuth hat mich ergriffen und zeigt mir, daß Alles, was die Menschheit zu Zeiten Großes gewollt und gewirkt, immer im nachwachsenden Geschlechte vom Geiste der Lüge wieder in den Staub gezogen worden. Haben die großen Männer der Vorwelt vermocht, die Welt auf einen andern Standpunkt zu rücken? Sie haben nichts gekonnt, als nur die ewige, verzehrende Sehnsucht nach dem Gute der Götter in

unserer Brust wach zu erhalten, ohne daß sie oder wir die Kraft hatten und haben, dieses Gut auf die Erde zu versetzen. Es ist bitter auszusprechen, allein es muß gesagt sein: ein ewiges Spielen und Hin- und Herschwanken ist Das, was wir Fortschritt der Menschheit nennen. Hier hebt sich die Welle und wir rufen laut: Aufklärung! Glaube! Liebe! Tod der Knechtschaft! Hier sinkt die Welle und wir jammern: Aberglaube, Fanatismus, Knechtschaft, Tyrannei! — Der, der dieses Meer übersieht, muß wissen, ob und wo es seine Ufer hat. Wir, die wir auf den Wellen tanzen, wir wissen es nicht."

Dorothee war erschüttert von diesen Worten und mehr als der furchtbare Sinn derselben kränkte es sie, daß ein Mann sie aussprach, an dessen schöner Glaubensfülle sie einst mit ihren Hoffnungen und Träumen sich emporgerankt. „Nein, nein!" rief sie heftig, „ich will diese Lehre nicht hören, sie ist das Resultat jener blind in die Welt stürmenden, sich überstürzenden und nun — da sie auf Widerstand stößt, eben so jählings sich in die Tiefe stürzenden Weltverbesserungstheorie. Ich gebe Nichts auf; es soll mir auch Niemand entreißen, was ich erfaßt habe. Der Glaube ist ein Gut, über das sich nicht streiten läßt. Ich glaube an die Unsterblichkeit, ich glaube also auch an die ewig fortschreitende Vervollkommnung unsres Wesens. Aber

freilich mein Maaßstab ist der größte, den ich habe finden können. Nicht an die eine bestimmte Christusreligion ist die Menschheit gebunden; durch Myriaden Generationen, durch eine unendliche Reihenfolge von Entwickelungen, von denen das Leben unsrer bekannten Weltgeschichte nur ein winzig kleiner Raum ist, geht die unermeßliche Straße, auf der die Geschlechter dem Lichte zugeführt werden. Erhabene Führer lösen sich hier ab. Christus ist einer von diesen. Seine Mission und die wenigen Jahrhunderte, an deren Spitze er gestanden, gehen dahin wie Augenblicke und ein neuer Führer löst ihn ab; stets aber geschieht diese Führung in dem Plane des großen Allgeistes, der eine kolosse Vergöttlichung seines Selbst in einem aus der Tiefe und der Nacht zu sich emporgezogenen, geliebten und großgepflegten Geschlechte sucht und findet. Wollen wir da nun sagen, das Stückchen Weltgeschichte, das wie der Lichtfunke im Widerscheine des Wassers vor unsern Augen zittert, wollen wir nun sagen, daß dieses kleine Fragment schon Alles sei, was das menschliche Geschlecht erleben könne? Welche Kurzsichtigkeit! Welche Vermessenheit! Allnächtlich sehen wir den Himmel vor uns, unsre Astronomen sagen, daß er eine Unermeßlichkeit von Welten in sich fasse, und wir fragen nicht nach seinen Grenzen; und die Welten, die Gott als Ideen aussäete, sie sollten weniger unermeßlich und unfaßbar sein?

Ihnen wollten wir uns erlauben, Grenzen zu setzen? — —"

Mit diesen und ähnlichen Gesprächen wurden die traulichen Stunden ausgefüllt, die Dorothee bei ihren Gästen im Pavillon zubrachte. Ein Unwohlsein des Herzogs hatte sie gegen den Herbst abgehalten, öfter bei den ihr so theuren Männern zu erscheinen, sie kam nur auf flüchtige Augenblicke, und diese waren dem Krankheitszustande des alten Generals geweiht. Arnaud hatte sich auf einige Zeit entfernt und es fehlte gänzlich an Nachrichten, wohin er sich gewendet. Der General war sehr besorgt um ihn. „Wenn Sie wüßten, Durchlaucht," sagte er zu Dorotheen, „wie thätig er ist, wie er überall bei der Hand ist, wo es gilt zu helfen, selbst bei Personen, die weder seine politischen Ansichten, noch sonst seine Grundsätze und Lebensmaximen theilen, die aber durch das traurige Elend, in das sie gerathen, seine Hülfe als Mensch beanspruchen. Möchten ihn die Ereignisse der Zukunft auf die Stelle setzen, wohin er gehört."

Dorothee hatte seit einer Woche das Gartenhaus nicht besucht, da kam ihr eines Morgens, als sie in den Park trat, Arnaud mit bekümmertem Gesichte entgegen. „Schlechte Nachrichten, Herzogin," rief er ihr entgegen, „kommen Sie, trösten Sie unsern armen Freund, der jetzt jede Hoffnung scheiden sieht." — „Was ist geschehen?" fragte

Dorothee. — „So wissen Sie es also noch nicht," fuhr der Gast fort. „Die Polen haben eine Schlacht verloren, Kosciusko und mit ihm mehre Generale sind gefangen genommen. Bei Macieowice, von Oesterreichern, Preußen und Russen umzingelt, haben die edeln Patrioten das Unglaubliche geleistet, jedoch der Uebermacht weichen müssen. Der schöne Sieg bei Raclawice und der Entsatz von Warschau, diese Lichtpunkte in der Nation, sind jetzt vergeblich. Warschau steht den Russen offen, Krakau ist genommen. Ach, man kann nichts als sich gestehen, der Tag des Unterganges dieses edlen Volkes ist gekommen!"

Mit Schrecken vernahm Dorothee diese Worte. Sie trat, Thränen im Auge, an das Lager des ehrwürdigen Generals, der ihre Hand faßte, ohne im Stande zu sein, ein Wort zu sprechen. Endlich rief er unter Stöhnen die Worte: „Haben Sie es gehört? Der tapfre Sohn des Vaterlandes, unser Kosciusko, als er von zahllosen Säbelhieben verwundet vom Pferde fiel, rief er: Finis Poloniae! Ja wohl — Finis Poloniae! — Was soll nun weiter kommen? Ein hochherziges Volk, das so lange die Grenzscheide gegen die Barbarei im Osten für die Länder Europa's gebildet, es ist nicht mehr. Wie werden sie jetzt über das arme hingeschlachtete Opfer herfallen, wie werden sie aus dem Herzen des Vaterlandes auch die letzten kostbaren

Blutstropfen schlürfen. Oh — oh! und ich lebe noch!"

„Es hat so kommen müssen," rief Arnaud. „Als der König feig und abtrünnig, auf Befehl Rußland's, zu der Conföderation von Tarnowitz, dieser Genossenschaft von Verräthern und Schurken übertrat, war das Signal gegeben. Die übermächtigen Feinde wollten den Untergang der Nation und die wenigen Edlen, mochten sie auch wie die Löwen sich wehren, sie mußten der kolossalen Macht unterliegen, die sich auf sie stürzte."

„Was machen Ihre Söhne?" fragte Dorothee.

„Ich weiß es nicht," antwortete der Vater. „Mögen sie einen ehrenvollen Tod gefunden haben; es ist das Beste was ich ihnen wünschen kann. Und jetzt, theure Frau," setzte er hinzu, „lassen Sie mich daran denken, Ihrer edlen Gastfreundschaft ein Ziel zu setzen. Ich darf nicht länger weilen, wenn ich nicht Ihre Güte mißbrauchen und Sie, meinen rettenden Engel, in Gefahr bringen will. Es ist Ihnen bekannt, wie eifrig man mich sucht; der Versteck, den ich hier gefunden, kann mich, nach Lage der Dinge, wie sie jetzt stehen, unmöglich lange schützen. Polen bietet Ihrem Gemahl jetzt keinen Rückhalt mehr; er wird auf seine eigne Sicherheit bedacht sein müssen. Zum Glück giebt mir der Arzt die Hoffnung, daß ich werde reisen können, und hier, unser junger Freund, will für mein gefahrloses

Fortkommen sorgen. Somit nehme ich vorläufig von Ihnen Abschied."

Diese Nachrichten und Entschlüsse waren so überraschend und erschütternd, daß Dorothee in der That nicht wußte, nach welcher Seite hin sie ihren Rath ertheilen sollte. Sie saß schweigend da und Arnaud stand am Fenster einen Brief überblickend, den er eben erhalten.

In diesem Augenblicke trat der Herzog ein.

Diese Erscheinung brachte auf die Drei eine nicht ganz angenehme Ueberraschung hervor. Dorothee eilte beide Männer ihrem Gemahl vorzustellen, und zwar den ältern unter dem, von ihm gewählten deutschen Namen.

Der Herzog sprach einige Worte, war kalt, höflich und schweigsam, und entfernte sich wieder. Auf dem Schlosse angelangt, sagte er zu Dorotheen: „Sie unterstützen da zwei Männer, die mir als arme Flüchtlinge aus den niedern Ständen angegeben worden; es sind jedoch Männer aus den höhern Kreisen. Ich hätte wohl gewünscht, Sie hätten mir diesen Umstand nicht verschwiegen."

„Ich habe Ihnen mitgetheilt, was mir erlaubt war mitzutheilen," entgegnete Dorothee. „Das Geheimniß dieser Männer ist nicht das meine, ich darf also nicht darüber schalten."

„Also doch ein Geheimniß? Ein Herzensgeheimniß oder ein politisches? wenn man fragen darf!"

Dorothee antwortete nicht. Zum ersten Male traf ihren Gemahl ein Blick so kalt, so stolz, so gebietend, daß er Ursache fand, zu bedauern, diese Frage gethan zu haben, die er jetzt als einen Scherz behandeln wollte, und in diesem Tone noch ein paar Worte hinzusetzte, die ebenso wie die ersten ohne Antwort blieben. Das Gespräch war hiermit abgebrochen und der Herzog mochte fühlen, wie er Die, die ihm nichts als Beweise von Aufopferung und zarter Rücksicht gegeben hatte, gekränkt. Er stand auf, nahm aus einem Schubfache seines Sekretairs ein kostbares Armband und auf Dorotheen zutretend, sagte er in einem verbindlichen Tone: „Hier, Madame, ist ein kleines Geschenk, das ich zu Ihrem nahen Geburtstage bestimmt hatte, das aber passender jetzt Ihnen überreicht wird."

Dorothee erwiderte: „Ich danke Ew. Durchlaucht für die Güte, doch nehme ich es nur unter der Bedingung an, daß ich's zu Gelde machen darf, um jenen unglücklichen edlen Polen, die Sie heute gesehen, Reisegeld zu geben."

„Wie Sie wollen," sagte der Herzog etwas pikirt. „So werde ich eine Rolle Gold in Ihre Hand legen, die Sie zu diesem Zwecke verwenden mögen, das Armband will ich jedoch, wenn Sie erlauben, unsrer ältesten Tochter geben und ihr dabei die gute Ermahnung zusprechen, so tugendhaft und so liebenswürdig wie ihre Mutter zu werden."

So sehr dies wie Versöhnung klang, so blieb von diesem unglücklichen Tage, wo zum ersten Male der Herzog ihr ein Mißtrauen gezeigt, das sie beleidigen mußte, eine nicht zu tilgende Spur zurück. Zudem verfiel der Herzog, der jetzt Anfälle von heftigem Podogra erlitt, in seine alte Launenhaftigkeit zurück, die zu einem solchen Grade stieg, daß es den Hausgenossen, Dorothee nicht ausgenommen, kaum möglich war, irgend Etwas aufzufinden, das ihn erheiterte oder zerstreute. Unausgesetzt sprach er den Wunsch aus, das Land zu verlassen. Er war durch die Vorgänge in Polen so ängstlich geworden, daß er alle Augenblicke glaubte, russische Truppen an den Fenstern seines Landhauses vorübermarschiren zu sehen. Diese Stimmung benutzten Diejenigen in seiner Umgebung, die mit seinen Feinden, den Unzufriedenen, zusammenhingen, um zu schüren und zu treiben. Dorothee redete ihm unablässig Muth ein; sie rief seinen Stolz wach, sie merkte bald, daß ihr Einfluß auf ihn nicht der alte war, daß sich niedrige Creaturen aller Art zwischen sie und ihn gedrängt hatten, und daß der jetzt bereits alte Mann zu keinem hochherzigen Entschlusse, nur zu kleinlichem Grollen und Zanken zu bringen war. Sie schloß sich also, nach Abreise Arnaud's und des Polen, fast den ganzen Tag in ihre Gemächer ein, und kam nur hervor, wenn irgend eine Besprechung von Wichtigkeit oder

ein kleines Familienfest ihre Gegenwart durchaus erforderlich machte.

So schlich denn wiederum ein trauriger Winter dahin.

Das Jahr 1795 brachte nun die Katastrophe heran, welche die besorglichen Patrioten und wahren Freunde des Landes wie des Herzogs hatten kommen sehen, mit der festen Ueberzeugung, nicht abwehren und helfen zu können.

In den letzten Tagen ihres Aufenthaltes in Warschau hatte Dorothee den russischen Minister, Grafen Alopäus kennen gelernt, der sich nicht in amtlicher Stellung, sondern als Privatmann kurze Zeit daselbst aufhielt und als willkommener Gast in die kleinen Abendgesellschaften kam, welche die Herzogin gab und die der König öfters mit seiner Gegenwart beehrte. Dieser Graf, ein geistvoller Mann, nach den modernen Prinzipien der Bildung erzogen, erschien jetzt sehr zur rechten Zeit in Mitau, um dem Fürstenpaare seinen Rath zu geben, eigentlich nur Dorotheen, denn der Herzog war jedem Einflusse unzugänglich, der nicht von seinen Günstlingen ausging, die sich beflissen, Dem entgegenzuarbeiten, was die Herzogin und ihre Freunde beabsichtigten. Namentlich war der Herr von Trotte thätig, der auch die Zusammenkünfte Dorotheens im Pavillon mit den Flüchtlingen dem Herzog unter den gehässigsten Bemerkungen und Winken verrathen hatte.

Der Graf gab Dorotheen den Rath, vor allen Dingen darauf hinzuarbeiten, daß die Gunst der Kaiserin errungen werde, die jetzt als halb verscherzt anzusehen sei. Er vertraute der Herzogin im Geheimen, daß der Widerwille Katherinens gegen den Herzog so hoch gestiegen sei, daß er fast schon in Haß sich gestalte, und daß dieser verderblichen Stimmung, wenn man ihr ihren Lauf lasse, ein entschiedenes Mißgeschick für den Herzog erwachsen werde. Dorothee sei jedoch von der Monarchin begünstigt, sie habe sich oft freundlich und anerkennend über sie ausgesprochen, und Frau von der Recke, durch ihr Buch über Cagliostro, hätte der Kaiserin Wohlgefallen in nicht geringem Grade auf sich gezogen. Es käme nun darauf an, daß der Herzog mit Gemahlin und Schwägerin nach Petersburg ginge, um dort das Mögliche zu versuchen, günstige Bedingungen und Schutz für seine Krone zu erhalten, damit das Zusammentreten der mißvergnügten Stände, die ganz ähnlich wie in Polen eine Conförderation gebildet, um ihre Klagen an den Thron der Kaiserin zu bringen — mit andern Worten, um das Herzogthum ihr anzubieten, machtlos zusammenfalle. Bereits habe Katharine schon den Plan aufgegeben, den jungen Prinzen Calixt, Sohn der Wittwe Biron, auf den kurischen Thron zu befördern, — es sei also jetzt der rechte Zeitpunkt, die Kaiserin für den Herzog zu gewinnen. Wenn Alles

dieses unterbleibe, sei es ganz ohne Zweifel, daß der Herzog auf Befehl der Kaiserin werde abdanken müssen, so wie dieses auch dem Stanislaus August in nächster Zeit bevorstehe.

Ueberzeugt von der Richtigkeit dieser Argumente eilte Dorothee bekümmert zum Herzog und wandte nochmals ihre Beredtsamkeit an, ihn zu einem Entschlusse nach dieser Richtung hin zu bringen, allein vergebens. „Wie?“ rief er, „Sie rathen mir, vor einer Feindin, vor einer Frau, die ich hasse, mich zu demüthigen, um mir eine Krone zu erhalten? Ist's so weit gekommen, daß ich weichen muß, bin ich wie der König Stanislaus von Verräthern umgeben, die bereit sind, mich zu verkaufen, wie sie bereits ihre Ehre verkauft haben, so möge geschehen, was ich nicht hindern kann, allein nie werde ich bei dieser Frau zu einer Fürbitte mich bequemen. Wollen Sie allein reisen, so reisen Sie; allein ich gebe Ihnen keine Vollmacht mit, und mißglücken Ihre Pläne, so ist es Ihre Privatsache gewesen.“

Dorothee schwankte einen Augenblick, ob sie auf diesen Vorschlag eingehen solle, doch erschien ihr eine Reise allein unter diesen Verhältnissen nicht räthlich. Mit ihrem feinen Sinne für das Schickliche hatte sie sogleich heraus empfunden, daß ihre Mission in Warschau nur darum gefallen, weil sie darin eine Demüthigung des Mannes sah, den sie haßte, der ihr feig, unthätig und unmännlich er-

schien. Kam Dorothee jetzt also nochmals allein, und erlangte sie, günstigen Falls, was sie wünschte, so konnte dies nur auf Kosten des Herzogs geschehen, der dann nicht allein bei Katharina, sondern in den Augen der Welt völlig als Null erschien. Auf diese Weise beabsichtigte Dorothee keinen Triumph; ihr Stolz bestand darin, den Herzog, ihren Gemahl, auf keine Weise fallen zu lassen und am wenigsten in Fällen, wo es den Anschein hatte, als wenn sie sich dadurch erhob und glänzte. Sie nahm also diese Erlaubniß des Herzogs nicht an, sagte ihm natürlich nicht den wahren Grund, sondern schützte ihre Zaghaftigkeit und ihre Unkenntniß mit dem Petersburger Verhältnisse vor.

„Alsdann lassen Sie Frau von der Recke reisen," begann der Herzog; „sie ist ja, wie man in allen Zeitungen lesen kann, jetzt der erklärte Liebling der Kaiserin.

„Unmöglich kann dies Ihr Ernst sein," sagte Dorothee mit Gereiztheit. „Wie, Sie als Mann und Fürst wollten sich durch eine Frau, durch eine Verwandte Ihres Hauses vertreten lassen?"

„Schickt man doch zuweilen sehr unbedeutende Personen als geheime Bevollmächtigte," erwiderte der Herzog. „Erinnern Sie sich nur des Ritters D'Eon, von dem man noch dazu nicht wußte, ob er Mann oder Frau war, und den Ludwig XV. nach England sandte. Uebrigens ich sage es noch-

mals, thuen Sie und Ihre Schwester, was sie wollen. Mich bringt man aber nicht nach Petersburg. Bedenken Sie nur, welche Kränkungen ich von Katharinen erfahren. Ich will mir die Mühe nehmen, sie Ihnen nochmals in der Kürze aufzuzählen. Zum Ersten hat sie mich bei meinem Vater schon verleumdet, mich bei ihm für einen mittelmäßigen Kopf ausgegeben. Als dies weiter keine Früchte trug, hetzte sie meinen Bruder gegen mich. Zum Glücke war dieser von einer solchen Art, daß sie schnell, um sich nicht vor der Welt zu compromittiren, ihre Gunst ihm entziehen, ja ihn sogar zwingen mußte, auf alle Successionsrechte zu abdiciren. Später fand der ärgerliche Handel mit meiner Gemahlin Eudoxia statt, deren lächerlichen Mährchen in Betreff meiner sie Glauben schenkte, und darauf hin machte, daß ich hier und dort, wohin ich mich mit meiner Bewerbung wandte, abschlägige Antworten erhielt. Sie war es, die jenes unwürdige Weib gegen mich in Schutz nahm. Das vergeß' ich ihr nie! Alsdann fing sie an, von mir zu reden, wie von Einem, der es unmöglich lange machen könne und dem man den Nachfolger bestellen müsse. Meine Neffen, die ich aus guten Gründen nie zu mir herangezogen habe, eben so wenig wie meine Schwägerin und Schwester, ließ sie zu sich nach Petersburg kommen, gab mir den Befehl, daß ich vierzigtausend Thaler jährlich für die Ausbildung dieser

Knaben zahlen solle, und nahm sich des ältern mit der deutlich ausgesprochenen Absicht an, aus ihm einen Herzog von Kurland zu machen. Alles dieses habe ich vor meinen Augen geschehen lassen müssen. Ich habe geschwiegen, weil Reden nichts würde genutzt haben. Jetzt, da ich sehe, wie sie mit einem gekrönten Haupte verfährt, das zu Zeiten doch ein ihr sehr theures war, jetzt soll ich kommen, für den sie gar keine Rücksichten zu nehmen hat, und soll nutzlos um eine Krone bitten, die sie mir fast vom Haupte weg bereits, der Himmel weiß, an wen, vergeben hat."

Die Worte des Herzogs waren nicht ohne Grund, dies fühlte Dorothee wohl und sie konnte ihm leider nicht erklären, warum dies so sei, wie es war. Sie versuchte es, seine Eitelkeit rege zu machen. „Sie werden mir gestehen," hub sie an, „daß Sie auch sehr wenig bemüht gewesen sind, sich der Monarchin zu nähern. Nie haben Sie es versucht, Katharinen jene Huldigungen zu beweisen, die sie nicht als Kaiserin, sondern als schöne Frau verlangt."

„Es ist wahr," sagte der Herzog in sehr guter Stimmung, „ich habe mich nicht gedrängt, ihr Liebhaber zu werden; oder meinen Sie in der That, daß es jetzt noch für mich Zeit sei, sich um einen solchen Posten zu bewerben? und wollen Sie aus diesem Grunde meiner Reise nach Petersburg das

Wort reden?“ Der Herzog sagte dies, indem er eines jener Gesichter schnitt, die ihm früher so eigenthümlich gewesen waren und die halb in einem Muskelkrampfe, halb in einer willentlichen Verzerrung der Lachmuskeln bestand.

Dorothee schwieg; sie wollte diese ernste und wichtige Angelegenheit nicht in einen Spaß verdreht sehen. „Und dann,“ hub sie wieder an, „vergessen Sie nicht, daß Katharina Ihnen auch Das nachträgt, daß Sie damals, wie ich Sie bat, versäumten, mich ihr vorzustellen.“

„Kurz und gut,“ erwiderte er, „es ist gekündigt worden auf beiden Seiten, und ich, der Schwächere, werde es ausbaden müssen.“

„So lassen Sie es uns mit Berlin versuchen,“ nahm Dorothee nach einer kurzen Pause das Wort. „Dorthin kann ich allenfalls allein hingehen. Wir können dann nicht direct, sondern indirect versuchen, auf die Kaiserin zu wirken.“

„Durch wen?“

„Durch den König.“

„Es ist wahr, Friedrich Wilhelm ist Ihr Freund, Herzogin, aber ob er auch der der Kaiserin ist, bezweifle ich. Sie hat damals, als er noch Kronprinz und ein schöner, junger Mann war, sich nie viel aus ihm gemacht.“

„Das ist auch nicht meine Meinung,“ entgegnete Dorothee mit einiger Heftigkeit. „Sie belieben die

Dinge alle aus einem frivolen Gesichtspunkte zu betrachten. Die Politik hat bei Gelegenheit des unglücklichen Polenkampfes Rußland und Preußen sehr nahe zusammengeführt und das Fürwort des Königs kann nicht allein, sondern muß hier von Bedeutung sein."

„Wohlan, so reisen Sie. Ich werde Sie darum beneiden, mein geliebtes Preußen wiedersehen zu dürfen, während ich hier in dieser Sandgrube sitzen bleiben muß. Ja — ja, reisen Sie! Nebenbei können Sie dann unsere Besitzungen in Schlesien und Böhmen in Augenschein nehmen. Wenn ich erst in Sagan sein werde, werde ich glücklich sein."

„Sie dürfen nirgends anders als in Kurland sein," sagte Dorothee halb scherzend, halb ernst. „Hierhin gehören Sie und hier müssen Sie leben und sterben. Wie der Soldat nicht von seinem Posten, so soll der Fürst sich nicht aus seinem Lande verdrängen lassen."

„Nicht wahr, ich soll mich wohl an die Spitze meiner Armee von fünfhundert Mann stellen und gegen Rußland zu Felde ziehen? Ich sehe schon, Sie wollen aus mir einen Don Quixote machen."

„Ich möchte aus Ihnen einen Mann machen!" erwiderte Dorothee und um das Beleidigende dieser Worte zu verdecken, lachte sie und machte in anmuthiger Weise eine tiefe Verbeugung vor dem Herzoge, der froh überrascht ausrief: „Ach — nun

sind Sie wie ich Sie immer haben möchte! Ganz so, wie Sie zu Zeiten waren, wo ich jedem Hypochondristen gerathen hätte, in Ihre Nähe zu kommen, um von seinem Uebel geheilt zu werden. Das ist gut; das ist amüsant! Zum Teufel mit der Politik! Lassen Sie uns die wenigen Tage genießen, liebe Dorothee, die uns noch bleiben. Kommen Sie; wir wollen einen Ball geben. Unsere Töchter werden tanzen. Der russische Graf liebt schöne jugendliche Gestalten; auch ich liebe sie. Ich will von meinen Unterthanen Diejenigen aussuchen, die noch etwas taugen, und die will ich vor mir tanzen lassen. Und zwar sollen sie diesmal nicht auf meiner Nase, sondern auf einem gewöhnlichen Tanzboden tanzen. Wir wollen hübsch zu Tafel sitzen und wir wollen ein gutes Glas Wein trinken. Die Sorgen der Welt wollen wir in eine Rebhuhnpastete backen lassen und diese mit einem Glase Champagner hinunterspülen. Was sagen Sie dazu, meine schöne Dame, kann ich nicht noch recht heiter sein?"

Mit diesen Scherzen erhob sich der Herzog mühsam aus dem Lehnsessel und humpelte in sein Kabinet, um sich zur Ruhe zu legen. Dorothee blieb allein, den Blick ernst und trübe durch die hohen Fenster des Saals in die Ferne gerichtet. „So wäre es denn wahr!" rief sie träumerisch, „wir müßten ziehen — aus dem Heimathlande! Die Fremde soll

uns aufnehmen! — ach, die Fremde! Ein Wort schrecklicher Bedeutung für Den, der sein Herz gehängt hat an das liebe Seine, der in dem Lande seiner Väter einst auch für sich die Stätte der Ruhe bereitet hielt! Was auch Schönes da draußen lebt, es ist doch nicht das Vaterhaus. Ein liebes Plätzchen, wo wir als Kind gespielt, wo eine segnende Vaterhand, ein liebendes Mutterauge auf uns gerichtet war, es wird durch die Siegesbögen und Tempel Rom's nicht aufgewogen. Locke nur, Du schöne Ferne, Deine Reize sind trügerisch! Singe nur Syrenenstimme, Deine Töne bestricken das Ohr, aber sie fesseln das Herz nicht. O armer Mann, o arme Frau, die auswandern müssen aus der Heimath; möge die Menge sie immerhin auch mit dem stolzen Fürstentitel grüßen; es ist doch ein armer Mann, es ist doch eine arme Frau, die ihr des Weges ziehen sehet! Der Landmann darf auf seiner Scholle bleiben, der Handwerker an seinem Arbeitstische, es treibt sie Niemand auszuwandern; aber den Fürsten treibt man! Was dem Niedrigsten und Aermsten sicher bleibt, sein Vaterhaus — dem Fürsten nimmt man es. Die fromme Kindestreue, die ihre Thräne auf dem Grabe der Eltern weinen darf, sie bleibt, denn der Kittel der Armuth deckt ihre Brust; aber das Fürstenherz, das unter Purpur schlägt, dem legt man höhnend Unleidliches auf, die Trennung von der Erde, in der sein Ge-

schlecht ruht, die glorreiche Folge seiner Ahnen! Es darf nicht klagen, es muß sein herbes Elend stolz und verschwiegen tragen. Wo der arme Auswanderer seine Habe auf die Schultern ladet und kummervollen Blickes noch einmal die Hütte beschaut, aus der er auszieht, da muß der stolze Purpurträger, von seinem Feinde heuchlerisch begleitet, aus den Pforten seines Palastes treten, ohne einen Blick rückwärts werfen zu dürfen auf die Stätte, die er verläßt."

Ende des zweiten Bandes.

Druck von Oswald Kollmann in Leipzig.

Bei Chr. E. Kollmann in Leipzig sind ferner erschienen:

Die Ritter der Industrie.

Anonymer Roman

in

34 Kapiteln.

6 Bde. 8°. 1858. brosch. 6 Thlr.

Die Leute der Amtsstube.

Socialer Roman

vom Verfasser der

Ritter der Industrie.

3 Bde. 8°. geh. 1859. 4 Thlr.

Trystany.

Biographisches Lebensbild

vom

Verfasser

von

„Vier Lebenswege."

2 Thle. 8. geh. 1859. 1 Thlr.

Der alte Hauptmann.

Roman vom Verfasser

der

„neuen Deutschen Zeitbilder."

3 Bde. 8. geh. 1859. ord. 2 Thlr.